

Lech-Isar-Land 2022

HERAUSGEGEBEN VOM
HEIMATVERBAND LECH-ISAR-LAND e.V.
(gegründet 1924)
WEILHEIM i.OB

Titelseite:	<i>Schloss Lebenberg mit Weingärten oberhalb der Gemeinde Tscherm's in Südtirol (2020)</i>
Rückseite:	<i>„Weilheimer Verkündigung“ von Jos Huber Geschenk an die Stadt Weilheim anlässlich der Verleihung des Kulturpreises 2020</i>
Herausgeber:	Heimatverband Lech-Isar-Land e.V. – Sitz Weilheim i.OB Parchetstraße 12, Parchetstraße 23 E-Mail vorsitzender@lech-isar-land-heimatverband.de
Website:	www.lech-isar-land-heimatverband.de
Vorsitzender:	Bernhard Wöll, Archivar i.R., ehrenamtl. Kreisarchivpfleger für den Landkreis Weilheim-Schongau Parchetstraße 12, 82362 Weilheim i.OB E-Mail vorsitzender@lech-isar-land-heimatverband.de
Schriftleiter:	Klaus Gast, Dipl. FinW (FH), ehrenamtl. Kreisheimatpfleger für den Landkreis Weilheim-Schongau E-Mail schriftleiter@lech-isar-land-heimatverband.de
Bankverbindung:	Sparkasse Oberland IBAN DE 75 7035 1030 0000 0075 26 BIC BYLADEM1WHM
Herstellung:	Klaus Hecker GmbH · Druck Grafik Schilder Obermühlstraße 90, 82398 Polling
Websitebetreuung:	webdesign pfeiffer, Elisabeth Pfeiffer, Dipl. Informatikerin www.webdesign-pfeiffer.de

Hinweise:

Im Falle von Beitritts- und Austrittserklärungen, geänderten Mitgliederadressen oder neuen Bankverbindungen, Bestellungen von Jahrbüchern und Zusendungen von Schriftenaustauschexemplaren bitte an den 1. Vorsitzenden wenden.

Soweit es sich um Beiträge für das Jahrbuch handelt, bitte direkt an den Schriftleiter wenden bzw. die Beiträge direkt an den Schriftleiter senden. Textbeiträge bitte ausschließlich in digitaler Form (Word-Datei), Bildmaterial gesondert und nur in Schwarzweiß als JPG-Datei mit 300dpi. Die hier abgedruckten Beiträge dürfen nur mit Genehmigung des Verfassers und des Herausgebers nachgedruckt oder weiterverwendet werden. Die inhaltliche und juristische Verantwortung für den Inhalt der einzelnen Beiträge liegt bei den Autoren.

Inhalt

– GESCHICHTE –

Bernhard Wöll

Weinbau und Weingüter altbairischer Hochstifte bzw. Klöster in Südtirol und die ehemaligen Besitzungen der Klöster Polling, Rottenbuch, Steingaden und Wessobrunn – 1. Teil Klöster Polling und Rottenbuch – 5

Klaus Gast

Die Familie Wörner – Schicksal einer Familie in Murnau 67

Anja Behringer

Ein langer dornenreicher Weg zum Calvarienberg: Der Pfarrer und die Furka 103

Werner Fees-Buchecker

Geschichte der Präparandenschule Landsberg am Lech 1866 bis zur Auflösung 1923 (Die vorbereitende Stufe der Lehrerausbildung) 113

Helmut Schmidbauer

Die Nachfahrentafel der Brüder Johann Baptist und Dominikus Zimmermann 135

Rudolf Steiger

Die Scheiterhaufen von Werdenfels – Chronik der Garmischer Hexenprozesse 157

Herbert Wintersohl

„Johnny Cash, Landsberg Airbase, Gebäude 23, Stube 85“
(Johnny Cash im Fliegerhorst in Penzing 1951–1954) 181

Gerhard Heiß

Historische Vereinsfahne der Birkländer Veteranen von 1898 mit einzigartigen Besonderheiten für die Nachwelt gerettet 199

Josef Freisl

Bericht des Johann Freisl (1836–1899) zu seiner Reise ins „Heilige Land“ vom 1. Oktober bis 12. November 1898 205

Albin Völk

Die Grenzmarkbeschreibung des Klosters Wessobrunn um das Jahr 960 – Wo waren Suuabesneita, der Hengistisbach und was steckt hinter dem rätselhaften Bilstein? 221

Thomas Freller

Die Malteserkommande Vogach und ihre Inhaber – ein kurzer Abriss 241

– KUNST –

Tobias Güthner

Ein apollinischer St. Florian?

Zu einem Altarentwurf von Thomas Schaidhauf für die Kirche St. Alban in Diessen 259

– MUSIK –

Gotthard Leuchtenmüller

Requiem in d-Moll für eine mittlere Singstimme und Orgel – „Deutenhauser Requiem“ 267

Klaus und Georgia Gast und Rudi Standl

„S'Klofensta“ – Ein neues Lied aus dem Lech-Isar-Land 282

– SONSTIGES –

Christian Fries und Gerhard Neumeier

Die Situation der kleinen Kommunalarchive in Bayern am Beispiel der
Stadtarchive Fürstenfeldbruck und Starnberg 285

– AUS DEM HEIMATVERBAND –

Bernhard Wöll

Zum Gedenken an Ludwig Stippel 309

Klaus Gast

Herzlichen Glückwunsch zum Kulturpreis 2020 – Jos Huber / Friedrich Denk 311

Wechsel im Amt des Kreisheimatpflegers für Denkmalschutz und Boden-Denkmäler
im Landkreis Weilheim-Schongau 311

– BUCHBESPRECHUNGEN –

Klaus Gast

Katharina Hindelang: Bäuerliche Hauskultur – Steingaden und Umgebung 313

Ernst Meßmer: Graf Rath – Nachruf auf einen Mann, dem seine Identität genommen wurde 314

Arbeitskreis Geschichte Riegsee: Geschichte der Gemeinde Riegsee (Band 2) –
„Leben in unseren Dörfern im Königreich Bayern“ 316

Bernhard Wöll

Gerhard Neumeier: Fürstenfeldbruck 1945 bis 1990
(Von der Kleinstadt zum Mittelzentrum) 317

Alfred Honisch

Hans Schütz: Der gute Mensch von Auschwitz? 318

Weinbau und Weingüter altbairischer Hochstifte bzw. Klöster in Südtirol und die ehemaligen Besitzungen der Klöster Polling, Rottenbuch, Steingaden und Wessobrunn

– 1. Teil Klöster Polling und Rottenbuch –

Bajuwaren an Etsch und Eisack

Um die Beweggründe und die historischen Rahmenbedingungen nachvollziehen zu können, warum altbairische Klöster, darunter auch Polling, Rottenbuch, Steingaden und Wessobrunn, in Südtirol Weingüter besaßen und Weinbau betrieben, bedarf es vielleicht eines kurzen historischen Exkurses, der bis in die Zeit der zu Ende gehenden römischen Herrschaft im Alpenraum und zu den damit verbundenen politischen und gesellschaftlichen Veränderungen zurückreicht. Mit den ständigen und immer heftiger werdenden Vorstößen der Alemannen in die Provinz Raetien ab dem dritten nachchristlichen Jahrhundert sowie der damit ausgelösten und zunehmenden Abwanderung der römischen Zivilbevölkerung aus der gesamten Provinz Raetien zeichnete sich bereits das Ende der römischen Herrschaft ab. Damit wurde die Provinz Noricum zum letzten Rückzugsraum der Römer, der von ihnen trotz der Kämpfe mit den vordringenden Ostgoten noch bis 487 gehalten werden konnte. Im Jahre 488 ordnete Onoulphus, Bruder des selbsternannten Kaisers Odovacar, schließlich den Abzug aller Römer aus der Provinz Noricum und die Ansiedelung im römischen Kernland an. In der 511 verfassten Lebensbeschreibung des heiligen Severin, zitierte Abt Eugippius auch die Erinnerungen von Severin, der Augenzeuge der Aussiedelung der gesamten römischen Bevölkerung war, dass diese nur mit dem biblischen Auszug der Israeliten aus Ägypten zu vergleichen sei. Severin, der ab 476 den geordneten Wegzug aus dem Noricum mit vorbereitete, hatte vor seinem Tode im Jahre 482 verfügt, seinen Leichnam bei einem Abzug der Römer

mitzunehmen, da er offensichtlich das unabwendbare Ende der römischen Zivilisation in den aufgegebenen Provinzen vorausahnte. Mit der über einen längeren Zeitraum hinweg erfolgten laufenden Abwanderung aus der gesamten Provinz Raetien dürfte die Bevölkerungszahl und die Bevölkerungsdichte auch in Südtirol abgenommen haben und das nicht nur in den Siedlungszentren und unter der römischen Oberschicht, sondern ebenso auf dem Lande und unter allen Einwohnern, die das römische Bürgerrecht besaßen. Es ist aber davon auszugehen, dass auch nach dem Rückzug der Römer ein zahlenmäßig nicht definierbarer Bevölkerungsteil vorhanden war, der sich aus den romanisierten Nachfahren von keltischen Stämmen zusammensetzte. Dazu zählten die Venosten, Breonen, Isarken und auch eine Gruppe von Norikern, die im ersten Drittel des 3. Jahrhunderts nach slawischen Einfällen aus ihren bisherigen Siedlungsgebieten in Osttirol und Kärnten in den nördlichen bzw. nordöstlichen Teil Südtirols flohen und sich unter anderem in dem nach ihnen benannten „Nurital“ (Eisacktal) niederließen. Erbe der Römer in weiten Teilen von Raetien sowie dem Noricum und damit letztlich nicht nur in Altbaiern sondern auch im Großteil Österreichs und in Südtirol, wurden in der ausgehenden Epoche der Völkerwanderung die Bajuwaren, die aus Bevölkerungsteilen unterschiedlicher Abstammung und Leuten bestanden, die entsprechend den archäologischen Fundstätten in der jüngeren wissenschaftlichen Literatur als „Friedenhain-Prešovice-Gruppe“ bezeichnet werden. Die Abstammung und die genaue Herkunft der Bajuwaren können aber letztlich bis heute nicht eindeutig geklärt werden. Abgeleitet von den keltischen Bezeichnungen „Baio“ für diesen Stamm und „Ware“ vom indogermanischen „Waruz“ für „Mann“ entwickelte sich daraus der Name Bajuwaren, den sich dieser Stamm kaum selbst gegeben haben dürfte. Begünstigt wurde die friedlich erfolgte Besiedlung des voralpinen sowie des inneralpinen Raumes und schließlich des südlich angrenzenden Gebietes an Eisack und Etsch durch die Bajuwaren wohl auch aufgrund ihrer sehr ähnlich zusammengesetzten Bevölkerung, die ebenso der kelto-romanischen Kultur zuzuordnen ist. Auch verstand sich das Stammesherzogtum Baiern (die offizielle Schreibweise des Landesnamens mit dem Buchstaben Ypsilon wurde erst 1825 unter König Ludwig I. eingeführt, auch wenn diese früher schon öfter verwendet wurde) zur Zeit der Agilolfinger Herzöge noch immer als ein Teil der lateinischen Kultur- und Bildungswelt, was sicherlich auf die lange Zugehörigkeit der frühen bairischen Kirche zum Patriarchat Aquilea (Friaul)



Abb.:1 Stammesherzogtum Baiern um 970

Zeichnung Gertrud Diepolder

und die familiären Verbindungen der Agilofinger mit den langobardischen Herrschern zurückzuführen war. Nach dem bislang vorliegenden Forschungsstand zu schließen, soll die bajuwarische Besiedelung bereits unter dem agilolfinger Herzog Garibald (I.) ab Mitte des 6. Jahrhunderts begonnen haben. Sie erfolgte wahrscheinlich in mehreren Schüben und dürfte aber insgesamt verhältnismäßig rasch vonstattengegangen sein und führte schließlich zu einer Bajuwarisierung des gesamten tirolischen Gebietes, das Teil des Stammesherzogtums Baiern wurde. In der Folge galt auch an Etsch und Eisack das bairische Landrecht in Gestalt der *Lex Baiuvariorum*. Sie behielt auch nach der Absetzung des letzten agilolfingischen Herzogs Tassilo (III.) im Jahre 788 und der damit erneut einhergehenden Unterordnung des Herzogtums Baiern unter das Frankenreich noch bis zu Beginn des 13. Jahrhunderts formal ihre Bedeutung, obwohl sie zu dieser Zeit schon längst überholt war.

Die *Lex Baiuvariorum* und das Stammesherzogtum war aber nicht als das Recht und der Herrschaftsraum einer einheitlichen Gesellschaft und einem adeligen Herrscherhaus zu verstehen, sondern als ein Gesetz und eine soziale Gemeinschaft unter der Herrschaft eines adeligen und geistlichen Personenverbandes. Die weltlichen und geistlichen Würdenträger, die sogenannten *principes bavariae*, bildeten zusammen mit dem Herzog den „Staat“, den man als eine Aristokratie mit monarchischer Spitze bezeichnen kann. Abgelöst und ersetzt wurde die *Lex Baiuvariorum* erst durch die Landfriedensbestimmungen des Herzogtums Baiern von 1244 bzw. 1256 sowie durch den Landfrieden vom 6. Juli 1281 durch König Rudolf (I.) von Habsburg. Der Landfriede von 1281 stellte von seinem Ursprung her gesehen für Baiern eine Sonderregelung und Ausnahme dar. Dem Inhalt nach war der Landfriede von 1281 nämlich eine Wiederaufnahme der vorangegangenen Landfriedensordnungen, bedeutete er doch eine Anerkennung der bairischen Territorien. In dem Landfrieden wurden auch die Bischöfe miteinbezogen, welche wie die Grafen von Tirol längst auf dem Weg waren, sich landesrechtlich vom Staat der Wittelsbacher zu lösen. Auch der Bischof von Brixen musste die Zugehörigkeit zu Baiern anerkennen, obwohl er bereits 1229 mit der Errichtung des Landesfriedens für sein Fürstbistum die landesrechtliche Unabhängigkeit von Baiern und auch von Tirol deutlich machte. Seine Einbeziehung war wegen der Sicherung der durch sein Gebiet führenden Brenner- und Pustertalstraße wichtig. Es wurde den Bischöfen

zwar bestätigt, dass der Landfriede weder ihnen noch ihrem Land zum Nachteil gereichen solle, aber sie wurden als die Bischöfe, „die ze dem Land ze Baiern gehören“ bezeichnet. Die von Herzog Heinrich erhobene Forderung, auch Tirol einzubeziehen, rief eine unmissverständlich ablehnende Reaktion durch Graf Meinhard (II.) von Tirol hervor. Des- sen enges Verhältnis zu Baiern hatte sich seit dem Tod seiner wittels- bachischen Gattin und der Heirat seiner Tochter mit einem Habsburger gelöst, wie mit dem Tiroler Landrecht von 1289 deutlich zum Ausdruck kam. Mit dem Niedergang der in Südtirol reich begüterten Andechser Grafen 1248, trat in Tirol zeitgleich Albert (III.) als letzter Regent der Albertiner-Linie die Regentschaft in Tirol an, der in diesem Jahr auch das Erbe der mit dem Adelsgeschlecht der Welfen (ältere Welfen-Linie) verwandten Grafen von Eppan und Ulten gewann und auf der neuen Machtbasis die Landeseinheit Tirols einleitete. Die Loslösung der Graf- schaft Tirol vom Herzogtum Baiern bahnte sich mit der Erbverschrei- bung der Grafschaft durch Margarete von Tirol im Jahre 1363 an Rudolf von Habsburg an, die wegen ihres Aussehens den wenig schmeichelhaf- ten Beinamen „Maultasch“ erhielt. Margarete von Tirol war in zweiter Ehe mit dem bairischen Herzogssohn Ludwig (V.), genannt der Brandenburger, verheiratet. Nach dessen Tod 1361 wurde ihr einziger Sohn Meinhard, der mit Margarete von Österreich verheiratet war, Herzog des Teilherzogtums Oberbaiern und Graf von Tirol. Als er die Nachfolge im Herzogtum Oberbaiern und in der Grafschaft Tirol antrat, war er noch sehr jung und unerfahren, nicht bei bester Gesundheit und wurde daher von Anfang an zum Spielball von streitenden Interessengruppen. In der kurzen Regierungszeit von Meinhard (III.), die gekennzeichnet war von Unerfahrenheit sowie nachbarlichen Einmischungen, wurde die endgül- tige Loslösung Tirols von Baiern eingeläutet. Als Meinrad, dessen Ehe kinderlos blieb, überraschend am 13. Januar 1363 in Meran verstarb, reiste Rudolf von Habsburg nach Meran und vereinbarte mit Margarete von Tirol, entgegen ihrer früheren Erbverschreibung an die Wittelsba- cher, dass nach ihrem Tod (†1369) den Habsburgern die Grafschaft Tirol übertragen wird. Für den Verlust Tirols wurden die Wittelsbacher von den Habsburgern mit einer 1470 vereinbarten Ausgleichszahlung ent- schädigt. Trotzdem trauerte man dem Verlust „dem vorhinmals Bayern gehörigen herrlichen Landes“ noch lange nach, wie es Anton Wilhelm Ertl in seiner Schilderung im Chur-Bayerischen Atlas von 1687 und der von ihm beigelegten Aufzählung der Städte in der bildlichen Darstellung



*Abb.: 2 Darstellung Tirol vor der Loslösung
von Baiern 1369*

„Aquila Tirolensis“ zum Ausdruck brachte. Damit endete die mehrere hundert Jahre währende Zugehörigkeit Tirols als Teil des Herzogtums Bayern, wenn man von dem gründlich missglückten und von Anfang an zum Scheitern verurteilten Intermezzo des Königreichs Bayern zu Beginn des 19. Jahrhunderts einmal absieht.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde der nördlich der italienischen Sprachgrenze ab Salurn gelegene deutschsprachige Teil des Landes Tirol bis zum Brenner entsprechend dem Übereinkommen mit den Entente-Mächten

nach dem Waffenstillstand kampflos besetzt und schließlich am 10. Oktober 1920 offiziell Teil des Königreiches Italien. Die Annektion erfolgte unter völliger Missachtung des vom amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson propagierten 14-Punkte-Programmes, insbesondere des Programmpunktes Nr. 9, der die neuen Grenzziehungen nur nach den genau erkennbaren Abgrenzungen der Volksgruppen vorsah. Hatte es sich bei der Donaumonarchie um ein föderal organisiertes Vielvölkerreich gehandelt, so trafen die Deutschen in Südtirol nun auf das zentralistische Modell des italienischen Nationalstaates, dessen Staatsidee auf der sprachlichen und kulturellen Einheit seiner Bevölkerung beruhte. Gleichwohl verhielten sich die militärischen und zivilen Behörden Italiens in den ersten Jahren nach dem Ende des Ersten Weltkriegs in Südtirol noch zurückhaltend. Mit dem Machtantritt der Faschisten in Italien begann für die Südtiroler jedoch ein langer Leidensweg, fortan wurden sie als deutsche Minderheit in Italien zunehmend und systema-

tisch verfolgt, drangsaliert und entrechtet. Mit dem Ziel, sie zwangsweise zu italianisieren und ihre deutsche Identität, Sprache und Kultur auszulöschen, wurde ab 1922 mit allen nur erdenkbaren Repressalien auf eine ethnische Säuberung durch Auswanderung hingewirkt (auch als kleine Option bezeichnet). Mit dem Mussolini-Hitler-Abkommen von 1939 wurde die Südtiroler Bevölkerung schließlich vor die Wahl (Option) gestellt, wenn sie in ihrer angestammten Heimat bleiben wollen, sich vollständig italianisieren zu lassen oder andernfalls in das Deutsche Reich bzw. Österreich auswandern zu müssen. Italianisierung bedeute nicht nur die Umbenennung aller Orts-, Straßen-, Berg-, Flur- und Gewässernamen, sondern auch die Annahme staatlich verordneter italienischer Vor- und Familiennamen. Mit Ausnahme des Religionsunterrichts war in Südtirol auch der Schulunterricht in deutscher Sprache untersagt, außerdem wurden alle Südtiroler Parteien, Vereine und Berufsgenossenschaften aufgelöst und verboten. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges änderte sich zunächst nur die Methode, nicht aber das grundsätzliche Ziel einer majoritätssichernden Italianisierung. Mit der Fortsetzung der schon unter den Faschisten begonnenen staatlich gesteuerten Ansiedlung von



*Abb.: 3 Ansicht des Herzogtums Baiern nach der Loslösung Tirols
Karte Johann Ulrich Kraus (1687)*

italienischen Industriebetrieben und deren Anwerbung von italienischen Arbeitskräften sowie ihren Familien in den wirtschaftlich benachteiligten Regionen Italiens, wurde die gezielte Zuwanderung sogar noch erheblich gesteigert. Da sich die Siegermächte nach 1945 nicht dazu entschließen konnten, das von ihnen nach dem Ersten Weltkrieg begangene Unrecht wiedergutzumachen, blieb den Südtirolern auch weiterhin das Selbstbestimmungsrecht vorenthalten. Immerhin sicherte das zwischen dem österreichischen Außenminister Gruber und dem italienischen Ministerpräsidenten De Gasperi 1946 abgeschlossene und als „Pariser Vertrag“ dem italienischen Friedensvertrag angefügte Abkommen den Südtirolern als deutsche Minderheit in Italien zumindest auf dem Vertragspapier „den Schutz des Volkscharakters und der kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung“ zu. Erst mit dem mühsam zustande gekommenen ersten Autonomiestatut von 1972 und insbesondere seit dem wesentlich verbesserten zweiten Statut von 1992 hat sich die Situation der Südtiroler erkennbar positiv verändert.

Dass Südtirol sowie Bayern auf gemeinsame Wurzeln zurückblicken können und in früher Zeit sogar einmal zusammengehört haben, wissen andernorts heute nur mehr die wenigsten, man wundert sich allenfalls über die auffallenden Ähnlichkeiten der Architektur, der Sprache und des Brauchtums. Es gibt wohl nur wenige Länder, die durch ihre Geschichte, ihre kulturellen Gemeinsamkeiten und ihre geistigen Traditionen so eng verbunden sind, wie Südtirol und Bayern. Trotz aller Ereignisse und Umbrüche in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und den damit verbundenen Hindernissen und Schwierigkeiten sind die Kontakte und Beziehungen bis zum heutigen Tage nie abgerissen.

Altbairische Hochstifte und Klöster als Weingutbesitzer

Der früheste Hinweis über das Auftreten der bairischen Hochstifte und Klöster als Besitzer von Weingütern in Südtirol findet sich in der 769 vom Freisinger Bischof Arbeo (lt. Schreibweise des Bistums Freising, aber auch Arbo oder Aribo genannt) verfassten *vita corbiniani*, der Lebensgeschichte über den heiligen Korbinian, des ersten Bischofs von Freising. Darin beschreibt Arbeo, dass Korbinian um 718/19 einen von Herzog Grimoald (II.) von Baiern an ihn übergebenen Grund in Kuens nördlich von Meran zur Errichtung eines Klosters auswählte, neben

dem er auch Wein- und Obstgärten anlegte. Nach der Heiligenlegende des Erzbistums München-Freising soll Korbinian 714 seine zweite Pilgerreise nach Rom unternommen und bei seiner Rückreise das Kloster in Kuens gegründet haben. Korbinian soll Herzog Grimoald (Hzg. von 715 bis 725) seine unrechtmäßige Ehe mit einer Blutsverwandten vorgeworfen haben und aus Angst vor Racheplänen der Herzogin in das Kloster in Kuens geflohen sein. Herzog Hugbert soll ihn 727 schließlich wieder nach Freising zurückgeholt haben, wo er 728 verstarb, aber auf eigenen Wunsch zunächst in Kuens beigesetzt wurde, 765 wurde der Leichnam auf Veranlassung von Arbeo schließlich nach Freising überführt. Die von Bischof Arbeo erwähnte Schenkung von Herzog Grimoald in Kuens ist der bislang früheste Hinweis in der Literatur über Besitzungen altbairischer Klöster bzw. Hochstifte in Südtirol. Arbeo wurde um 723 in der Nähe von Mais bei Meran geboren und stammt vermutlich aus der bajuwarischen Adelssippe der Huosi bzw. der mit diesen verwandten Aribonen und gilt mit der Abfassung des Codex Abrogans als erster Chronist des Stammesherzogtums. Die Lebensbeschreibung entstand allerdings erst vierzig Jahre nach dem Tode von Korbinian. Als dieser starb, war Arbeo gerade einmal fünf Jahre alt, folglich können auch die Angaben über die Schenkung an Korbinian nicht mehr aus erster Hand stammen. Trotzdem lieferte Arbeo über den biographischen Charakter seiner *vita corbiniani* hinaus auch aufschlussreiche Anhaltspunkte zur frühen Geschichte Baierns und Südtirols. Beweiskraft besitzen allerdings erst die ab dem 8./9. Jahrhundert an überlieferten schriftlichen Quellen, insbesondere die Urkunden sowie die Traditionsnotizen, die aufgrund der zunehmenden Quantität schließlich zu Codices zusammengefasst wurden. Bei dem Nachweis frühester Erwerbungen von Weingütern durch altbairische Hochstifte und Klöster in Südtirol kommt einer Edition von frühen Geschichtsquellen des historischen Tiroler Raumes im Früh- und Hochmittelalter eine ganz besondere Bedeutung zu, dem Tiroler Urkundenbuch, kurz TUB genannt. Darin kommt auch die regionale Besonderheit zum Ausdruck, dass hier gleichzeitig neben Urkunden und Traditionsnotizen altbairisch-tirolischer Prägung auch trientiner Notariatszeugnisse und churrätische Kanzlerurkunden verwendet wurden. In den Jahren 1937 bis 1957 hat der Südtiroler Historiker Franz Huter, auf Vorarbeiten der Historiker Oswald Redlich und Hans von Voltolini aufbauend, die Erste Abteilung des Tiroler Urkundenbuchs (TUB I, Band 1, bis 1200, Band 2, 1200

bis 1230, Band 3, 1231 bis 1253) bearbeitet, welche die Edition der Geschichtsquellen des Raumes um Bozen und Meran, insbesondere des Vinschgaues, des Burggrafenamts, Überetsches und Bozner Unterlands bis Salurn enthält. Im Jahre 2009 bzw. 2012 folgte mit der Zweiten Abteilung des Tiroler Urkundenbuchs (TUB II, 2009, Band 1, bis 1140 und TUB II, 2012, Band 2, von 1140 bis 1200), bearbeitet von Martin Bitschnau, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum, und von Hannes Obermair, Direktor des Südtiroler Landesarchivs, die Edition der ältesten Geschichtsquellen über das Tiroler Inntal und über die nördlicher gelegenen Landesteile von Südtirol im Pustertal und Eisacktal. Für den gesamten Zeitraum des 12. bis 18. Jahrhunderts ebenso von Bedeutung sind auch die Urkunden und Amtsbücher der altbairischen Klöster, die nach ihrer Aufhebung vom bairischen Staat eingezogen wurden und sich heute im Bayerischen Hauptstaatsarchiv München befinden. Erwähnenswert sind in diesem Zusammenhang auch die Editionsreihen über die frühen Urkunden und Traditionsnotizen altbairischer Klöster, den von 1763 bis 1956 erschienen Ausgaben der Monumenta Boica der Bayerischen Akademie der Wissenschaften bzw. ab 1927 der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Akademie der Wissenschaften sowie den seit 1952 herausgegebenen Editionen der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Unter Tradition versteht man den aus dem römischen Recht übernommenen Rechtsakt der Übereignung von Besitztümern. Das Traditionsbuch enthält folglich die Notizen über deren Übertragung, welches besonders im süddeutschen Raum vom 9. bis 13. Jahrhundert und hier vor allem von größeren geistlichen Einrichtungen geführt wurde. Im Laufe des 10. Jahrhunderts verdrängte die Traditionsnotiz allmählich die Urkunde. Schließlich wurden über die Übergabeakte bzw. Gütereinweisungen überhaupt keine Urkunden mehr ausgestellt, sondern man trug die Vorgänge unmittelbar in das Traditionsbuch ein, welches damit die Urkunde ersetzte. Mit dem Aufkommen der Siegelurkunde seit dem 12. Jahrhundert verloren die Traditionsbücher jedoch wieder an Bedeutung, sie wurden zu reinen Kopialbüchern bzw. zu Urbaren. Die Siegelurkunde verbreitete sich im gesamten süddeutschen Sprachraum. Ausgenommen von dieser Entwicklung blieb jedoch Tirol, dort behauptete sich die Privaturkunde, welche aber keine Beweiskraft besaß, die sie erst durch Beglaubigungsvermerke durch beauftragte Notare auf der Ur-

kunde oder durch Beglaubigungsurkunden erhielt. Da sich die Nachweise über die frühen Gütererwerbungen oft auf mehrfach kopierte und vom Textumfang nicht immer vollständig überlieferte Traditionsnotizen stützen, enthalten sie in der Folge bis in das ausgehende 12. Jahrhundert hinein häufig nur Angaben über den Tradenten, das Ausstellungsjahr, den Ort, in dem sich das übertragene Gut befand, und den Namen des Empfängers, erst ab dem 14. Jahrhundert werden zunehmend auch Hofnamen erwähnt. Trotz dieser Einschränkungen lassen sich anhand der schriftlichen Quellen immerhin 35 kirchliche Institutionen aus Altbaiern als Besitzer von Weingütern in Südtirol nachweisen, davon 2 Hochstifte und 33 Klöster. Das Bistum bzw. Hochstift Freising nahm dabei eine gewisse Sonderrolle ein, es war die in Südtirol am frühesten als Grundherr vertretene und lange Zeit auch mit dem umfangreichsten Besitz ausgestattete geistliche Einrichtung aus Altbaiern. Auch wenn mit Sicherheit nicht mehr alle schriftlichen Quellen erhalten geblieben und damit viele Besitzungen nicht mehr nachweisbar sind, besaß das Hochstift Freising mindestens 41 Weingüter bzw. Weingärten und sonstige Besitzungen, von denen aber bis zur bairischen Säkularisation von 1803 nur noch wenige Güter im Raum Bozen übrig blieben. Der Freisinger Schwerpunkt befand sich eindeutig in den nördlicher gelegenen heutigen Bezirksgemeinschaften Eisacktal, Wipptal und Pustertal, weit weniger Besitzungen befanden sich in den Bezirksgemeinschaften Bozen, Salten-Schlern und Überetsch-Unterland. Im Bereich der Bezirksgemeinschaften Vinschgau und Burggrafenamt waren es nur wenige Güter, einschließlich der Weingärten in Kuens, dessen Besitzerwerb Bischof Arbeo in seiner *vita corbiniani* auf das Jahr 718 datierte und damit nicht nur als erste Freisinger, sondern überhaupt als erste Gütererwerbung einer geistlichen Institution altbairischer Herkunft in Südtirol erwähnte. Abgesehen von ihren ersten Besitzungen im 8. Jahrhundert in Innichen, Mais, Kortsch und Kuens, fallen alle nachfolgenden Besitznachweisungen der Freisinger in das 9. und 10. Jahrhundert. Die frühesten Besitznachweisungen des Hochstifts Regensburg und des Regensburger Klosters St. Emmeran sowie der Klöstern Benediktbeuern, Ebersberg, Hohenwart, Habach, Rott am Inn, Tegernsee und Weihenstephan fallen in das 11. Jahrhundert, die aller anderen altbairischen Klöster, darunter auch Polling, Rottenbuch, Steingaden und Wessobrunn, überwiegend in das 12. bis 13. Jahrhundert. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, erhielten die Hochstifte und

Klöster ihre ersten Weingüterbesitzungen fast durchwegs von in Südtirol begüterten Adeligen in Form von Schenkungen bzw. Stiftungen. Neben religiösen Motiven (Seelenheil, Seelengedächtnismesse) dienten die Stiftungen der Güterausstattung (Seelgerät) für die Klöster oder waren mit konkreten Gegenleistungen verbunden, etwa als Mitgabe für den Eintritt einer Tochter oder eines Sohnes in eines der mit einer Stiftung bedachten Klöster, aber auch für ihre Grabstätte oder bei Stiftungen von Witwen für ihre spätere Unterbringung und Versorgung in den betreffenden Klöstern im Alter. Den Traditionsnotizen nach zu schließen, setzten sich die frühen Besitzungen, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, noch überwiegend aus Weingärten und in geringerem Umfang aus Weinhöfen zusammen. Als schriftliche Quellen für den Nachweis, welche Güter die altbairischen Klöster in den letzten Jahrzehnten vor ihrer Aufhebung 1803 in Südtirol noch besaßen, sind in erster Linie die nach Gerichtsbezirken und Katastralgemeinden gegliederten Rustikalfassungen und Rustikalsteuerkataster im Südtiroler Landesarchiv Bozen zu nennen.

Beweggründe und Rahmenbedingungen für den Erwerb von Fernbesitz

Auch auf dem Gebiet des frühen Stammesherzogtums Baiern wurde über lange Zeit hinweg Weinbau betrieben. Die Weinrebe verbreitete sich nördlich der Alpen unter den Römern entlang der Donau von Linz bis Regensburg, zu dieser Zeit herrschte im Alpenraum eine Warmzeit, die auch als „Klimaoptimum der Römerzeit“ bezeichnet wird. Die Mitteltemperaturen waren um etwa ein bis eineinhalb Grad wärmer als heute, etwa um 400 n. Chr. endete diese Warmzeitperiode und das Klima wurde zunächst kühler und wechselhafter. Ab dem 8. Jahrhundert stiegen die Temperaturen in der mittelalterlichen Warmzeit wieder um eineinhalb bis zwei Grad an, damit kletterten auch die Anbaugrenzen für landwirtschaftliche Nutzflächen in den Gebirgstälern rund 200 Meter nach oben. Bereits im 6. Jahrhundert sprach der hl. Severin vom Weinbau im Stammesherzogtum Baiern, ebenso um 750 der Freisinger Bischof Arbeo in seiner Lebensbeschreibung des hl. Emmeran der *vita et passio sancti haimhrammi martyri*. Seine Blütezeit erlebte der sogenannte Baierwein im späten Mittelalter, Weinreben wuchsen an den Südhängen vieler Flusstäler, an der Donau, am Inn, der Altmühl, sogar an der Rott sowie der Isar

und der Amper. Es gibt eine Reihe von Ursachen für den Niedergang des bairischen Weines, eine ab 1400 beginnende und bis in das 19. Jahrhundert reichende Kaltphase, mit der stärksten Abkühlung in den Jahren von 1553 bis 1628 und den damit einhergehenden Missernten. Sein Ende bereitete ihm in Altbaiern letztlich der Siegeszug des Bieres und die Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges, da zahlreiche Weingärten zerstört waren oder brach lagen und nicht mehr bewirtschaftet wurden. Auch die Qualität des bairischen Weins, der bis in das beginnende 17. Jahrhundert hinein das Volksgetränk der Baiern schlechthin war, dürfte nicht gerade berauschend gewesen sein, schon Papst Pius (II.) soll über den Baierwein gesagt haben, dass er „scharf wie Essig, verderbt, flockig, sauer und von ebenso schlechtem Aussehen wie Geschmack wäre“. Nicht nur der Adel, sondern auch die altbairischen Klöster legten jedoch Wert auf Wein von hoher Qualität, den es innerhalb des Stammesherzogtums Baiern nur in den klimatisch günstiger gelegenen Anbaugebieten an der Etsch und der Eisack gab. Die Klöster bemühten sich daher bereits ab ihrer Gründungszeit, durch Stiftungen von Adeligen, die selbst in Südtirol begütert waren, in den Besitz von Weingütern zu gelangen. Zu den Stiftern zählten unter anderem so bedeutende Adelsfamilien, wie das Tiroler Grafengeschlecht der Albertiner, ferner die Andechser, die Flavoner, die Valleier, die Ortenburger, die Falkensteiner, die Ebersberger und die Welfen sowie die mit ihnen verwandten Eppaner und Montalbaner. Auffallend sind die bis zu Beginn des 14. Jahrhunderts zu beobachtenden zahlreichen Restitutionen von Gütern, welche aufgrund unbilliger Entscheidungen früherer deutscher Kaiser zu Gunsten der kaisertreuen Bischöfe von Trient entfremdet worden waren. Ein Beleg für diese politischen Entscheidungen deutscher Kaiser als Mittel zur Wahrung der Machtbalance, waren die unter Kaiser Heinrich (II.) bereits 1004 erfolgte Verleihung der zur Mark Verona gehörenden Grafschaft Trient an die Bischöfe von Trient sowie die unter Kaiser Konrad (II.) 1027 ebenfalls zu Gunsten der Trienter Bischöfe vorgenommenen Verleihungen der Grafschaften Bozen und Vinschgau, die sich zuvor in den Händen der Andechser bzw. der Welfen befanden.

Rechtsstellung der Grundherren und der Beständer

Ausgehend vom frühmittelalterlichen Hofrecht umschloss die herrschaftliche Familie Personen mit unterschiedlichem Rechtsstatus, die leibrechtlich an den Hausherrn und seine hausherrliche Gewalt gebun-

den waren. An der Spitze stand der Hausherr, ihm folgten im hierarchischen Unterordnungsverhältnis die nächsten Verwandten, sein Gesinde und schließlich die Leibeigenen. Begründet wurde die Leibeigenschaft ursprünglich durch die Kriegsgefangenschaft, die Gnadenstrafe anstelle einer verwirkten Todesstrafe oder durch die Selbstbegebung in die Leibeigenschaft (Kommendation), später wurde sie nur mehr durch die Geburt oder durch die Ansässigmachung begründet. Nach dem deutschen Recht war der Status eines Leibeigenen unterschiedlich zu bewerten. Im Außenverhältnis war der Leibeigene keine Person, sondern Sache, daher war er nicht rechtsfähig. Im Innenverhältnis war der Leibeigene eingeschränkt rechtsfähig, jedoch ohne klagbare Rechtstitel. Ausdruck dieser eingeschränkten Rechtsfähigkeit war im Rahmen der Muntverwaltung des Leibherrn der Erwerb dinglicher Rechte durch den Leibeigenen, wie die unfreie Leihe eines sogenannten Inwärtseigen. Die Rechte des Leibherrn bestanden zunächst in der unumschränkten Verfügungsgewalt über seine Leibeigenen. Ein besonderes Recht des Leibherrn war das Erbrecht am gesamten Fahrnisvermögen (bewegliches Vermögen des Leibeigenen). Später wurde dieses universale Erbrecht auf das Besthaupt reduziert, schließlich wurde nach dem Todesfall eines Leibeigenen (Mannfall) in schriftlichen Aufzeichnungen nur mehr eine einmalige Abgabe erhoben, die ursprüngliche Bindung an die Leibeigenschaft trat darin nicht mehr in Erscheinung. In der Gattenwahl war der Leibeigene an die Zustimmung des Leibherrn gebunden, aber er konnte nur innerhalb des Hofverbandes heiraten, eine Vollehe (Muntehe) war ohnehin unmöglich, da es an der vollen Rechtspersönlichkeit mangelte, andererseits erkannte die Kirche bereits ab dem 9./10. Jahrhundert Eheschließungen von Leibeigenen an. Auch das Recht des Leibherrn, einen Leibeigenen zu veräußern, wurde durch das Verbot eingeschränkt, einen Leibeigenen ins Ausland oder an einen Untergenossen zu veräußern. Am längsten wurde aber an der Schollenbindung des Leibeigenen festgehalten, eine Tiroler Landesverordnung von 1404 dehnte sie sogar auf alle bäuerlichen Untertanen aus, um der zunehmenden Stadtfucht und damit der Entziehung von der Schollenbindung vorzubeugen. Beendet werden konnte die Leibeigenschaft durch Loskauf, Freilassung, sozialen Aufstieg oder durch Verschweigung oder Begebung in eine Stadt („Stadluft macht frei“). Die Leibeigenschaft der bäuerlichen Bevölkerung unterschied sich nach rechtlich graduell abweichenden Formen, in die eines Baumannes, Freisassen, Zensualen, Barschalken oder eines Freigelassenen. Bis zum 12. Jahrhundert unterstan-

den in Südtirol noch viele Angehörige der bäuerlichen Bevölkerung der uneingeschränkten Leibeigenschaft, erst später setzte sich das Baumannsrecht auf Lebenszeit (Leibgeding) oder mit Erbrecht durch. Der Baumann mit ludeigenen Allodium (freies Eigentum), der halbfreie Bauer (Zensuale), der Freisasse (Leib- und Grundherrschaft sind nicht identisch), sowie der persönlich freie aber schollengebundene Bauer (Barschalk) und der Freigelassene (Libertus) war zu dieser Zeit noch eher die Ausnahme. Mit dem Untertanenpatent vom 1. November 1781, einem Erlass von Kaiser Joseph (II.) zur Neuordnung der Untertanenabhängigkeit von den Grundherren, auch fälschlicherweise als Leibeigenschaftsaufhebungspatent bezeichnet, wurden die Bauern zunächst lediglich von Frondiensten und anderen Leistungen befreit. Die Aufhebung der Leibeigenschaft bzw. des Untertänigkeitsverhältnisses samt allen daraus entsprungenen Rechten und Pflichten wurde erst durch den österreichischen Reichstag in seiner dritten Sitzung vom 26. Juli 1848 mit dem Grundentlastungspatent beschlossen und als kaiserliches Patent vom 4. März 1849 zum Gesetz. Am 2. Dezember 1848 bestieg Franz Joseph (I.) den Thron und kehrte zum monarchischen Herrschaftsprinzip zurück. In der Folge wurde der Reichstag am 7. März 1849 aufgelöst, und mit dem sogenannten „Silvesterpatent“ vom 31. Dezember 1851 hob er neben der Verfassung auch das Grundentlastungspatent mit Ausnahme weniger Bestimmungen auf. Das kaiserliche Grundentlastungspatent vom 4. März 1849 legte fest, dass die bisher untertänigen Bauern gegen Zahlung eines bestimmten Betrages zur Allodifikation (Ablösung von Grundlasten der Obereigentümer) das freie Eigentum an Grund und Boden erwerben konnten. Der Betrag ermittelte sich aus dem Zwanzigfachen der bisherigen jährlichen Abgaben. Von diesem Betrag wurde ein Drittel als abgegolten angesehen, das zweite Drittel war vom Land zu ersetzen und das dritte Drittel hatte der Bauer zu tragen, entweder als Bargeld- oder Rentenzahlung. Aufgrund der hierfür erforderlichen Geldmittel verschuldeten sich viele Bauern, und es kam zu einer neuen Abhängigkeit, diesmal von den Geldgebern. Erst eine Reihe von weiteren gesetzlichen Bestimmungen im Jahre 1867 beseitigten endgültig alle erbpacht- und erbzinsrechtlichen Grundlasten in Österreich.

Rechtliche Bestandsformen der Güterverleihung

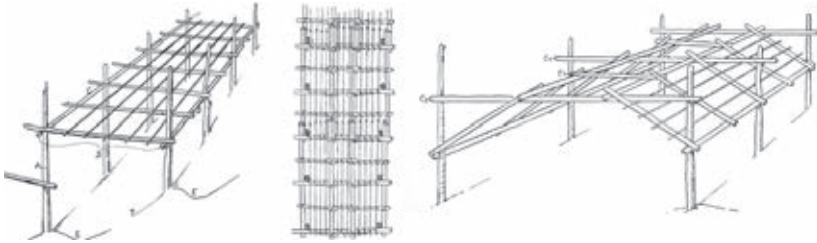
Bei der Güterverleihung vergaben die Grundherren (Tradenten) ein Gut an einen Beständer, dieser bebaute das Gut und genoss aus-

schließlich die als Fruchtgenuss (*usus fructus*) bezeichnete Nutzung des Gutes. Dafür hatte er alle auf dem Gut lastenden Abgaben und Steuern zu tragen und das Gut in bestem Zustand zu halten. Der Grundherr hatte Anspruch auf die im Bestandsbrief festgesetzten wiederkehrenden Leistungen, wie Zinsen (Geldleistungen), Gilten (Naturalabgaben) und Dienste (Hand- und Spanndienste). Zu den üblichen Bestandsformen bei der Verleihung eines Gutes zählte die Freistift, die Neustift, die Bestandsverleihung auf Lebenszeit (Zeitlehen) oder in Form des Erbrechtes (Erblehen). Die ungünstigste Bestandsform war die Freistift. Das Lehensverhältnis konnte von beiden Teilen jährlich gelöst werden, der Beständer erhielt nicht einmal einen Bestandsbrief, daher wurde die Freistift auch Kellerlehen oder Herrengnade genannt. Etwas besser gestellt war der Beständer bei der veranleiteten Freistift (auch als Schupflehen bezeichnet). Durch die Zahlung einer Anleit (Geldbetrag) an den Grundherren erhielt der Beständer einen landrechtlich einklagbaren Rechtstitel, da im Falle einer Abstiftung die Anleit wieder an den Beständer ausgezahlt werden musste. Die veranleitete Freistift war aber später nur mehr der Form nach Freistift, durch Gewohnheit wurde daraus de facto Erbrecht. Die Verleihung in Form der Neustift gab es nur bei geistlichen Grundherrschaften, die Verstiftung war auf die Lebenszeit des Grundherren (Lebenszeit des Abtes) begrenzt, auch sie wandelte sich durch Gewohnheit ebenfalls zum Erbrecht. Die günstigste Form der Bestandsverleihung war für den Beständer das Erbrecht, welches sich als Bestandsform ab dem 14./15. Jahrhundert auch bei klösterlichen Grundherrn durchzusetzen begann. Bis zu Beginn des 18. Jahrhunderts war formal auch noch die Verleihung auf Lebenszeit (Leibrecht, Leibgeding) anzutreffen. Die Bestandsverleihung galt zunächst auf Lebenszeit des Beständers, später auch auf Lebenszeit mehrerer ausdrücklich genannter Personen, dadurch war auch sie vom Erbrecht kaum mehr zu unterscheiden. Neben den herkömmlichen Abgaben erhielt der Grundherr noch andere Gebühren, etwa beim Ableben des Beständers, die aus seinem Nachlass zu entrichten war und auch als Mannfall oder Ehrschatz bezeichnet wurden sowie die geradezu verhassten Besitzveränderungsgebühren in Form des Laudemiums. Daneben hielt sich noch über längere Zeit die Zahlung eines Leitkaufgeldes, welches meist als „Leykauf, Leukauf oder Weinkauf bzw. Weingeld“ bezeichnet wurde, das bei einer Güterverleihung oder einem Güterkauf zu entrichten war. Dabei handelte es sich um ein nach wie vor gepflegtes Relikt aus einer Zeit, als die Übergabe oder der Kauf eines Gu-

tes noch nicht in schriftlicher Form festgehalten wurde und die Güterübergabe bzw. der Güterkauf durch einen gemeinsamen Weinumtrunk „meniglich“ (vor Jedermann) und damit öffentlich bezeugt wurde. Der Beständer konnte bei schuldhaften Versäumnissen auch abgestiftet werden, etwa bei völliger Überschuldung, durch die Vernachlässigung eines Weingartens oder einer durch Nachlässigkeit verursachten Baufälligkeit eines Hofes. Zu den nicht schuldhaft verursachten Schäden zählten Hagelschläge oder Zerstörungen durch immer wieder auftretende starke Regenfälle und den damit einhergehenden Hochwässern, die in Südtirol besonders entlang der Eisack, der Talfer, der Etsch und deren Zuflüssen schwere Schäden verursachten und dabei Wohn- bzw. Wirtschaftsgebäude sowie die Weingärten in den Hanglagen durch Murenabgänge verschütteten oder in den Tallagen flussnahe Weingärten überschwemmten und unbrauchbar machten.

Weinbautradition und Weinbautechnik

Der Weinbau hat in Südtirol eine lange Tradition, ob er bereits in die vorrömische Zeit zurückreicht, konnte allerdings wissenschaftlich bisher nicht nachgewiesen werden. Hans Nothdurfter, langjähriger Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes in Bozen und bekannt durch seine Forschungen zur Vor- und Frühgeschichte Südtirols, ist der Auffassung, dass möglicher Weise im 5. Jahrhundert v. Chr. der Wein importiert und ab dem 4. Jahrhundert v. Chr. im Lande selbst angebaut worden sein könnte. Allerdings wisse man über die Art, wie die Weinstöcke gezogen und der Wein selbst zubereitet wurden, herzlich wenig. Den schriftlichen Quellen über einen raetischen Wein spricht Nothdurfter ihrer vagen Ortsangaben wegen aber die Beweiskraft für den Bezug ihrer Aussagen über den raetischen Wein für das Gebiet des heutigen Südtirol ab, da es naheliegend scheint, dass mit „raetisch“ nur die unmittelbare Grenzzone zur Poebene gemeint sein kann (Zitat in Andreas Otto Weber, Studien zum Weinbau, S. 39). Es spricht jedoch vieles dafür, dass der Weinbau auch in Südtirol wahrscheinlich unter den Römern von der Poebene her Einzug hielt, weist doch die Winzersprache in Südtirol den höchsten Anteil lateinischer Begriffe unter allen deutschsprachigen Weinbaugebieten auf. Begünstigt wurde der Weinbau in Südtirol seit jeher durch seine geographische Lage, die Alpen schützen vor den kalten Winden aus dem Norden und die sich nach Süden hin öffnenden Täler sorgen für



*Abb.: 4 Links Pergl, Abb.: 5 Mitte Bogenblatt (Pergl Dach), Abb.: 6 Rechts Doppelpergl
Zeichnungen Matthias Ladurner-Parthanes*

die mediterranen Luftströmungen, die sich klimatisch vorteilhaft auf die Weinbaugebiete auswirken. Hinzu kommt ein vielfältiges Bodenspektrum, vulkanischer Porphyry in Bozen, Meran und Kaltern, verwitterte Urgesteinsböden aus Quarz und Glimmer im Vinschgau und im Eisacktal, Kalk- und Dolomitgestein im Unterland, bis hin zum sandigen Mergel südlich von Kurtatsch, also für jede Rebsorte ein geeigneter Untergrund. Entsprechend vielfältig war auch das breitgefächerte Rebsortiment zur Herstellung weißer oder roter Weine. Zu den traditionellen Südtiroler Rebsorten, die zum Teil schon im 13. Jahrhundert erwähnt wurden, zählen bis heute die Sorten Lagrein, Traminer und Vernatsch, letztere wurde ab dem 16. Jahrhundert zur meist verbreiteten roten Rebsorte in Südtirol.

Daneben sind noch viele andere und oft schon ausgestorbene Rebsorten zu nennen, beispielsweise die Sorte Blatterle, eine Mutation des gelben Muskatellers, der in ganz Südtirol wegen der hohen Erträge sehr beliebt war, oder Fraueler, eine im Vinschgau und im Eisacktal einst weit verbreitete Sorte, die leichte und säurehaltige Weißweine ergab. Erwähnenswert ist auch die alteingesessene Rebsorte Versoaln, von dem sich bis heute am Nordrand an einer Mauer auf Schloss Katzenzungen in Prissian bei Tisens ein besonders alter Rebstock erhalten hat, der mit rund 350 m² eine wirklich bemerkenswerte Flächenausdehnung aufweist. Kennzeichnend für die Geschichte des Weinbaues in Südtirol sind neben den autochthonen Rebsorten auch landesspezifische Weinbautechniken, insbesondere bei der Rebenaufzucht bzw. der Errichtung von Perglerüsten. Während im Eisacktal die Rebe im lange Zeit praktizierten Niederbau an einem Holzpfahl empor wuchs, wurde sie in den Weinbaugebieten entlang der Etsch traditionell in der Hochbauform auf dem Perglwerk, einem hölzernen Laubengerüst, gezogen. Der Trieb und die Seitentriebe

wurden dabei hoch über dem Boden bis auf das Dachgerüst der Pergl aufgebunden und bildeten damit die charakteristische Form einer Pergola. Die herkömmliche Pergl wurde in Hanglagen errichtet, während in Bodenlagen die Doppelpergl anzutreffen war, bei der die Triebe von beiden Seiten aufgebunden wurden. Die Zeichnungen von Matthias Ladurner-Parthanes, einem ausgewiesenen Experten der Südtiroler Weinbaugeschichte, verdeutlichen aber auch, dass dafür erhebliche Mengen an Holz erforderlich waren. Aufgrund der damit verbundenen Kosten war es daher allgemein üblich, dass bei Neuanpflanzungen von Weingärten der Grundherr die Errichtung der Perglgerüste übernahm. Im Falle von Klöstern als Grundherrn, stellten diese oft auch das Holz für die anfallenden Ausbesserungsarbeiten zur Verfügung und übernahmen sogar die nicht unerheblichen Kosten für die Instandsetzung des umfangreichen Wimmgeschirrs, wie aus der Wimmrechnung des Klosters Polling aus dem Jahre 1770 hervorgeht. Holz war ein begehrter Rohstoff, der nicht nur für die Perglgerüste in den Weingärten und deren Einzäunungen sondern auch für das Schindelholz der Dächer, für kleinere Nebengebäude der Weinhöfe, wie der Ansetz, der Brandweinkuchl oder der Torggln sowie für die Fässer und sonstige Gebinde bis hin zu den Werkzeugen und Fuhrwerken benötigt wurde. Um den Zukauf von Holz und damit die Kosten im Rahmen zu halten, waren die Grundherrn daher stets bemüht, auch in den Besitz größerer Waldflächen zu gelangen, die aufgrund ihrer Lage oberhalb von Weingärten in den überlieferten Kauf- und Bestandsbriefen der Klöster Polling, Steingaden und Wessobrunn meist als „Holzberge“ bezeichnet wurden. Zu den landesspezifischen Besonderheiten bei den traditionellen Weinbautechniken in Südtirol gehörte neben den Rebengerüsten auch die mancherorts heute noch praktizierte Art der Bewässerung von Weingärten. Der für den Weinbau in Südtirol klimatisch günstige Verlauf der Täler von Norden nach Süden bringt zugleich einen gewissen Nachteil mit sich. Neben der latenten Gefahr von Frosteinbrüchen aufgrund der alpinen Grenzlage sind es besonders die Auswirkungen der Trockenheit im Frühjahr und im Sommer, von denen besonders der Weinbau in den steilen oder Tal nahen Hanglagen betroffen ist. Während in den Fluss nahen Bodenlagen an der Etsch bis zu deren Regulierung Ende des 19. Jahrhunderts die Böden teilweise versumpft waren, musste das benötigte Wasser in die Hanglagen durch eigens errichtete Bewässerungssysteme in Form der Waale zugeführt werden. Dabei handelte es sich um eine in Südtirol seit altersher angewandte Bewässerungstechnik,



Abb.: 7 Waalweg bei Tschermes (2018)

bei der Wasserläufe an geeigneten Stellen in ihrem Oberlauf angezapft und das Wasser über offen verlaufende Gesteinsrinnen zu den Weingärten geleitet wurde. Um die Waale und die Ableitungen in die jeweiligen Weingärten instand halten zu können, wurden entlang der Waale befestigte Wege angelegt. Da die Waale sich oberhalb der Weingärten an den darüber angrenzenden Baumbeständen befanden, lagen die Waalwege in den Sommermonaten im kühlenden Schatten der Bäume und werden daher heute gerne als Wander-

wege genutzt. Erste Verordnungen über das Waalwesen stammen aus dem 13. Jahrhundert, das Wort „Waal“ selbst wird bereits 1136 erstmals schriftlich erwähnt. Die Aufsicht und Instandsetzung der Waale und die Überwachung der Wasserzuteilung an die jeweiligen Weingärten war Aufgabe des Waalers, der von der örtlichen Nutzergemeinschaft angestellt und bezahlt wurde. Das Waalwasser wurde nach genau festgelegten Anteilen und zu genau bestimmten Zeiten verteilt. Die Nutzer durften nur in einer festen Zeitspanne den Waalschieber öffnen, um ihre Weingärten zu bewässern.

Sicherung der Weingärten und Weinernte

Reife Weintrauben weckten schon immer Begehrlichkeiten und das nicht nur bei Vögeln und anderen Tieren. Schon Johann Wolfgang von Goethe beschrieb in seiner „Italienischen Reise“, die ihn vom 8. bis 10. September 1786 auch durch Südtirol führte, die erkennbaren Vorkehrungen zum Schutz der reifen Trauben vor menschlichen Gelegen-

heitsgenießern. Um zu verhindern, dass Personen von den direkt am Straßenrand wachsenden Reben die herabhängenden Trauben entwenden konnten, wurde auf den die Weingärten umgebenden Mauern spitze Steine oder Dornengewächse auf den Mauerkronen angebracht, die das Abpflücken der Trauben verhindern sollten. Waren die straßennahen Weingärten nicht durch Mauern geschützt, wurden die Trauben in den vordersten Reihen mit Kalk bespritzt, um den unerwünschten Trauben-

freunden schon beim Anblick der so behandelten Rebenfrucht den Appetit zu verderben, was nach Goethes Ansicht „dem Wein aber nichts schadet, weil die Gärung alles wieder herausschleibt“. Die Sicherung ganzer Weingärten vor Schäden oder unbefugtem Zutritt erforderte dagegen umfassendere Maßnahmen, die einem Saltner übertragen wurden, wie in Südtirol der Weingartenhüter bezeichnet wurde. Die ältesten schriftlichen Erwähnungen von Saltnern und des Hütewesens stammen aus dem 14. Jahrhundert, die in den Saltnerordnungen der einzelnen Gemeinden aufgeführt



Abb.: 8 Saltner aus Meran (ca. 1880)

und durch weitere Vorschriften ergänzt bzw. präzisiert wurden. Saltner konnte nur werden, wer ledig, unbescholten sowie mindestens 20 Jahre alt war, die Berufung in das angesehene Amt nahm der Dorfmeister der betreffenden Dorfgemeinschaft aufgrund der Empfehlung der Weingutbesitzer vor. Bei den Bewerbern für das Saltneramt handelte es sich meist um Knechte oder Söhne von Weinbauern, wobei letzteren ein Vorrecht auf die Berufung zustand. Während der gesamten Hütezeit hatte sich

der Saltner außerhalb der Dorfgemeinde aufzuhalten. Er lebte in einer einfachen Hütte, die ebenerdig oder auf Stelzen an einer Stelle in seinem Hütegebiet stand oder erst von ihm errichtet werden musste, von der aus er einen guten Überblick auf die ihm anvertrauten Weingärten und deren Zufahrtswege besaß, gepflegt wurde der Saltner während dieser Zeit von den Weinbauern des betreffenden Hütegebietes. Unmittelbar nach der Berufung in sein Amt und vor dem offiziellen Einstand erledigte der Saltner verschiedene Arbeiten in den Weingärten, die am St. Jakobitag (25. Juli) oder St. Laurenzitag (10. August) begannen und bis zum Tag vor Mariae Himmelfahrt abgeschlossen sein mussten. Zu diesen Arbeiten zählten die Verhängung von Öffnungen in schadhafte Zäunen durch dornenbehaftete Zweige des Brombeerstrauchs und die Anbringung von Warn- und Verbotsschildern aus Berberitzenzweigen an den Zäunen und Zugangswegen der Weingärten. Die Hütezeit begann mit dem Einstand am Mariae Himmelfahrtstag, dem katholischen Festtag „zu Ehren unserer Lieben Frau“ am 15. August. Ab diesem Tag durften unbefugte Personen, mit Ausnahme der Besitzer und ihrem Gesinde, nicht mehr die Weingärten betreten. Der Saltner hatte bis zur Beendigung der Traubenlese die Aufgabe, unbefugten Personen den Zutritt in das Hütegebiet zu verwehren und vor allem den Schutz der Weinfrüchte vor Traubendieben sowie vor dem Traubenfraß durch Tiere sicherzustellen. Seinen Ausstand nahm der Saltner in der Regel um den Kirchweihstag (dritter Sonntag im Oktober), wenn die Traubenernte abgeschlossen war. Das Saltneramt war nicht nur ein hoch angesehenes sondern auch ein finanziell einträgliches Amt. Die Auszahlung des Saltnerlohnes wurde im Verhältnis der Grundflächen auf alle Weinbauern aufgeteilt und erfolgte örtlich unterschiedlich gleich am Ende der Traubenernte oder erst in der Woche vor den Weihnachtsfeiertagen. Neben dem vereinbarten Saltnerlohn, der am Beispiel des Klosters Polling in Mais im Jahre 1364 3 Yhrn und 2 Pazeiden Wein und im Jahre 1770 5 Gulden 30 Kreuzer betrug, kamen noch die vom Saltner eingenommen Pfandgelder hinzu, die er für unbefugtes Betreten eines Weingartens oder als Wegzoll für die Benutzung eines Feldweges im Hütegebiet kassierte.

Besitzungen des Augustinerchorherrenstiftes Polling bis zur Säkularisation

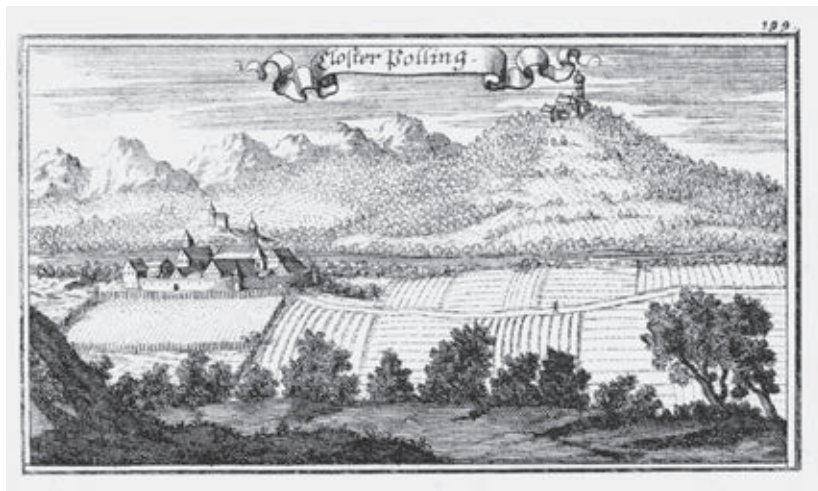


Abb.: 9 Kloster Polling um 1690

Kupferstich Johann Ulrich Kraus

Der Legende nach soll das Kloster um 750 durch die Huosi Grafen Waldram, Landfrid und Eliland gegründet worden sein oder zu einer der zahlreichen Stiftungen des Agilolfinger Herzogs Tassilo (III.) zählen. Im 10. Jahrhundert wurde es bei den Ungarn-Einfällen zerstört und durch König Heinrich (II.) mit seiner in Regensburg am 16. April 1010 ausgestellten Urkunde als Stift für regulierte Chorherren wiederhergestellt, die Augustinerchorherrenregel wurde aber erst 1135 angenommen. Schriftliche Quellen, die über eine frühere Gründung Auskunft geben könnten, falls es schriftliche Dokumente zu dieser Zeit überhaupt schon gegeben hat, dürften der Brandkatastrophe vom 4. April 1414 zum Opfer gefallen sein. Es ist auch kein Originalverzeichnis der Bibliothek aus der Zeit vor 1500 erhalten geblieben, welches eventuell eine Rekonstruktion der Bestände der Stiftsbibliothek und damit Hinweise auf schriftlich belegte Zeugnisse über eine frühere Gründung des Klosters ermöglichen würde. Von Bedeutung für die weitere Entwicklung des Stiftes war insbesondere eine Schenkung durch König Heinrich (IV.) im Jahre 1065. In einem in Basel am 11. Juni 1065 ausgestellten Diplom erhielten die Bischöfe von Brixen das Kloster Polling als bischöfliches Eigenstift übereignet,

gleichzeitig verlor es aber dadurch auch seine nur kurze Zeit währende Reichsunmittelbarkeit. Dafür wirkte sich die Schenkung an die Bischöfe des Hochstiftes Brixen für das Kloster Polling vorteilhaft auf die rechtliche Sicherung seiner Stellung als Weingüterbesitzer in Südtirol aus, da das Hochstift die Lehensoberhoheit besaß. Die Stellung des Klosters Polling als Eigenstift der Bischöfe von Brixen brachte es daher mit sich, dass die Brixener Ministerialen in die Rechtsgeschäfte des Kloster Polling in Südtirol mit eingebunden waren. Sie achteten offensichtlich darauf, dass die Interessen der Vögte und des Hochstiftes Brixen in Südtirol gewahrt wurden, wie eine in allen Urkunden über Güterverleihungen in Südtirol enthaltene und nahezu gleichlautende Vertragsklausel in den ausgestellten Bestandsbriefen belegt. Das Kloster Polling durfte ihre Güter nicht an „Geistliche, Adelige, Machthaber und deren Eigenleute sowie an vertrauensunwürdige Personen“ verleihen oder gar verkaufen. Die Bischöfe von Brixen waren sichtlich bemüht, dass auf ihrem Gebiet keine mit ihnen in politischen und wirtschaftlichen Interessen konkurrierenden adeligen oder kirchlichen Personen bzw. deren Dienstmänner oder Gefolgsleute in den Besitz von Weingütern gelangten. Als Eigenstiftsherren unterstützten sie das Kloster Polling hinsichtlich seiner südtiroler Besitzungen in seiner rechtlichen Stellung als Grundherren, direkte Stiftungen von Gütern in Südtirol durch die Bischöfe von Brixen an das Kloster sind aber nicht bekannt. Nachweisbar sind jedoch Schenkungen durch die Brixener Ministerialen Amelger und Fraß in Klausen, Villnöß und Völs am Schlern. Schriftliche Quellen zu den frühen Erwerbungen von Weingütern in Tirol durch das Kloster Polling beschränken sich auf einen Rotulus aus dem 12. Jahrhundert, eine erhalten gebliebene Traditionsnotiz Tiroler Provenienz und wenige Pollinger Klosterurkunden des 14. Jahrhunderts sowie auf einige Amts- bzw. Rechnungsbücher des 14. und 15. Jahrhunderts im Bestand Klosterurkunden bzw. Klosterliteralien des Bayerischen Hauptstaatsarchivs München. Der im Stile eines Registers geführte Rotulus enthält neben einer Einleitungsnotiz und einer abschließenden Weihenotiz fünf Traditionsnotizen über Pollinger Besitzungen in Mais (zwei Höfe), Pardell, Villnöß und Völs am Schlern aus der Zeit von 1140 bis zum ersten Viertel des 13. Jahrhunderts. Der Rotulus und die darin aufgeführten Güterübertragungen zählen damit zu den ältesten schriftlichen Überlieferungen von Besitzungen des Klosters Polling in Südtirol, gefolgt von neunzehn Siegelurkunden aus den Jahren 1337 bis 1375, die neben Bozen und Pardell

ausschließlich Güterverleihungen in Ober- und Untermais bei Meran beinhalten. Nachweise über später erworbene Besitzungen in Siebeneich (zwei Höfe), Nals, Eppan, Oberplanitzing und Branzoll gehen aus dem Kastenbuch von 1360 bis 1406 hervor. Im 16. Jahrhundert sind im Bestand Klosterliteralien Polling des Bayerischen Hauptstaatsarchivs noch zusätzlich einzelne und offensichtlich später erworbene Besitzungen in Obermais, Klausen, Gufidaun und in Marling (zwei Höfe) nachweisbar, wie aus dem Register der Zins- und Weingilten von 1534 und aus einem Brief von 1582 hervorgeht. Im Unterschied zu Rottenbuch, Steingaden und Wessobrunn bildeten sich bei den Besitzungen des Klosters Polling keine zentralen Orte heraus, wenn man von den Besitzungen in den heutigen Bezirksgemeinschaften Burggrafenamt und Überetsch-Unterland einmal absieht. Bis 1750 hat sich das Kloster Polling offensichtlich von allen Besitzungen getrennt, mit Ausnahme des 1750 in den Rustikalfassungen für Siebeneich erwähnten Lacknerhofes und des Pollingerhofes in Untermais, den es von der Stiftung 1140 an bis zur Säkularisation 663 Jahre lang ununterbrochen behalten hat.

Bozen

Stadt seit 1265, Provinzhauptstadt seit 1927, im südlich geöffneten Talkessel am Zusammenfluss von Talfer und Eisack gelegen, Bezirksgemeinschaft Bozen.

Besitznachweisungen:

Zöstlaner Gut

(1404) Hanns Zöstlaner zu Bozen zinst dem Stift Polling 4 Yhrn Wein aus seinem Gut zu Bozen.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-2, Folio 53, 1404.

Anmerkung: Weitere Aufzeichnungen des Klosters Polling sind nicht bekannt.

Sonstige Besitzungen

(1534) Peter Stelzer, genannt der Senzlinger, zinst dem Stift Polling 8 Yhrn Wein

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-5, 1534.

(1534) Hanns Psiesel zinst dem Stift Polling 4 Yhrn Wein.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-5, 1534.

Anmerkung: Weitere Aufzeichnungen des Klosters Polling sind nicht bekannt.



*Abb.: 10 Weingärten oberhalb Bozen von Gries aus gesehen (undatiert)
Foto Hermann Frass*

Branzoll

Gemeinde mit den Orten Branzoll, Zur Lende, Göllerhof, Ober und Untergöller, an der Staatsstraße rund 10 km südlich von Bozen, im Bozner Unterland gelegen, Bezirksgemeinschaft Überetsch-Unterland.

Besitznachweisungen:

Hofname unbekannt

(1404) Paul am Kreuz zu Branzoll zinst dem Stift Polling 4 Yhrn Wein.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-2 Folio 55 Rückseite, 1404.

(1534) Sigmund Annaster zinst dem Stift Polling 8 Yhrn Wein.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-5, 1534.

Anmerkung: Weitere Aufzeichnungen des Klosters Polling sind nicht bekannt.

Eppan

Gemeinde mit den Fraktionen St. Michael, St. Pauls, Girlan, Frangart, Missian, Perdonig, Montiggl, nördlicher Teil des Überetsch, Bezirksgemeinschaft Überetsch-Unterland.

Besitznachweisungen:

Hofname unbekannt

(1404) Hanns Weiß zu Eppan zinst dem Stift Polling 8 Yhrn Wein.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-2, Folio 54 Rückseite, 1404.

(1534) Jörg Fischer zinst dem Stift Polling 9 Yhrn Wein.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-5, 1534.

Anmerkung: Weitere Aufzeichnungen des Klosters Polling sind nicht bekannt.



Abb.: 11 Eppan mit Weingärten (undatiert)

Foto Hermann Frass

Klausen

Stadtgemeinde seit 1308, mit den Fraktionen der Katastralgemeinden Klausen, Frag, Griesbruck, Gufidaun, Latzfons und Verdings mit der Rotte Pardell, rund 11 km südwestlich von Brixen, an der Mündung des Thinnebachs in den Eisack gelegen, Bezirksgemeinschaft Eisacktal.

Besitznachweisungen:

Hofname unbekannt

(1334) Das Stift Polling zahlt den Binderlohn von 8 Pfund Berner und dem Weinmesser 8 Pfund Berner.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-2 Folio 14, 1334.

(1534) Christl Parlinger, genannt Christl am Brunnen, zinst dem Stift Polling 3 Yhrn Wein.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-5, 1534.

(1534) Hanns Sosser zinst dem Stift Polling 2 Yhrn Wein.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-5, 1534.

Anmerkung: Weitere Aufzeichnungen nicht bekannt.

Marling

Gemeinde mit den Katastralgemeinden und heutigen Fraktionen Marling und Forst, rund 3 km südwestlich von Meran gelegen, Bezirksgemeinschaft Burggrafenamt.

Besitznachweisungen:

Grubelhof

(1534) Der Grubelhof zu Marling zinst dem Stift Polling 8 Yhrn Wein.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-5,1534.

Anmerkung: Weitere Aufzeichnungen des Klosters Polling sind nicht bekannt.

Köchelhof, Kochelhof, Köchl

Heute Traubenwirt, Franz-Innerhofer-Straße 2

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts erscheint der Name Köchelhof, 1418 als „chunz. Chöchel“ und 1430 ein „Khöchel an der Gassen“. Im Urbar des Gerichts Stein unter Lebenberg wird 1528 vermerkt, dass „Stoffl Tamer vom „Kochlhof“ zu Martini 6 Kreuzer, ein Waldholz, eine Wagenfahrt, 10 Star Futter, eine Fasnachthenne und 10 Eier zu Ostern zinst“, jedoch ohne Nennung des Empfängers.

Raiffeisenkasse Marling (Hrsg.), Dorfbuch Marling, 1989, Seite 468.

(1534) Köchel zu Marling zinst dem Stift Polling 6 Yhrn Wein.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-5,1534.

Anmerkung: Weitere Aufzeichnungen des Klosters Polling nicht bekannt.

Meran, Mais

Mais, Katastralgemeinde, Ober- und Untermais (ältere Bezeichnung Niedermais, ab 1660 vermehrt Untermais, ab 1817 nur noch Untermais-Josef Tarneller Hofnamen, Ausgabe von 1909 Seite 289 und Egon Kühebacher, Ortsnamen, Seite 495) sind Fraktionen der Gemeinde Meran, Stadtteil von Meran, am linken Ufer der Passer, Bezirksgemeinschaft Burggrafenamt.

Besitznachweisungen:

Hofname unbekannt

(1173–1174) Stiftung eines Hofes in Obermais für das Kloster Polling mit zwei Weingärten, zwei Joch Äcker und eines Weingartens durch Graf Berthold von Tirol (Regierungszeit 1165–1180).

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-74, Rotulus, Abschrift 18. Jh., Folio 3, Rückseite 1173 Mai 28 – 1174 Januar 13 und Tiroler Urkundenbuch (TUB I) Nr. 330 Seite 164. Weitere Aufzeichnungen zu diesem Hof sind nicht bekannt.

Weingartenbesitzungen (Obermais)

- (1360) Verleihung eines Weingartens in Obermais durch das Stift Polling an Hanns Uebelher zu Mais für 30 Mark und einem jährlichen Zins von 5 Fuder Wein.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-2, Folio 4, 1360.

- (1360) Hanns Schneider zu Obermais verkauft 2 Pazeiden in Obermais an das Stift Polling um 38 Pfund Berner.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-2, Folio 5, 1360.

- (1362) Das Stift Polling erhält für ein Weingut in Obermais einen Zins von 9 Pfund Berner.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-2, Folio 7, 1362.

- (1362) Berchtold und Leonhardt vom Stift Polling erhalten bei der Wimmeth von Peter Wirt einen Zins von 2 Pfund Berner.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-2, Folio 11, 1362.

- (1363) Das Stift Polling erhält von Peter Ammeran 10 Pfund Berner und von Hanns Volz 11 Pfund Berner als Zins.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-2, Folio 12 Rückseite, 1363.

- (1366) Das Stift Polling zahlt bei der Wimmeth in Obermais dem Saltner von Obermais 3 Yhrn und 2 Pazeiden Wein.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-2, Folio 19 Rückseite, 1366.

- (1402) Weinhart Dachs zu Obermais zinst dem Stift Polling 7 Yhrn und 4 Pazeiden Wein.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-2 Seite 45, 1402.

- (1403) Peter Lienhart zu Obermais zinst dem Stift Polling 4 Yhrn Wein.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-2, Folio 48, 1403.

- (1403) Jörg Pollinger zu Obermais zinst dem Stift Polling 22 Yhrn Wein und kauft bei Jörg Polling 1 Fass Wein zu 5 Pfund Berner.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-2, Folio 49, 1403.

- (1534) Der junge Vogelpoltz zu Obermais zinst dem Stift Polling 10 Pfund Berner.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-5, 1534.

- (1534) Lenhart zu Obermais zinst dem Stift Polling 4 Yhrn Wein.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-5, 1534.

- (1582) Christoph Kellner erwirbt das Erbbaurecht über einen Weinacker von 4 Starland in Dornach auf der Lön in Obermais zu 625 fl.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-21, 1582.

(1779) Im Rustikalsteuernkataster für Mais sind keine Besitzungen des Klosters Polling mehr in Obermais aufgeführt.

Südtiroler Landesarchiv Bozen, Bestand Steuernkataster, SK Meran Nr. 26 Rustikalsteuernkataster Mais I. Teil 1779 und Nr. 27 Rustikalsteuernkataster Mais II. Teil 1779–1781.

Stopferhof, Pollingerhof (Untermals)

Der ehemalige Pollingerhof in Untermals besteht heute noch und befindet sich an der Hagengasse 3. 1884, Eigentümerin Theres Tanzer, Name des Hauses oder Hofes Pollinger, Untermaiser Hagengasse 37, 1887 Eigentümerin Theres Tanzer, Name des Hauses oder Hofes Pollinger, Untere Hagengasse 37, 1912 Eigentümer Alois von Pföstl, Name des Hauses oder Hofes Pollinger, Hagengasse 1, 1921 Eigentümer Alois von Pföstl, Name des Hauses oder Hofes Pollinger, Hagengasse 1, 1933 Eigentümer Luigi (Ludwig) von Pföstl-Ehrenfels, Name des Hauses oder Hofes Pollinger, Via Hagen e Frazione 1 (Hagenstraße und Fraktion 1), Quelle Adressbücher der Kurstadt Meran 1884 Seite 28, 1887 Seite 39, 1912 Seite 98, 1921 Seite 30 und 1933 Seite 31.

(1140–1165) Adelheid von Rotsee bei Weilheim stiftet dem Kloster Polling ihren Erbbesitz in Untermals, den Adelheid von Rotsee mit 30 Talenten von Herburga, Ministerialin von Graf Adalbert (II.) von Tirol (Regierungszeit 1140–1165) auslöste.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-74, Rotulus, Abschrift 18. Jh., Folio 4 und Tiroler Urkundenbuch (TUB I) Nr. 179 Seite 78.

(1349) Bartholomäus Steinhauser aus Passeier verkauft an Berchtold Rigelhauer aus Mais und alle seine Erben für 10 Mark kleine Berner Pfennige den jährlich aus einem Hof des Stiftes Polling geht, welcher an der Gasse zu Niedermals (Untermals) liegt und von Johann Stopfer aus Riffian bebaut wird. Unberührt davon bleibt der aus dem Hof an den Pfarrer von Mais gehende Zehent. Der Verkäufer verpflichtet sich feierlich, bei Strafe des doppelten geschätzten Zehentertrages den Verkauf nie anzufechten.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KU-P-165, 1349 Dezember 11.

(1350) Berthold Rigelhauer aus Mais verpachtet an Johann Stopfer aus Riffian und dessen Frau Katherina, nicht aber an die Erben der beiden, den Zehent aus einem Hof des Stiftes Polling, der an der Gasse zu Niedermals (Untermals) in der Pfarrei Mais liegt und den vorgenannte Pächter bebauen. Den Zehent hatte Berthold Rigelhauer von Bartholomäus Stainhauser aus Passeier gekauft. Die Pächter haben

dafür jährlich am dritten Tag des an Martini abgehaltenen Marktes von Meran dem Verpächter Berthold und seinen Erben 10 Pfund kleine Berner als Zins zu zahlen. Tun sie dies nicht, schulden sie im folgenden Jahr den doppelten Zins, zahlen sie dann wieder nicht, verlieren sie im dritten Jahr ihr Zehentrecht, müssen aber gleichwohl den noch ausstehenden Zins zahlen unter Verpfändung ihrer gesamten Habe. Auch dürfen sie den Zehent ohne Erlaubnis an niemanden verkaufen oder verpfänden. Der Verpächter verpflichtet sich feierlich zur Gewährung der Lebenszeit der Pächter, ausgenommen bei Anfechtung des Zehents aus einem Weinberg von einem Manngraber, der im Anbaugebiet der Einwohner von Mais liegt und zu genanntem Hof gehört.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KU-P-166, 1350 Januar 3.

- (1351) Probst Konrad und der Konvent des Stifts Polling verleihen dem Johann Stopfer aus Meran auch für dessen nicht anwesende Ehefrau Katherina, Tochter des verstorbenen Hermann an der Gasse von Niedermals (Untermals), sowie für Margareta, Tochter der Katherina, zu Erbrecht einen Hof an der Gasse von Niedermals (Untermals). Von diesem sollen sie dem Stift den althergebrachten jährlichen Zins zahlen und der Herrschaft Tirol die schuldigen Dienste leisten, wogegen sich das Stift verpflichtet, ihren jährlichen zur Unterstützung 2 Pfund Pfennige guter Meraner Münze und 2 Scheffel Hafer Meraner Maßes zu geben. Auch sollen sie den Hof und Ackerbau möglichst noch bessern, vernachlässigen sie ihn aber und wird dies von ehrbaren Bauern in Mais bestätigt, verlieren sie sofort ihr Weinbaurecht. Falls besagter Johann vor seiner Frau Katherina stirbt und diese dann einen anderen, rechtmäßigen Mann auf den Hof führt, soll dieser gleiches Recht am Hof wie erstere haben. Sowie aber alle drei gestorben sind, fällt der Hof dem Stift anheim.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KU-P-176, 1351 Oktober 11.

- (1351) Der kaiserliche Notar Berthold aus Meran beurkundet, dass Frau Katherina auch namens ihrer Tochter Margarete mit Zustimmung ihres anwesenden Ehemannes Johann Stopfer dem Inhalt der vorgenannten Urkunde [KU-P-176] freiwillig auch selbst zustimmt und ihn bestätigt.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KU-P-176 a, 1351 Dezember 30.

(1363) Das Stift Polling zahlt bei der Wimet 1 Pfund Berner dem Weinmesser und 8 Pfund Berner [als Löhne].

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-2, Folio 12, 1363.

(1364) Der kaiserliche Notar Martin aus Sterzing beurkundet: Rupert Rigelhauer, Sohn des verstorbenen Berchtold Rigelhauer aus Mais, verkauft für 17 Mark Berner, die er von Simon Sulfner vom Berg Haefningen [Hafling] bereits erhielt, diesem und dessen Erben den Wein-, Getreide- und Früchtezehent aus einem Hof des Stifts Polling in Mais, genannt Pollingerhof, den Johann Stopfer bebaut, zu freiem Eigen, außer dass ein Viertel des Zehent dieses Hofes dem Pfarrer von Mais vorbehalten ist. Falls besagter Simon den Hof wieder verkaufen will, muss er ihn erst dem Verkäufer Rupert um 1 Pfund Berner billiger als anderen anbieten und kann ihn erst, wenn diese ablehnt, jemand anderen verkaufen.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KU-P-250, 1364, November 9.

(1367) Johann Stopfer aus Mais verkauft an Probst Konrad und den Konvent des Stifts Polling seinen Lohn vom Pollinger Hof an der Gasse in Niedermals (Untermals), nämlich von jedem Träger, Moster und Torggler jeweils 3 Pazeiden und von jeder Wimet zwei, unter der Bedingung, dass künftig beide Seiten den Lohn gemeinsam in Pfennigen zahlen. Der Verkauf erfolgt für 6 Mark Berner, die er jetzt erhielt und für weitere 6 Mark Berner, die er schon früher von ihnen empfing, wie die Urkunde darüber besagt.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KU-P-264, 1367 Oktober 21.

(1367) Simon Sulfner vom Berg Haefninge [Hafling] verkauft für bereits bezahlte 21 Mark Berner mit Zustimmung des Rupert Rigelhauer aus Mais und dessen Erben, welche ihm nachgenannten Zehent verkauft hatten, an Probst Konrad von Polling den Wein-, Getreide- und Früchtezehent aus einem Hof Probst Konrads zu Mais an der Gasse, genannt Pollingerhof, den Johann Stopfer bebaut, wobei ein Viertel dieses Zehents dem Pfarrer von Mais gehört und besagter Johann Stopfer aus Mais und seine Ehefrau Katerina den Zehent zum Jahreszins von 10 Pfund Berner auf Lebenszeit innehaben. Falls noch Urkunden auftauchen, die diesen Verkauf bestätigen, bleiben sie gültig, andernfalls sind sie kraftlos.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KU-P-266, 1367 November 14.

(1370) Johann Stopfer von Niedermals (Untermals) gibt den Pollingerhof und das Baurecht in Anwesenheit vieler Nachbarn aus Mais

an den Probst und den Konvent des Stiftes Polling mit allen Rechten und Nutzungen zurück, das er durch Armut und Krankheit vernachlässigt und nicht mehr ertragreich bebaut hat. Was er auf dem Hof an Baumaßnahmen vorgenommen hat, sei es an Keller, Tenne, Stube, Kammern, Stiegen und Dächer, soll alles zum Hof gehören, weil ihm dafür 9 ½ Mark Berner] zugesprochen wurden, deren Erhalt er bestätigen wird und der Probst ihm auch 1 Fuder Wein erließ, welches er schuldete. Er bestätigt auch, was er gemäß der Entscheidung der Mittelsleute an Bottichen, Fässern, Betttüchern, Hausrat, Speisen und Getreide aus dem Haus mitnehmen darf. Dem ehrbaren Hainrich aus München, Richter zu Meran, schwört er und seine Erben auf jedwede Anfechtung verzichten werden.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KU-P-282, 1370 Oktober 27.

- (1370) Hainrich aus München, Richter zu Meran gibt folgenden Gerichtsbrief: Den Streit zwischen Probst Konrad von Polling mit Johann Stopfer aus Niedermals (Untermals) wegen eines Hofes zu Niedermals (Untermals) an der Gasse am Platz haben ehrbare Leute als Vermittler und Schiedsleute in der Weise geschlichtet, dass sie dem Johann Stopfer 9 ½ Mark Berner zusprachen, von denen der Probst ihm 35 Pfund Berner vor dem Markt zu Meran geben solle, ehe er Meran wieder verlassen und die restlichen vor dem kommenden Weihnachtstag. Falls das Geld mit Beschlag belegt sei oder werde, dürfe dies für Probst und Stift nicht nachteilig sein und es müsse Johann Stopfer bereinigen. Der Probst verzichtet jedoch auf besagte Frist und gibt die 9 ½ Mark zum Gewahrsam des Richters, der sie Johann Stopfer oder wer dazu berechtigt ist, weitergeben soll, wie es die Schiedsleute gleichfalls bestimmten. Der Richter bestätigt hiermit dem Probst den Empfang der 9 ½ Mark.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KU-P-283, 1370 Oktober 28.

- (1371) Der kaiserliche Notar Martinus aus Sterzing beurkundet: Probst Konrad vom Stift Polling verleiht auch namens des dortigen Konvents dem Heinrich, Sohn des Linus Grimörtel aus Mais, seiner Frau und allen seinen Erben zu Erbrecht einen zu Hochhütte in der Pfarrei Mais gelegenen Weingarten, genannt Pollinger, der 14 Manngraber umfasst. Falls sie ihn einmal wieder veräußern wollen, müssen sie ihn dem Stift mindestens 1 Monat vorher um 1 Pfund Berner billiger als anderen anbieten. Erst nach Ablauf dieser Frist dürfen sie ihn gegebenenfalls

anderweitig verkaufen, jedoch nicht an Geistliche, Leibeigene, Adelige, Machthaber und Leute, die des Stifts Rechte schmälern könnten. Falls sie den Weingarten vernachlässigen, müssen die Bürgen Konrad Tamer und Johannes Stopfer, beide aus Mais, dem Stift den erlittenen Schaden binnen 10 Jahren ersetzen. Die Pächter müssen jährlich die Hälfte der Weinernte zinsen, sie abteilen, verdichten und den Stiftsanteil auf eigene Kosten zur Kelter am sog. Stopferhof liefern sowie für beide Teile die Entlohnung der Winzer, Träger, Kellerer und Weinbergaufseher und während der Wimmel und Zuteilung den Aufwand für einen Knecht der Verpächter tragen. Sie dürfen den Weingarten nie zurückgeben und ihren Weinanteil vorrangig nur den Verpächtern zum Preis für vergleichbaren Wein dieser Gegend verkaufen.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KU-P-285, 1371 September 30.

- (1372) Johann Stopfer aus Niedermals (Untermals) gibt den Zehenten aus dem Pollinger Hof, den er und seine verstorbene Frau Katerina, Tochter von Berchtold Rigelhauer aus Niedermals (Untermals), für jährlich 10 Pfund Berner auf Lebenszeit innehatten, wie die Notarsurkunde besagt. Nachdem seine Frau Katerina tot und er ein alter, kranker Mann ist, an Probst Konrad von Polling und den Konvent zurück und erhält dafür Wein und etwas Geld gemäß der Entscheidung nachgenannter Vermittler, der sich beide Parteien unterwarfen (Hainrich von München, Richter zu Meran, Hans Tallocher und Wolf Kramer, beide Bürger zu Meran).

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KU-P-293, 1372 Oktober 20.

- (1372) Der kaiserliche Notar Hainrich von Dinkelsbühl beurkundet: Albert Menlin, Schwiegersohn des Stopfers aus Mais, und seine Ehefrau Margareta, Tochter des Stopfers, verzichten auch für ihre Erben gegenüber Probst Konrad und dem Stift zu Polling auf ihre Rechte, die sie am halben Stopferhof, gelegen in Niedermals (Untermals) an der Gasse für sich beanspruchten. Dem Bauer dieses halben Hofes sollen sie die jährlich aus ihrer anderen Hofhälfte 2 Pfund Meraner Münze geben, auf dem St. Martinsmarkt, bevor dieser zu Ende ist.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KU-P-294, 1372 Oktober 25.

- (1372) Der kaiserliche Notar Hainrich aus Dinkelsbühl beurkundet: Probst Konrad von Polling überträgt mit Zustimmung des Jakob Hendlar aus Mais, Bauer des restlichen nachfolgend bezeichneten Hofes, dem Albert Menlin, Schwiegersohn des Johannes Stopfer aus

Mais, seiner Ehefrau Margareta und ihrem erstgeborenen Sohn Johannes auf Lebenszeit den in Mais liegenden halben Hof der Herren von Polling, nämlich je die Hälfte des Hauses, Obstgartens und Gartens in Niedermals (Untermals) an der Gasse, den halben Weinberg, genannt Pollinger Weingarten, von 30 Manngraber, ein 2 ½ Scheffel großes Ackerstück, genannt Kirschbaum, und eine Wiese, genannt Waldmast von 1 Manngraber. Der besagte Bauer erhält in jenem Pollinger Weingarten eine Pergola als bevorrechtigtes Stück, gewöhnlich Vorland genannt. Für diesen halben Hof und genannte Güter müssen Albert Menlin, seine Frau und sein Sohn vom gewöhnlichen Wein 2 Yhrn kleinen Vogteiweinmaßes und ½ Yhrn großen Probstmaßes geben, wogegen der Probst beiden Bauern 1 Yhrn Wein großen Maßes gibt, für die sie alle zum Hof gehörenden Fässer herstellen sollen. Ferner müssen sie 1 Yhrn Wein für Löhne geben und dem Probst jährlich die Hälfte des restlichen Weins, wobei der Probst während der Wimmeth zur Hälfte die Winzer, Träger und Fuhrleute entlohnt. Albert und seine Frau sollen alle Leerflächen im Weingarten, die früher Weinstöcke trugen, binnen 4 Jahren rekultivieren und das Gestrüpp roden, andernfalls verlieren sie alle Rechte am Hof. Beide Bauern versprachen, alle vom Hof dem Herrn von Tirol schuldigen Dienste ohne Verzug und Nachteil für den Probst zu leisten bei Strafe des Verlustes ihrer Gerechtsame und Verpfändung ihres gesamten Besitzes. Wenn der Probst im Land ist, soll er auf dem Hof sein Zimmer und andere Annehmlichkeiten haben wie bisher.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KU-P-295, 1372 November 1.

- (1375) Der kaiserliche Notar Hainrich aus Dinkelsbühl beurkundet: Probst Konrad von Polling überträgt dem Jakob Hendler aus Mais, dessen nicht anwesende Ehefrau Katerina und allen Leibeserben desselben, seinen in der Pfarrei Mais gelegenen ganzen Hof mit Häusern, Hofstätten, Obst- und Weingärten, Äckern, Wiesen usw. Als bevorrechtigtes Stück, genannt Vorland, erhalten Jakob Hendler und seine Erben eine Pergola beim Haus und eine im Weinberg, genannt Pollinger Weingarten. Von dem Hof sollen sie dem Probst jährlich vom gewöhnlichen Wein 4 Yhrn kleinen Vogteimaßes und 1 Yhrn großen Probstmaßes geben, wogegen der Probst dem Bauern 1 Yhrn Wein großen Maßes gibt, für die er alle zum Hof gehörenden Fässer herstellen soll. Weiters soll der Bauer die halbe Weinernte geben, wofür

der Probst bei der Wimmel den halben Lohn für Winzer, Träger und Fuhrleute zahlt. Auch sollen Jakob Hendler und seine Frau Katharina alle Leerflächen in den Weingärten des Hofes, die früher Rebstöcke trugen, binnen 4 Jahren rekultivieren und vom Gestrüpp befreien. Dafür gibt der Probst dem Pächter als Unterstützung 50 Pfund Meraner Münze, die dieser bereits erhielt. Falls die Pächter ihren Verpflichtungen nicht nachkommen und den Hof herunterwirtschaften, verlieren sie alle Rechte an ihm. Der Pächter verspricht auch für seine Frau und Erben, alle von dem Hof der Herrschaft von Tirol schuldigen Dienste pünktlich und ohne Nachteil für den Probst zu leisten bei Strafe des Verlusts ihrer Gerechtsame und Verpfändung ihres gesamten Besitzes. Wenn der Probst im Land ist, soll er auf dem Hof ein Zimmer und andere Annehmlichkeiten haben wie bisher.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KU-P-306, 1375 Oktober 23.

- (1416) Ein Baumann namens Jörg Pollinger besitzt das Baurecht am Pollingerhof.

Josef Tarneller, Hofnamen, Ausgabe von 1909, Seite 291.

- (1534) Mathei vom Pollingerhof zu Niedermals (Untermals) zinst dem Stift Polling 22 Yhrn Wein.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-5, 1534.

- (1591) Ein Baumann namens Georg Pollinger besitzt das Baurecht am Pollingerhof.

Josef Tarneller, Hofnamen, Ausgabe von 1909, Seite 291.

- (1694) Die Erben von Maria Ratter sind Beständer des Pollingerhofes mit den Weingärten Kuger, Acherle und Ainäckerle.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-7, Folio 2, 1694.

- (1779) Beschreibung und Wertansatz des Pollingerhofes im Rustikalsteuerekataster für die Gemeinde Mais. Die Behausung samt Feuerbehausung mit einer Hoffläche von 216 Klaftern und alle nachstehend genannten Äcker mit Weinbau werden mit einem Wertansatz von insgesamt 5.475 fl 55 Kr taxiert. Als Äcker oder Wiesen mit Weinbau genannt werden ein namentlich nicht bezeichneter Acker, ferner der „Hauß- oder Rauthacker“ mit 2.127 Klafter, das „Wirtsackerl“ mit 396 Klafter, der „Schallhöfl“ mit 396 Klafter, der „Jobstacker“ mit 1.695 Klafter, der „Demezacker“ mit 1.119 Klafter, der „Hochhütacker“ mit 1.584 Klafter, die „Angerwies“ mit 1.470 Klafter, die „Danezwies“ mit 4.676 Klafter, die „Pfannen Stihlwies“ mit 992 Klafter,

die „Mooswies“ mit 2.101 Klafter, der „Ohnwarter Acker“ mit 2.612 Klafter, der „Plezen Acker“ mit 350 Klafter,, die „Sinichwies“ mit 1.400 Klafter sowie ein „Stuck auf dem Sinich Perg“ und mehrere Äcker mit Weinbau mit zusammen 847 Klafter.

Südtiroler Landesarchiv Bozen, Bestand Steuerkataster, SK Meran Nr. 27,

Rustikalsteuerkataster Mais II. Teil 1779-1781.

- (1805) Güterbewertung und Feststellung des Wertansatzes für den Pollingerhof durch die Kommission des Landesgouvernements Innsbruck mit 8.810 fl Tiroler Landeswährung.

Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien (StA Österreich): Bestand Hofkammerarchiv, Staatsdomänenverwaltung, Domänen 102 Faszikel 8 Nr.135 Korrespondenzen 1801–1816.

Weingartenbesitzungen (Untermals)

- (1351) Probst Konrad und der Konvent des Stifts Polling verleihen an Nikolaus aus Pfitsch, wohnhaft bei der Brücke zu Meran, und seiner Frau Alhaidis und allen ihren Erben für die folgenden 15 Jahre einen Weingarten, genannt der Pollinger, im Umfang von 30 Manngraber, gelegen zu Hagen in der Pfarrei Mais. Dafür sollen sie dem Stift jährlich zur Wimet zu gleichen Teilen die Hälfte des aus dem Weingarten gewonnenen trüben, ungekelerten Wein zinsen sowie 2 Yhrn des jungen Weins geben. Dem Probst sollen sie bei seinem jährlichen Besuch eine Mahlzeit, 1 Pfund Pfennige und 1 Scheffel Hafer Meraner Maßes geben, auch den Winzern, Trägern und dem Weinbergaufsehe ihren Lohn zahlen und dem Stiftsabgesandten für die Dauer der Wimet und Teilung des Weins seinen Unterhalt bestreiten. Den Weingarten sollen sie stets gut pflegen und verbessern, sobald sie ihn aber vernachlässigt haben, was man gewöhnlich versäumt nennt, und dies gute, ehrbare Bauern aus Mais bestätigen, müssen sie dem Stift allen Schaden, den es nach Einschätzung ehrbarer Leute dadurch erlitt, ersetzen. Außerdem sollen sie überall da, wo früher einmal Weinstöcke waren, erneut Reben pflanzen und zwar nach Rat der rechtschaffenen, ehrbaren Männer Konrad Ringe, Berthold Rigelhauer, Johann Stopher und Georg Schaffer aus Mais. Im Falle eines Verkaufs des Weinbaurechts ist dieses wenigstens 1 Monat davor dem Stift um 1 Pfund Pfennige billiger als anderen anzubieten. Erst nach diesem Monat dürfen sie es gegebenenfalls anderweitig verkaufen, jedoch nicht an Geistliche, Adelige, Machthaber, Eigenleute oder nicht vertrauenswürdige Personen.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KU-P-175, 1351 Oktober 11.

(1534) Weindel zu Hagen zinst dem Stift Polling 6 Yhrn Wein.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-5, 1534.

Anmerkung: Weitere Aufzeichnungen des Klosters Polling sind nicht bekannt.

(1534) Christian Schmidberger zu Untermais zinst dem Stift Polling 7 Yhrn Wein.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-5, 1534.

Anmerkung: Weitere Aufzeichnungen des Klosters Polling sind nicht bekannt.



Abb.: 12 Stadt Meran im 17. Jahrhundert

Kupferstich Matthaeus Merian

Gufidaun

Katastralgemeinde, Fraktion der Gemeinde Klausen, das Dorf liegt rund 3 km nordöstlich von Klausen, linksseitig über dem Eingang des Eisacktaler Nebentales Villnöß.

Besitznachweisungen:

Hofnamen unbekannt

(1534) Rumpolt Weise zu Gufidaun zinst dem Stift Polling 3 Yhrn Wein.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-5, 1534.

(1534) Jakob Delfner zu Gufidaun zinst dem Stift Polling 2 Yhrn Wein.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-5, 1534.

(1534) Asam zu Pardell zinst dem Stift Polling 2 Yhrn Wein.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-5, 1534. Anmerkung: Weitere Aufzeichnungen über diese Besitzungen nicht bekannt.

Nals

Gemeinde mit den Fraktionen Nals und Sirmian, rund 16,5 km nordwestlich von Bozen, am Fuße des Tisner Mittelgebirges, am rechten Ufer der Etsch gelegen, Bezirksgemeinschaft Salten-Schlern.

Besitznachweisungen:

Hofname unbekannt

(1404) Valentin Plötzner zu Nals zinst dem Stift Polling 8 Yhrn Wein.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-2, Folio 54, 1404.

(1534) Ein Hof in Nals zinst dem Stift Polling 8 Yhrn Wein.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-5, 1534.

Anmerkung: Weitere Aufzeichnungen über diese Besitzungen nicht bekannt.

Oberplanitzing

Planitzing bzw. Ober- und Unterplanitzing, Fraktion der Gemeinde Kaltern, rund 2,5 km nördlich von Kaltern, Bezirksgemeinschaft Überetsch-Unterland.

Besitznachweisungen:

Hofname unbekannt

(1404) Ulrich Winnig zu Oberplanitzing zinst dem Stift Polling 4 Yhrn Wein.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-2, Folio 55, 1404.

Anmerkung: Weitere Aufzeichnungen über diese Besitzung nicht bekannt.

Pardell

Rotte in der Fraktion Verdings der Stadtgemeinde Klausen, nordöstlich von Klausen, am Nordfuß des Säbener Burgfelsens gelegen, Bezirksgemeinschaft Eisacktal.

Besitznachweisungen:

Hofname unbekannt

(1176) Schenkung eines Weingartens in Pardell durch Hartmann von Hausen [Deutenhausen bei Weilheim] an das Kloster Polling.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-74, Rotulus, Abschrift 18. Jh., Folio 4 Rückseite.

(1354) Heinrich Gazzer aus Verdings, Ulrich Pühele aus Verdings und Matheis, Sohn des verstorbenen Ott aus Pardell reservieren, dass sie

von Probst Konrad vom Stift Polling bestandsweise einen zu Pardell auf dem Kofel gelegenen Weingarten, genannt Runk erhielten, wofür jeder von ihnen und ihre Erben in den ersten 5 Jahren dem Stift jährlich 2 Hühner zinsen sollen und danach jeweils zur Wimmel 6 Yhrn Wein Klausner Maßes, und zwar vom Besten, der in dem Weingarten wächst. Diesen sollen sie jedesmal in die Stadt Klausen zu dem Wirt liefern, bei dem die Abgesandten dieses Stifts Herberge nehmen. Falls sie einmal wegen Misswuchses oder einer Landplage den Zins nicht geben können, dürfen sie wie andere Bauleute Gnade nach Landesrecht erwarten. In den kommenden 5 Jahren sollen sie den in der Vergangenheit heruntergekommenen Weingarten wieder in guten Zustand bringen, dafür erhielten sie vom Stift 40 Pfund Berner. Falls sie ihn aber dennoch vernachlässigen, so dass er den Zins nicht erbringt, verlieren sie ihr Baurecht und sie und ihre Erben müssen das Stift mittels ihres übrigen Besitzes entschädigen. Will einer von ihnen sein Baurecht verkaufen, soll er es erst dem Stift anbieten und erst dann gegebenenfalls einem Nicht-Leibeigenen geben, der dem Stift fügsam ist.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KU-P-181, 1354 Januar 21.

Anmerkung: Weitere Aufzeichnungen über die Besitzungen nicht bekannt.

Schenna

Gemeinde mit den Fraktionen Schenna, Schennaberg, Verdins und Tall, rund 4,5 km nordöstlich von Meran, am Westabhang des Ifinger gelegen, Bezirksgemeinschaft Burggrafenamt.

Besitznachweisungen:

Weingartenbesitzungen

(1347) Probst Konrad und der Konvent des Stifts Polling vergeben an Konrad Ringe und dessen Ehefrau Agnes, wohnhaft bei der Brücke zu Meran, zwei Weingärten von 12 Manngraber in Schenna gelegen. Die Pächter sollen die Weingärten gut pflegen und dürfen ihr Recht verpfänden und verkaufen. Im letzteren Fall müssen sie es dem Probst einen Monat vorher um 1 Pfund Berner billiger als jemand anderem anbieten und erst dann gegebenenfalls anderweitig verkaufen, jedoch nicht an Geistliche, Adelige, Machthaber, Eigenleute und nicht vertrauenswürdige Personen. Jährlich zur Zeit der Wimmel sollen sie

dem Probst 4 Yhrn Wein und dem Konvent ebenso viel zinsen, falls er in besagten zwei Weingärten nicht wächst, gleich guten Wein aus der Umgebung und zwar auf eigene Kosten, abzugeben in einen Hof des Stifts in Niedermals (Untermais).

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KU-P-157, 1347, November 4.

- (1350) Probst Konrad und der Konvent des Stifts Polling verleiht dem Fritz Mesner, Sohn des verstorbenen Christian Mesner aus Passeier, seiner Ehefrau Alhaidis und allen ihren Erben zu Erbrecht einen zu Hochhütte in der Pfarrei Schenna gelegenen Weingarten von 12 Manngraber angrenzend an die Güter des Reinbert von Schenna, den vordem der verstorbenen Hermann von Gazzen aus Hefninga [Hafling] bebaute. Fall sie ihn einmal wieder veräußern wollen, müssen sie ihn dem Stift mindestens 1 Monat vorher um 1 Pfund Berner billiger als anderen anbieten. Erst nach Ablauf dieser Frist dürfen sie ihn gegebenenfalls anderweitig verkaufen, jedoch nicht an Geistliche, Adelige, Machthaber, Eigenleute oder nicht vertrauenswürdige Personen. Für den Weingarten müssen sie dem Stift jährlich zur Wimmeth die Hälfte der Weinernte zinsen, als reinen, gekelterten Wein und diesen an der Gasse in Niedermals (Untermais) gelegenen Hof des Stifts liefern und solange der Wein gekeltert und zugeteilt wird, dem Abgesandten des Stifts Speise und Trank geben. Auch müssen sie den Lohn für die Winzer, Träger, Kellerer und den Weinbergaufseher jährlich selbst bezahlen und außer dem Wein jeweils auch 1 Pfund Pfennige guter Meraner Münze und einen Scheffel Hafer Meraner Maßes entrichten. Letztere Abgaben werden ihnen nur für die kommenden 6 Jahre erlassen, damit sie dafür den Weinberger umso besser bestellen. Falls sie das nicht tun, sondern ihn vernachlässigen und dies durch gute, ehrbare Bauern bestätigt wird, verlieren sie ihr Weinbaurecht unverzüglich und müssen dem Stift allen Schaden, den es nach Einschätzung von 4 ehrbaren Leuten dadurch erlitt, ersetzen.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KU-P-171, 1350 Oktober 24. Anmerkung: Weitere Aufzeichnungen über diese Besitzungen nicht bekannt.

Siebeneich

Fraktion der Gemeinde Terlan, rund 3 km südöstlich von Terlan, an der Einmündung des Etschtales in den Bozner Talkessel gelegen, Bezirksgemeinschaft Überetsch-Unterland.

Besitznachweisungen:

Lackner, Lacknerhof

Der Südtiroler Hofnamenforscher Josef Tarneller nahm in seiner Beschreibung von Höfen in Siebeneich an, dass die Hofnamen „Haslach und Láckner“ wahrscheinlich gleichbedeutende Namen eines Hofes sind (siehe Josef Tarneller, Hofnamen, Band 100 Seite 486). Dabei handelt es sich bei Haslach (auch „Kleinhaselache bzw. Großhaselache“ oder „in Haselhof“ genannt) nicht um einen Hofnamen, sondern um Bezeichnungen von Weingärten, wie aus den Angaben zum Lacknerhof in der Steuerbereitung von 1750 eindeutig hervorgeht (Steuerkataster SK-Neuhaus-Terlan Nr. 1 Steuerbereitung 1750). Das Weingut Lacknerhof besteht heute noch und befindet sich in Siebeneich an der Boznerstraße 11.

- (1404) Sigmund Mair zu Siebeneich besitzt das Baurecht und zinst dem Stift Polling 8 Yhrn Wein.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-2, Folio 53 hinten, 1404.

Anmerkung: Weitere Aufzeichnungen des Klosters Polling nicht bekannt.

- (1750) Johann Anton von Schwaikhofer besitzt das Baurecht und zinst an das Kloster Polling.

Das Anwesen besteht aus einer Behausung mit Stuben, Kammer, Stadl, Stallung, Keller, Torggl sowie Backofen, zum Anwesen gehören sieben Weingärten, darunter die „Großhaselache“ mit 9 $\frac{3}{4}$ Starland und der „Roßkopf“ mit 4 $\frac{1}{4}$ Starland.

Südtiroler Landesarchiv Bozen, Bestand Steuerkataster, SK Neuhaus-Terlan Nr. 1 Steuerbereitung 1750

- (1775, 1779) Das Kloster Polling wird in den Rustikalfassionen von 1775 bzw. von 1779 nicht mehr als Grundherr erwähnt.

Südtiroler Landesarchiv Bozen, Bestand Steuerkataster, SK Neuhaus-Terlan Nr. 5 Rustikalfassionen 1775 bis 1779.

Cornell, Karnellhäusl, Ansitz Karnell, Cornellenhof, Großkornell, Kornell
Denkmalgeschütztes Anwesen, großer Gutshof mit Turm, im 19. Jh. teilw. erneuert. Das Weingut Kornell befindet sich in Siebeneich am Kosmas-und-Damian-Weg 6, siehe auch unter www.kornell.it

Die Bezeichnung des Weingutes dürfte auf den Namen Hanns Cornell als Beständer des Kloster Polling im Register der Zins- und Weingilten im Etschland von 1534 des Klosters Polling zurückzuführen sein, weitere Aufzeichnungen des Klosters Polling sind

nicht bekannt. Josef Tarneller erwähnt in seiner Geschichte der Hofnamen auch die Bezeichnungen Karnellhäusl, Groß Karnell, Klein Karnell und im Volksmund Siebeneicher Schlößl. Aus einem ausführlichen Beitrag über den Ansitz Kornell des Südtiroler Heimatforscher und Schriftsteller Bruno Mahlknecht in der Südtiroler Tageszeitung Dolomiten geht hervor, dass der Großkarnell (später nur noch Karnellhof) und der Kleinkarnell (früher Stavels, Stafveldt, Schafflet und zuletzt Rappolthof) bereits um die Mitte des 17. Jahrhunderts als Besitz in einer Hand vereint waren (um 1640 gehörte der Karnellhof und der unmittelbar nördlich davon gelegene Rappolthof dem Bozener Bürger Andre Kilian). Der Beitrag enthält allerdings keine konkreten Angaben über die Grundherrschaftsverhältnisse vom frühen 15. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Nach dem Tod des Grafen Karl von Wolkenstein fiel der Besitz an seinen Enkel Gebhard Freiherr von Seyfferitz, 1911 gelangte das Anwesen durch Kauf an die Benediktinerinnen von Habsthal [Ortsteil Ostrach, nördlich des Bodensees, Baden-Württemberg, die es 1927 an den Grlaner Weinhändler Leonhard Brigl verkauften.]. Das Weingut Kornell besteht heute noch und befindet sich seit 1927 im Besitz der Familie Brigl. (Dolomiten, Tagblatt der Südtiroler, Nr. 117 vom 27.06.2022, Seite 15). Anmerkung: In der Steuerbereitung 1750 wird für das Gut in Siebeneich Graf Joseph Bernardin von Wolkenstein als Eigentümer genannt. Aus dem Rustikalsteuerekataster von 1777 geht hervor, dass ein Graf von Wolkenstein bereits zu dieser Zeit auch den Rappolthof besitzt, der unmittelbar an den Cornellenhof angrenzt. Beide Höfe wurden zu einem Besitz vereinigt, so dass zur Unterscheidung der beiden Höfe anfangs offensichtlich noch die Bezeichnungen „Groß Kornell“ für den Cornellenhof und „Klein Kornell“ für den Rappolthof verwendet wurden. In den Zehentbereitungen und in den Steuerekataster erscheinen meist die Bezeichnungen Cornell bzw. Kornell oder gelegentlich noch Roppolthof.

Josef Tarneller, Hofnamen, Band 100 Seite 434 und Bruno Mahlknecht, Dolomiten, Tagblatt der Südtiroler, Nr. 117 vom 27.06.2002, Seite 15.

(1534) Hanns Cornell zinst dem Stift Polling alle Jahr 4 Yhrn Wein Bozener Maß.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-5, Register der Zinse- und Weingilten 1534. Weitere Aufzeichnungen des Klosters Polling sind nicht bekannt.

(1750, 1751) Das Klosters Polling wird in der Zehentbereitung Nr. 1 von 1750 und der Zehentbereitung Nr. 2 von 1751 nicht mehr genannt, Eigentümer ist zu dieser Zeit Graf Joseph Bernardin von Wolkenstein. Südtiroler Landesarchiv Bozen, Bestand Steuerkataster, SK Neuhaus-Terlan Nr. 1 Steuerbereitung 1750, Südtiroler Landesarchiv Bozen, Bestand Steuerkataster, SK Neuhaus-Terlan Nr. 2 Zehentbereitung 1751.

(1777) Angabe im Rustikalsteuernkataster Nr. 5 1777: Graf von Wolkenstein besitzt in Siebeneich neben dem Cornellenhof auch den Rapolthof.

Südtiroler Landesarchiv Bozen, Bestand Steuerkataster, SK Neuhaus-Terlan Adelsfassungen und Adelssummarium 1775–1795, SK Neuhaus-Terlan Nr. 5 Rustikalsteuernkataster 1777.

(1795) Angabe im Rustikalsteuernkataster Siebeneich Nr. 7 von 1795: Graf von Wolkenstein besitzt in Siebeneich zudem noch den Prästlhof und das Pinterhäusl.

Südtiroler Landesarchiv Bozen, Bestand Steuerkataster, SK Neuhaus-Terlan Nr. 7 Rustikalsteuernkataster 1795. Anmerkung: Weitere Aufzeichnungen des Klosters Polling sind nicht bekannt.

Sonstige Besitzungen im Gericht Neuhaus-Terlan

(1803) Angaben der Kommission des Landesgouvernements Innsbruck: Ort und Besitzung nicht näher beschrieben, Gericht Neuhaus-Terlan mit dem Wertansatz 333 fl 20 kr.

Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien: Faszikel 8, Nr. 135, Domänen 102, 1801–1816.



Abb.: 13 Weingut Kornell in Siebeneich (2002)

Villnöß

Gemeinde (Katastralgemeinden Villnöß und Teis) mit den Fraktionen St. Peter, St. Magdalena, St. Valentin, Teis, St. Jakob und Koll. Sitz der Gemeinde in St. Peter. Bezirksgemeinschaft Eisacktal.

Besitznachweisungen:

Hofname unbekannt

(1177–1183) Schenkung eines Hofes in Villnöß 1177 bzw. 1183 durch Bernhard von Hausen-Weilheim [Deutenhausen]

Tiroler Urkundenbuch (TUB I) Nr. 363 Seite 182 bzw. Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-74, Rotulus, Abschrift 18. Jh. Anmerkung: Weitere Aufzeichnungen über diese Besitzung nicht bekannt.

Völs am Schlern

Gemeinde mit den Fraktionen Obervöls, Untervöls, Völserried, St. Konstantin, Ums, St. Kathrein, Prösels, Prösler Ried, Oberaicha, Unteraicha und Blumau. Auf der linken Mittelgebirgsstraße des unteren Eisacktales, am Fuße des Schlern. Bezirksgemeinschaft Salten-Schlern.

Besitznachweisungen:

Fraßhof

(1180–1212) Schenkung der Güter des Berthold Fraß in Völs am Schlern.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-P-74, Rotulus, Abschrift 18. Jh. und Tiroler Urkundenbuch (TUB I) Nr. 390 Seite 195. Anmerkung: Weitere Aufzeichnungen über den Fraßhof nicht bekannt.

(1180) Bertold Fraß gibt die Güter zu Völs bei Bozen an, von denen er dem Kloster Polling jährlich 4 Yhrn Wein zu zinsen hat.

Tiroler Urkundenbuch (TUB I), Nr. 390 Seite 195.

Besitzungen des Augustinerchorherrenstiftes Rottenbuch bis zur Säkularisation

Das Kloster Rottenbuch soll der Gründungslegende nach um die Mitte des 10. Jahrhunderts durch Eticho als welfische Rodungszelle (Ableitung des Klostersnamens Rottenbuch von Buchenrodung) gegründet worden sein. Eine 1073 erfolgte großzügige Schenkung von Welf (IV.) ermög-



Abb.: 14 Kloster Rottenbuch um 1690

Kupferstich Johann Ulrich Kraus

lichte den Ausbau zu einem Kloster für Regularchorherren, das bis 1300 auch einen Frauenkonvent beherbergte. Das Augustinerchorherrenstift Rottenbuch, das 1694 der Lateranischen Chorherrenkongregation beitrug, war bis zur Säkularisation 1803 nicht nur die geistliche und kulturelle Mitte der unmittelbaren Umgebung sondern auch eines der bedeutendsten Chorherrenstifte in Bayern. Die schriftlichen Überlieferungen des Klosters wurden durch mehrere Plünderungen und zwei Brandkatastrophen erheblich reduziert. Nach der Säkularisation von 1803 sind an den Vorläufer des heutigen Bayerischen Hauptstaatsarchives nur mehr ein stark fragmentierter Rest von Briefen, Amtsbüchern und Rechnungsbänden gelangt. Die archivalischen Nachweise über die in Südtirol liegenden Besitzungen des Klosters stammen aus einem einzigen Schriftstück in einem Faszikel des Bestandes Klosterliteralien Rottenbuch im Bayerischen Hauptstaatsarchiv München, mit kurzgefassten Notizen über vier Güterverleihungen aus dem

Zeitraum 1421 bis 1595. Die meisten Besitznachweisungen stützen sich daher überwiegend auf Angaben im Tiroler Urkundenbuch, der Hofnamenforschung von Josef Tarneller sowie den Rustikalfassungen und den Rustikalsteuerkatastern des Südtiroler Landesarchivs Bozen. Die frühesten Güterstiftungen erhielt das Kloster Polling zwischen 1101 und 1120 in Marling und Schlanders. Als zentrale Orte bildeten sich die Orte Lana und Tschermers heraus, insgesamt besaß das Kloster Rottenbuch in Südtirol bis zur Säkularisation 1803 noch sieben Weinhöfe.

Algund

Gemeinde mit den Katastralgemeinden Algund I und Algund II und den Fraktionen Aschbach, Dorf, Forst, Mitterplars, Mühlbach, Oberplars und Vellau, am Fuße der Mutspitze, westlich von Meran gelegen, Bezirksgemeinschaft Burggrafenamt.

Besitznachweisungen:

Kemptersölde, Lafreitgut

(1633) Matheis Kempter hat das Baurecht am Lafreitgut des Klosters Rottenbuch.

(1710) Lafreitsölde oder Kemptersölde.

(1755) Lafreitsölde.

Josef Tarneller, Hofnamen, Heft 1892–93, S. 22, Nr. 5.

Weitere Aufzeichnungen nicht bekannt.

Bozen

Stadt seit 1265, Provinzhauptstadt seit 1927, im südlich geöffneten Talkessel am Zusammenfluss von Talfer und Eisack gelegen, Bezirksgemeinschaft Bozen.

Besitznachweisungen:

Verschiedene Besitzungen

(1803) Angaben der Kommission des Landesgouvernements Innsbruck: Moos auf den Neubrüchen, Gericht Bozen, ohne nähere Beschreibung. Weinbau mit Eichen und Stauden besetzter Hang, Gericht Bozen, ohne nähere Beschreibung.

Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien: Staatskanzlei, Korrespondenzen (1799–1803) und Hofkammerarchiv, Staatsdomänenverwaltung, Korrespondenzen (1801–1816).

(1805) Einige Stück Weinbau im Landgericht Bozen und ein mit Eichen und Stauden besetzter Berg. Güterbewertung und Feststellung des Wertansatzes durch die Kommission des Landesgouvernements Innsbruck mit 2.147 fl Tiroler Landeswährung, eine Wiese mit Reben belegt im Landgericht Bozen, Güterbewertung und Feststellung des Wertansatzes durch die Kommission des Landesgouvernements Innsbruck mit 8.820 fl Tiroler Landeswährung, Mooß mit 4/5 Tagmahd 40 Klafter auf den Neubrüchen im Landgericht Bozen, Güterbewertung und Feststellung des Wertansatzes durch die Kommission des Landesgouvernements Innsbruck mit 200 fl Tiroler Landeswährung.

Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien (StA Österreich): Bestand Hofkammerarchiv, Staatsdomänenverwaltung, Domänen 102 Faszikel 8 Nr.135 Korrespondenzen 1801–1816.

Bozen, Haslach

Haslach, südlicher Stadtteil von Bozen, vormals Teil von Zwölfmalgreien, Bezirksgemeinschaft Bozen.

Grettenhof, Thurnerhof, Thurnhof

Einer der Vorfahren der heutigen Besitzer aus Zwölfmalgreien erstand den Hof in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts betrieb die Familie einen florierenden Buschenschank. Die Hoferbin Maria Mumelter heiratete in den 1930er Jahren Hans Berger aus Gries, seither ist der Hof im Besitz der Familie Berger. Nach schweren Bombenschäden im 2. Weltkrieg wurde der Hof in den späten 1940er Jahren wieder aufgebaut. Das Anwesen befindet sich in Bozen, Ortsteil Haslach, Kuepachweg 7.

Quelle www.thurnhof.com.

(1218) In einer von Ulrich Graf von Ulten im Dezember 1218 ausgestellten Urkunde für das Kloster Steingaden wird unter anderem erwähnt, dass das Kloster Steingaden zur Bewässerung seiner Weingüter und Äcker in Haslach jeden Dienstag der Woche das Wasser aus dem ihm gehörenden Rumetzbach erhält. Dabei dürfte es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um den Grettenhof bzw. Thurner- oder Thurnhof in Haslach handeln, den das Kloster Steingaden in späterer Zeit an das Kloster Rottenbuch abgab.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KU-St-1, 1218 Dezember.

(1673) Erwähnung eines Weingutes in Haslach als Besitz des Klosters Rottenbuch.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-R-115 Faszikel 1673.

(1767) Das als Grettenhof oder Thurnhof bezeichnete Gut des Klosters Rottenbuch war vormals im Besitz des Klosters Steingaden.

Monumenta Boica 8, 1. Monumenta Raitenbuchensia 1767, Seite 520.

(1805) Güterbewertung und Feststellung des Wertansatzes für den Thurnhof durch die Kommission des Landesgouvernements Innsbruck mit 911 fl Tiroler Landeswährung.

Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien (StA Österreich): Bestand Hofkammerarchiv, Staatsdomänenverwaltung, Domänen 102 Faszikel 8 Nr.135 Korrespondenzen 1801–1816.

Lana

Auskunft von Simon Peter Terzer (Lana): Marktgemeinde Lana, rund 6 km südlich von Meran, bestehend aus den Katastralgemeinden Lana und Völlan (erst 1929 zu Lana eingemeindet), mit den Fraktionen Ober-, Mitter- und Niederlana sowie den Bergweilern Ackpfeif (gehört zu Niederlana) und Pawigl (gehört zu Oberlana).

Besitznachweisungen:

Thönighof, Thenighof, Tenighof, Kelzenhof, Kelz

Das denkmalgeschützte Anwesen an der Treibgasse 3 besteht heute noch.

Quelle Südtiroler Landesverwaltung, Denkmalpflege, Monumentbrowser und

Auskunft Simon Peter Terzer, Lana.

(1384) Wendelin am Geren verkauft den Hof an Konrad Tönle.

(1379) Abt Anton von Rottenbuch wird als Besitzer des Kelzenhofes oder Thönighofes in Mitterlana erwähnt.

(1414) Als Pächter des Hofes wird ein Lenz Tönig erwähnt.

(1552) Erwähnung eines Sebastian Kelz als Pächter.

(1566) Erwähnung als Tenighof am Stainbogen bei Egelsee.

(1592) Kelzenhof, den die Herren von Rottenbuch innehaben, der Tenighof ist ein ganzer Hof.

Josef Tarneller, Hofnamen, Heft 1896–97, Seite 127 Nr. 85.

(1805) Güterbewertung und Feststellung des Wertansatzes für den Kelzenhof durch die Kommission des Landesgouvernements Innsbruck mit 6.195 fl 10 Kr Tiroler Landeswährung.

Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien (StA Österreich): Bestand Hofkammerarchiv, Staatsdomänenverwaltung, Domänen 102 Faszikel 8 Nr.135 Korrespondenzen 1801–1816.

Hof in den Schießeben, Schießebengut, Schießebner

Das Anwesen besteht heute noch und befindet sich an der Gampenstraße.

Auskunft von Simon Peter Terzer, Lana.

- (1266) Erwähnung eines Weingartens in den Schießeben in einer Beurkundung durch Meinhard (II.) von Tirol.

Josef Tarneller, 1892–93 Seite 117, 7. Abschnitt.

- (1654) Erwähnung des Schießeben Gutes.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-R-115, Faszikel 1654.

- (1749) Schiesseben Gut dem Klosters Rottenbuch gehörig, früher dem Kloster Weingarten.

Bernhard Wurzer, Lana – Vergangenheit und Gegenwart, Raiffeisenkasse Lana (Hrsg.) 1985, Klosterbesitzungen Seite 280.

- (1805) Güterbewertung und Feststellung des Wertansatzes für das Schießebengut durch die Kommission des Landesgouvernements Innsbruck mit 3.360 fl Tiroler Landeswährung.

Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien (StA Österreich): Bestand Hofkammerarchiv, Staatsdomänenverwaltung, Domänen 102 Faszikel 8 Nr.135 Korrespondenzen 1801–1816.



Abb.: 15 Umsinderhof in Lana (2020)

Unsinnerhof, Umsinderhof

Das Anwesen mit Ferienwohnung besteht noch heute unter dem Namen Umsinderhof, an der Kapuzinerstraße 20, www.umsinderhof.it

- (14. Jh.) Der Hof in Mitterlana am Punkten gelegen befand sich spätestens seit Anfang des 14. Jahrhunderts im Besitz des Klosters Rottenbuch.

Bernhard Wurzer, Lana – Vergangenheit und Gegenwart, Raiffeisenkasse Lana (Hrsg.) 1985, Klosterbesitzungen Seite 280.

- (1595) Paul Goldegg von Oberlana kauft vom Kloster Rottenbuch den Unsinnerhof in Niederlana für 700 fl und 20 fl Leitkauf.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-R-115, 1595.

Anmerkung: Weitere Aufzeichnungen des Klosters Rottenbuch sind nicht bekannt.

Peckgut

- (1550) Der Prokurator des Klosters Rottenbuch, verleiht Ironimus Goldegger den Weinhof zu Oberlana, genannt Peckgut, mit 2 Manngraber Weingarten für 12 Pfund Berner.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-R-115, 1550 Mai 3.

Anmerkung: Weitere Aufzeichnungen des Klosters Rottenbuch sind nicht bekannt.

Kartscheidhof, Gartscheidhof, Gartscheid

Der denkmalgeschützte Ansitz mit tonnengewölbter Halle mit Stichkappen, Flachbogentüren im 2. Stock, Barockportal mit Wappenkartusche, geschnitzte Kassettendecke, befindet sich an der Kapuzinerstraße 10.

Quelle Südtiroler Landesverwaltung, Denkmalpflege, Monumentbrowser.

- (1303) Das Kloster Rottenbuch verleiht dem Jakob Kartscheid einen Hof in Mitterlana zu Baurecht.

Bernhard Wurzer, Lana – Vergangenheit und Gegenwart, Raiffeisenkasse Lana (Hrsg.) 1985, Klosterbesitzungen Seite 280.

- (1421) Probst Johann und der Konvent des Klosters Rottenbuch verleihen das ewige Baurecht an Christl Gartscheider und seiner Frau Emilie von Lana das Gut in Oberlana samt Stadel und Torggl, Baumgarten, Äcker und Weingärten zu 3 Yhrn jährlichen Zins.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-R-115, 1421 Oktober 16. Anmerkung: Weitere Aufzeichnungen des Klosters Rottenbuch sind nicht bekannt.

Platzhof, Junghof

Der Junghof existiert nicht mehr.

Auskunft von Simon Peter Terzer, Lana.

(1779) Kloster Rottenbuch bezog vom Jung- oder Platzhof den Grundzins.
Bernhard Wurzer, Lana – Vergangenheit und Gegenwart, Raiffeisenkasse Lana (Hrsg.)
1985, Klosterbesitzungen Seite 280.

Weingartenbesitzungen

(1270) Das Kloster Rottenbuch besitzt sechs Weingärten in Lana. Von besonderer Bedeutung für das Kloster war dabei der Weinberg Letiginbühel von dem ein Wagen voll Wein seinen Mitbrüdern im Kloster zukommen sollte.

Bernhard Wurzer, Lana – Vergangenheit und Gegenwart, Raiffeisenkasse Lana (Hrsg.)
1985, Klostergüter Seite 280.

(1805) Güterbewertung und Feststellung des Wertansatzes durch die Kommission des Landesgouvernements Innsbruck: Groß- und Hofweingart, Gericht Stein unter Lebenberg mit 1.300 fl Tiroler Landeswährung, Bildstöckl, Weinbau mit 180 fl Tiroler Landeswährung, Watscher, Acker und Weinbau, Laiter Stückl mit 190 fl Tiroler Landeswährung, Röschen Acker mit 250 fl Tiroler Landeswährung, Aue Acker mit 130 fl Tiroler Landeswährung, Feldgätter Wies mit 150 fl Tiroler Landeswährung, Feldwies mit 160 fl Tiroler Landeswährung, Langreidwies mit 375 fl Tiroler Landeswährung, Kammerwies, Gericht Stein unter Lebenberg mit 275 fl Tiroler Landeswährung, Gemeinderechtigkeit an Holz und Streu mit 118 fl Tiroler Landeswährung, Stimelau [Bezeichnung für einen Weingarten von schlechter Qualität] mit 50 fl Tiroler Landeswährung, Urbar im Gericht Stein unter Lebenberg mit 1.562 fl Tiroler Landeswährung.

Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien (StA Österreich): Bestand Hofkammerarchiv,
Staatsdomänenverwaltung, Domänen 102 Faszikel 8 Nr.135 Korrespondenzen 1801–1816.

Marling

Gemeinde mit den Katastralgemeinden und heutigen Fraktionen Marling und Forst, rund 3 km südwestlich von Meran gelegen, Bezirksgemeinschaft Burggrafenamt.

Besitznachweisungen:

Hofname unbekannt

(1101–1120) Herzog Welf (V.) überträgt dem Stift Rottenbuch Besitz in Marling bei Meran.

Tiroler Urkundenbuch, TUB II, Band 1, Nr. 279, Seite 246.

Anmerkung: Angabe im Tiroler Urkundenbuch (TUB II) nicht im Volltext vorliegend. Weitere Angaben nicht bekannt.

Schlanders

Gemeinde mit den als Fraktionen geführten Katastralgemeinden Schlanders, Kortsch, Göflan und Vezzan und den Fraktionen Nördersberg und Sonnenberg, Hauptort des Mittelvinschgaues, an der Einmündung des Schlandrauntales, Bezirksgemeinschaft Vinschgau.

Besitznachweisungen:

Hofname unbekannt

(1101–1120) Herzog Welf (V.) überträgt dem Stift Rottenbuch Besitz in Schlanders (Vinschgau).

Tiroler Urkundenbuch, TUB II, Band 1, Nr. 279, Seite 246.

Weitere Angaben nicht bekannt.

Tschermers

Gemeinde mit den Ortschaftsbestandteilen Basling und Lebenberg, rund 7 km südwestlich von Meran, am rechten Ufer der Etsch zwischen Marling und Lana gelegen, Bezirksgemeinschaft Burgrafenamt.

Besitznachweisungen:

Hof am Eck, Egggut, Egghof, Schreiberhof, Schreiber

Das denkmalgeschützte Anwesen, ein Bau mit kreuzgratgewölbtem Gang und Doppelbogenfenster in Sandsteinfassung, tonnengewölbte Küche, Stube mit neugotischer Brusttäfelfung von 1908, befindet sich am Raffeinweg 8. 1808 Verkauf des Schreiberhofes durch den bayerischen Staat [durch die kgl. bayer. Finanzdirektion des Eisackkreises in Brixen] an Anton Karl von Malanotti für insgesamt 5.839 fl 15 Kr. Nach dem Tode von Anton Karl von Malanotti 1818 geht der der Schreiberhof 1820 zunächst an seine Kinder als Erbengemeinschaft, später an den ältesten Sohn als Alleinbesitzer. Nach dem Tode der Besitzerin Maria Pöder 1840 wird der Schreiberhof 1840 zur Versteigerung aufgerufen. Johann Pöder übernimmt 1841 als Meistbietender den Schreiberhof für 8.400 fl. Nach dem Tode von Johann Pöder 1875 geht der Schreiberhof an die beiden Töchter Anna Pöder verwitwete Unterrainer und Rosa Pöder, verheiratete Lamprecht. Rosa Pöder verheiratete Lamprecht wird ausbezahlt. Johann Unterrainer, der minderjährige Sohn von Anna Pöder verw. Unterrainer, übernimmt 1876 den Schreiberhof um 18.824 fl, wobei nach Abzug der Passiva von

16.423 fl nur noch ein Aktiva von 2.401 fl zu begleichen ist. Durch einen Schenkungs- und Kaufvertrag wird der Schreiberhof 1933 dem Josef Unterrainer als Eigentum zugesprochen. Der Schreiberhof geht 1968 an die Erbin Lisa-Lotte Unterrainer, verehelichte Meier.

Quelle: Südtiroler Landesverwaltung, Denkmalpflege, Monumentbrowser und Gemeinde Tscherm's (Hrsg.), Tscherm's, Dorfbuch, Höfegeschichte Seite 509–510.

- (1369) Früheste bekannte Erwähnung eines Hofes am Eck durch den Meraner Notar Martinus von Sterzing in seinem Konzeptbuch.

Gemeinde Tscherm's (Hrsg.), Tscherm's, Dorfbuch, Höfegeschichte Seite 507.

- (1697) Das Kloster Rottenbuch besitzt die Baurechte und Gerechtigkeit des Egggutes, jetzt Schreiberhof und umfasst u. a. eine Behausung mit Hof, Hofstatt, Torggl, Stadl, Stallung, Backofen, zwei Krautgärten, 12 Starland Ackerfeld und Weinbau samt 5 Manngraber Dillweingarten. Südtiroler Landesarchiv Bozen: Bestand Steuerkataster, Stein unter Leberberg Nr. 1, Steuerbeschreibung 1697.

- (1777) Der Rustikalsteuerkataster Tscherm's weist den Egghof bzw. Schreiberhof als Besitz des Klosters Rottenbuch aus. Der Besitz besteht aus einer Behausung mit Ingebäuden, samt Stadl und Stallung mit einem Areal von 207 Quadratklaffer, eine Wiese von 16 Quadratklaffer, ein Ackerfeld mit Weinbau von 160 Quadratklaffer, einen Weinbau oder Leiten von 78 Quadratklaffer, einen Berg mit Köstbaum [Kastanienbaum] von 3 Morgen, ein Stuck Acker und Weinbau von 850 Quadratklaffer, ein Stuck Ackerfeld und Weinbau von 70 Quadratklaffer, eine Wiese von 9 Tagmahd, eine Wiese mit 6 ¼ Tagmahd sowie noch einige Wiesen, Gesamtwert veranschlagt mit 3.032 fl.

Südtiroler Landesarchiv Bozen: Bestand Steuerkataster, Stein unter Leberberg Nr. 5, Rustikalsteuerkataster Tscherm's 1777.

- (1805) Güterbewertung und Feststellung des Wertansatzes für den Schreiberhof durch die Kommission des Landesgouvernements Innsbruck mit 4.330 fl Tiroler Landeswährung.

Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien (StA Österreich): Bestand Hofkammerarchiv, Staatsdomänenverwaltung, Domänen 102 Faszikel 8 Nr.135 Korrespondenzen 1801–1816.

Rottenbuchgut, Rottenbuchgüt, Rotenbucherhof

Verkauf des Schreiberhofes 1808 durch den bayerischen Staat [vgl. bayer. Finanzdirektion des Eisackkreises in Brixen] an Kaspar Hueber um 2.380 fl. Die Steuerliste der Tscherm'ser Terz von 1829 weist Jakob Haberle als Eigentümer des Rottenbuchgutes aus. Kauf des An-

wesens laut des Kaufvertrages von 1853 durch Walburg und Gertraud Haberle. Kauf des Anwesens laut des Kaufvertrages von 1874 durch Josef Gufler. Kauf des Anwesens 1887 durch Peter Kofler, seither befindet sich der Rotenbucherhof im Besitz der Familie Kofler.

Gemeinde Tschermers (Hrsg.), Tschermers, Dorfbuch, Höfegeschichte Seite 504–506.

Heute ein Neubau mit Ferienwohnungen, Hofname Rotenbucherhof, Raffeinweg 7, Familie Kofler, www.rotenbucherhof.it

- (1559) Das Kloster Rottenbuch verleiht an Hanns Pacher und seine Ehefrau Ursula das ewige Baurecht am Rottenbucher Weingartgut [in Tschermers] in der Marlinger Pfarrei gelegen, mit 4 Manngraber Weingarten.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KL-R-115 Faszikel 1559 September 8

- (1697) In der Steuerbeschreibung Stein unter Lebenberg von 1697 wird das Kloster Rottenbuch als Eigentümer des Rottenbuchgutes genannt, das kleine Rotenbuchgütl besteht aus einer schlechten Behausung samt Stadl, Stallung, Keller und Backofen sowie einer Wiese von ½ Tagmahd. Das Kloster Rottenbuch besitzt ferner 16 Starland Ackerfeld und Dillweingarten, 16 Manngraber Weingarten, 1 ½ Quadratstar Ackerfeld und Weinbau.

Südtiroler Landesarchiv Bozen: Bestand Steuerkataster, Stein unter Lebenberg Nr. 1, Steuerbeschreibung 1697.

- (1777) Das Kloster Rottenbuch ist Eigentümer des Rottenbuchgutes, bestehend aus einer Behausung mit Ingebäuden, samt Stadl und Stallung mit einem Areal von 64 Klafter. Ferner gehört dazu ein Krautgarten von 50 Klafter, der Gesamtwert wird mit 23 fl veranschlagt.

Südtiroler Landesarchiv Bozen: Bestand Steuerkataster, Stein unter Lebenberg Nr. 5, Rustikalsteuerkataster Tschermers 1777.

- (1805) Güterbewertung und Feststellung des Wertansatzes für das Rottenbuchgut durch die Kommission des Landesgouvernements Innsbruck mit 80 fl Tiroler Landeswährung.

Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien (StA Österreich): Bestand Hofkammerarchiv, Staatsdomänenverwaltung, Domänen 102 Faszikel 8 Nr.135 Korrespondenzen 1801–1816.

Hinweis: Der 2. Teil mit den Besitzungen der Klöster Steingaden und Wessobrunn, dem Abschlussteil mit den Dankesworten sowie der Tabelle aller Besitzungen altbairischer Hochstifte und Klöster in Südtirol folgt im Jahrbuch 2023.

Anlagen zum 1. Teil – Jahrbuch 2022

Quellenverweis

Schriftliche Quellen

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München (HStA München), Bestand Kloster Polling, Klosterurkunden:

KU-P-157 1347 November 4, KU-P-165 1349 Dezember 11, KU-P-166 1350 Januar 3, KU-P-171 1350 Oktober 24, KU-P-175 1351 Oktober 11, KU-P-176 1351 Oktober 11, KU-P-176 a 1351 Dezember 30, KU-P-250 1364 November 9, KU-P-264 1367 Oktober 21, KU-P-266 1357 November 14, KU-P-181 1354 Januar 21, KU-P-282 1370 Oktober 27, KU-P-283 1370 Oktober 28, KU-P-285 1371 September 30, KU-P-293 1372 Oktober 20, KU-P-294 1372 1372 Oktober 25, KU-P-295 1372 November 1, KU-P-396 1375 Oktober 23.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München (HStA München), Bestand Kloster Polling, Klosterliteralien:

KL-P-1 (Original) Rotulus 13. Jahrhundert bzw. KL-P-74 Abschrift von Rotulus 18. Jahrhundert, Nr. 14 Folio 7 1140–1157/1160, Nr. 36 Folio 19 1172 Januar 26, Nr. 41 Folio 121 f 1173 Mai 28 – 1174 Januar 13, Nr. 42 Folio 22 1173 Mai 28 – 1174 Januar 13, Nr. 47 Folio 24 1176 Februar 16 – 1183 Juli 11, Nr. 60 Folio 31 1. Viertel 13. Jahrhundert, KL-P-2 Kastenbuch 1360–1406, KL-P-5 Register der Zins- und Weingilten 1534, KL-P-7 Urbar 1694–1720, KL-P-20 Briefe 1582 Folio 1–489, KL-P-250 Wimmetrechnung 1770 „Landshuter Abgabe“.

Südtiroler Landesarchiv Bozen (SLA Bozen), Bestand Steuerkataster:

SK Bozen Nr.1 Rustikalfassionen Gries 1775, SK Bozen Nr. 1 Steuerbeschreibung Leifers 1773, SK Bozen Nr. 8 Rustikalsteuerkataster Stadt Bozen 1775, SK Bozen Nr. 9 Rustikalfassionen Zwölfmalgreien mit Haslach 1775, SK Bozen Nr.10 Rustikalsteuerkataster Zwölfmalgreien 1777–1780, SK Bozen Nr.11 Rustikalsteuerkataster Gries 1777–1780, SK Bozen Nr.12 Rustikalsteuerkataster Gries 1777–1780, SK Eppan Nr.1 Rustikalfassionen 1775, SK Gufidaun Nr. 1 Güterbeschreibung 1747, SK Eppan Nr. 2 Rustikalfassionen 1775, SK Latzfonds und Verdings Nr. 1 Rustikalsteuerkataster von Pardell 1777, SK Meran Nr. 12 Rustikalsteuerkataster 1777, SK Meran Nr. 26 Rustikalsteuerkataster Mais I. Teil 1779, Rustikalsteuerkataster SK Meran Nr. 27 2. Teil 1779–1781, SK Neumarkt Nr. 4 Rustikalfassionen für Branzoll 1775, SK Neumarkt Nr. 11 Rustikalsteuerkataster von Branzoll 1777, SK Stein unter Leoben Nr. 3 Rustikalsteuerkataster ca. 1777, SK Neuhaus-Terlan Nr.1 Steuerbereitung mit Viertel Siebeneich und Oberplanitzing 1750, SK Terlan-Neuhaus Nr. 2 Zehentbereitung 1751, SK Terlan-Neuhaus Nr. 3 Rustikalfassionen 1775–1795, SK Terlan-Neuhaus Nr. 4 Adelfassionen und Adelssummarium 1775–1795, SK Terlan-Neuhaus Nr. 5 Rustikalsteuerkataster 1777, SK Neuhaus-Terlan Nr. 7 Rustikalsteuerkataster 1795. SK Schenna Nr. 1 Rustikalfassionen 1775, SK Schenna Nr. 2 Rustikalsteuerkataster ca. 1777.

Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien (StA Österreich): Bestand Staatskanzlei, Karton 8 Korrespondenzen 1799–1802.

Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien (StA Österreich): Bestand Hofkammerarchiv, Staatsdomänenverwaltung, Domänen 102, Faszikel 8 Nr. 135 Korrespondenzen 1801–1816.

Gedruckte Quellen

Helmer, Friedrich: Die Traditionen des Stiftes Polling, Band 41, Teil 1, C.H. Beck Verlagsbuchhandlung, München 1995.

Huter, Franz: Tiroler Urkundenbuch (TUB I), Teilband 1, I. Abteilung: Die Urkunden zur Geschichte des deutschen Etschlandes und des Vinschgaues, Band 1 bis zum Jahre 1200, Herausgabe und Druck durch die Historische Kommission des Landesmuseums Ferdinandeum, Innsbruck 1937, Südtiroler Landesbibliothek Dr. Friedrich Teßmann, Bozen.

Bitschnau, Martin und Hannes Obermair: Tiroler Urkundenbuch II (TUB II), II. Abteilung: Die Urkunden zur Geschichte des Inn-, Eisack- und Pustertals, Band 1 bis zum Jahr 1140, Tiroler Landesmuseum, Innsbruck, Druck Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2009.

Bitschnau, Martin und Hannes Obermair: Tiroler Urkundenbuch II (TUB II), II. Abteilung: Die Urkunden zur Geschichte des Inn-, Eisack- und Pustertals, Band 2 1140–1200, Tiroler Landesmuseum, Innsbruck, Druck Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2012.

Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (Hrsg.): Monumenta Boica, Band 10, 1768, 1. Monumenta Pollingana, Band 8, 1767, 1. Monumenta Raitenbuchensia.

Österreichische Akademie der Wissenschaften: Historisches Ortslexikon, Statistische Dokumentation zur Bevölkerungs- und Siedlungsgeschichte von Südtirol, Wien 2016.

Tarneller, Josef: Die Hofnamen des Burggrafenamtes in Tirol. Veröffentlicht in den Programmen des k.k. Obergymnasiums in Meran, Selbstverlag des Gymnasiums, Heft 1892/93, Seite 13–59 und Heft 1896/97, Seite 113–160 sowie Heft 1897/98, Seite 160–191.

Tarneller, Josef: Die Hofnamen im Burggrafenamt und in den angrenzenden Gemeinden der Meraner Gegend, Schnals, Passeir, Tschöggelberg, Sarntal, Gericht Neuhaus, Gericht Maienburg, Nons, Ulten und Martell, Archiv für österreichische Geschichte (Band 100), Verlag Hölder, Wien 1909, Südtiroler Landesbibliothek Dr. Friedrich Teßmann, Bozen.

Literatur

Andergassen-Obrist, Cornelia: Die Besitzungen Bayerischer Stifte und Klöster in Südtirol. Hausarbeit Geschichte, Universität Innsbruck 1973, Bibliothek der Tiroler Landesmuseen Ferdinandeum, Innsbruck

Bayerisches Landesamt für Umwelt (Hrsg.): Das Klima der Vergangenheit, Abschnitt 5, Seite 6, Historische Zeit, München, 2016.

- Dannheimer, Hermann und Heinz Dopsch: Die Bajuwaren. Von Severin bis Tassilo 488–788. Gemeinsame Landesausstellung des Freistaates Bayern und des Landes Salzburg 1988. Druck Ueberreuther, Korneuburg 1988.
- Fischer, Thomas: Die römischen Provinzen. Eine Einführung in ihre Archäologie, Konrad Theiss Verlag Stuttgart, 2001.
- Fussenegger, Gertrud u.a. Südtirol, Monatsheft Merian 10. Jahrgang, Heft 11 von 1957, Verlag Hoffmann und Campe Hamburg (jetzt Jahreszeiten Verlag Hamburg).
- Gastroph, H.L. Günter: Herrschaft und Gesellschaft in der Lex Baiuvariorum, Dissertation zur Bayerischen Landes- und Münchner Stadtgeschichte, Miscellanea Bavarica Monacensia, Schriftenreihe des Stadtarchivs Münchens, Kommissionsbuchhandlung R. Wölfl, München 1974.
- Goethe, Johann Wolfgang von: Italienische Reise. Kapitel vom Brenner bis Verona, Seite 16–29. Verlag F. Bruckmann, München 1925.
- Gruber, Alfons: Geschichte Südtirols. Streifzüge durch das 20. Jahrhundert. Athesia Verlag, Bozen 2017, 6. Auflage.
- Haberkern, Eugen und Joseph Friedrich Wallach: Hilfswörterbuch für Historiker. Mittelalter und Neuzeit. Francke Verlag, München 1964, Band 1 und 2.
- Heiserer, Karl: Klosterwein aus dem Etschland. Neue Quellen zu den Südtiroler Weingütern der Klöster Polling, Rottenbuch, Steingaden und Wessobrunn, Jahrbuch Lech-Isar-Land 1989, Seite 25–41.
- Heydenreuter, Reinhard, Wolfgang Pledl und Konrad Ackermann: Vom Abbrändler zum Zentgraf, Wörterbuch zur Landesgeschichte und Heimatforschung in Bayern, Volk Verlag, München 3. Auflage 2010.
- König, Werner: Atlas zur deutschen Sprache, Deutscher Taschenbuch Verlag, München, 4. Auflage Oktober 1981.
- Kühebacher, Egon: Die Ortsnamen Südtirols und ihre Geschichte. Verlagsanstalt Athesia, Bozen 1991.
- Ladurner-Parthanes, Matthias: Vom Perglwerk zur Torggl. Arbeit und Gerät im Südtiroler Weinbau. Verlagsanstalt Athesia, Bozen 1972.
- Lieberich, Heinz: Bayerische Archivschule München, Skriptum Rechtsgeschichte.
- Mahlknecht, Bruno: Der Ansitz Karnell in Siebeneich. Geschichtsträchtiger Winkel unter Sankt Kosmas / Heutige Form Ende des 18. Jahrhundert. Dolomiten, Tagblatt der Südtiroler, Nr. 117 vom 27.06.2002, Seite 15.
- Nabil, Osman: Kleines Lexikon untergegangener Wörter, Wortuntergang ab dem 18. Jahrhundert, Verlag C. H. Beck, München 4. Auflage 1983.
- Österreichischer Staat (Hrsg.) Grundentlastungspatent vom 4. März 1949 (RGBl. 152).
- Österreichischer Staat (Hrsg.): Staatsgrundgesetz vom 21. Dezember 1867 über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger für die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder, RGBl 142 / 1867, Artikel 6.
- Raiffeisenkasse Marling (Hrsg.): Dorfbuch Marling, Raiffeisenkasse, Marling 1989.
- Rotleuthner, Wilhelm: Die alten Localmasse und Gewichte nebst den Aichungsvorschriften bis zur Einführung des metrischen Mass- und Gewichtsystems und der Staatsaichämter in Tirol und Vorarlberg. Wagner'sche Universitätsbuchhandlung, Innsbruck 1883.

- Schmeller, Johann Andreas: Bayerisches Wörterbuch, R. Oldenbourg Verlag, München und Wien, 1983, Band 1 und Band 2.
- Schmid, Norbert Elmar: Buchbesprechung, Theodor Häußler, Der Baierwein, Weinbau und Weinkultur in Altbayern, Deggendorfer Geschichtsblätter, Heft 23, 2002, Seite 290–294.
- Spindler, Max: Handbuch der bayerischen Geschichte, Verlag C. H. Beck, München, Band I von 1981, Band II von 1977 und Band IV, 1. Teil von 1975.
- Südtiroler Landesverwaltung, Denkmalpflege, Monumentbrowser.
- Unterforcher, August: Wie man in Tirol in früherer Zeit die Theile der Gemeinde oder die Gemeinden selbst benannte, Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg, Dritte Folge, 41. Heft, Selbstverlag des Ferdinandeums, Innsbruck 1897, Seite 189–216.
- Verlag S. Pötzlberger Buchhandlung (F.W. Ellmenreich), Adressbücher des Kurortes Meran bzw. der Kurstadt Meran 1884, 1887, 1912, 1921, 1933.
- Volkert, Wilhelm: Gebietsorganisation der Verwaltung, Eisackkreis mit sieben Landgerichten (ä.O.) bis 1810, Seite 398–399, Handbuch der Bayerischen Ämter, Gemeinden und Gerichte 1799–1980, C. H. Beck Verlagsbuchhandlung, München 1983.
- Weber, Andreas Otto: Studie zum Weinbau der altbayerischen Klöster im Mittelalter. Altbayern, österreichischer Donauraum, Südtirol, Dissertation, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1999, Seite 39.
- Wild, Joachim: Bayerische Archivschule München, Skriptum Archivalienkunde, 3. Teil Amtsbücher.

Auskünfte, Bildmaterial, Informationen

- Herr Magister Simon Peter Terzer, Historiker und Archivar, Lana.
- Frau Dr. Christine Roilo, Amtsdirektorin des Südtiroler Landesarchivs Bozen.
- Frau Marianne Hofer, Bezirkschronistin für die Bezirksgemeinschaft Burggrafenamt.
- Frau Annamaria Nagler-Marchetti, Weingut Lacknerhof, Siebeneich.
- Herr Hans Pircher, Ortschronist für die Gemeinde Marling.
- Frau Cornelia Pechlaner, Weingut Kornell, Siebeneich.
- Herr Armin Sparer, Archiv der Tageszeitung Dolomiten, Bozen
- Herr Stephan Leitner, Verlag Athesia Tappeiner, Bozen.
- Herr Matthäus Schölzhorn und Herr Wolfgang Ausserer, Antiquariat Unterberger in Meran.
- Herr Erich Huber, Hotel Pollinger, Meran
- Herr Magister Christoph Ampferer, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Bibliothek der Tiroler Landesmuseen Ferdinandeum, Innsbruck.
- Herr Dr. Gerhard Neumeier, Leiter des Stadtarchivs Fürstenfeldbruck.
- Herr Dr. Manfred Hörner, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Bayerischen Hauptstaatsarchivs, München.
- Herr Oliver Voß, Merian Monatshefte (vormals Verlag Hoffman & Campe Hamburg) jetzt Jahreszeiten Verlag Hamburg.

Bildnachweis

Umschlagbild Schloss Leoben mit Weingärten, Tscherm's, Foto Bernhard Wöll.

- Abb.: 1 Stammesherzogtum Baiern um 970, Zeichnung Gertrud Diepolder, in Benno Hubensteiner, Bayerische Geschichte, Verlag Richard Pflaum München, 4. Auflage 1963.
- Abb.: 2 Tirol und seine Städte, Darstellung Johann Ulrich Kraus, Chur-Bayerischer Atlas 1683 bis 1733, Buchhändler Peter Paul Bleul, Nürnberg 1733.
- Abb.: 3 Karte Kurfürstentum Baiern, Johann Ulrich Kraus nach Vorlagen von Merian, Chur-Bayerischer Atlas, Buchhändler Peter Paul Bleul, Nürnberg 1687.
- Abb.: 4 Pergl, Zeichnung Matthias Ladurner-Parthanes, Vom Perglwerk zur Torggl, Matthias Ladurner-Parthanes, Verlag Athesia Bozen 1972.
- Abb.: 5 Pergldach, Zeichnung Matthias Ladurner-Parthanes, Vom Perglwerk zur Torggl, Matthias Ladurner-Parthanes, Verlag Athesia Bozen 1972.
- Abb.: 6 Doppelpergl, Zeichnung Matthias Ladurner-Parthanes, Vom Perglwerk zur Torggl, Matthias Ladurner-Parthanes, Verlag Athesia Bozen 1972.
- Abb.: 7 Waal am Marlinger Waalweg, Foto Bernhard Wöll
- Abb.: 8 Saltner aus Meran, Holzschnitt koloriert von Franz Skarbina, Verlag Franz Lipperheide Berlin ca. 1880.
- Abb.: 9 Kloster Polling, Chur Bayerischer Atlas, Stifte, Abteyen, Clöster, Kunst- und Buchhändler Peter Paul Bleul, Nürnberg 1690, Kupferstich Johann Ulrich Kraus.
- Abb.: 10 Weingärten oberhalb Bozen von Gries aus gesehen, Foto Hermann Frass, Merian Heft 11, 10. Jahrgang, Verlag Hofmann und Campe Hamburg 1957, jetzt Jahreszeiten Verlag Hamburg.
- Abb.: 11 Eppan mit Weingärten, Foto Hermann Frass, Merian Heft 11, 10. Jahrgang, Verlag Hofmann und Campe Hamburg 1957, jetzt Jahreszeiten Verlag Hamburg.
- Abb.: 12 Stadt Meran im 17. Jahrhundert, Kupferstich Mattheus Merian, Merian Heft 11, 10. Jahrgang, Verlag Hofmann und Campe Hamburg 1957, jetzt Jahreszeiten Verlag Hamburg.
- Abb.: 13 Bildmaterial des Weingutes Kornell in Siebeneich
- Abb.: 14 Kloster Rottenbuch, Chur Bayerischer Atlas..restlicher Text wie bei Kloster Polling bei Bild 9
- Abb.: 15 Umsinderhof in Lana, Foto Bernhard Wöll

Alte Maßeinheiten

Traditionelle Maßeinheiten in Tirol bzw. Südtirol

Flüssigkeitsmaße

Fuder

Meran bis 1770: 1 Fuder = 7 Yhrn = 552,44 l

Bozen bis 1770: 1 Fuder = 8 Yhrn = 622,48 l

Yhrn

Meran bis 1770 = 1 Yhrn = 78,92 l

Bozen bis 1770 = 1 Yhrn = 77,81 l

Tirol einheitlich ab 1770 = 1 Yhrn = 78,41 l

Pazeide

Meran bis 1770 = 1 Pazeide = 9,86 l

Bozen bis 1770 = 1 Pazeide = 9,73 l

Hohl- bzw. Trockenmaße

Kornstar

Meraner Kornstar bis 1770 = 1 Kornstar = 31,7 l

Tiroler Kornstar bis 1770 = 1 Kornstar = 30,57 l

Tiroler Kornstar einheitlich ab 1770 = 43,85 l

Mutt (im Vinschgau gebräuchlich)

1 Vinschgauer Mutt = 47,55 l, entspricht 1½ Meraner Kornstar

Holzklafter

1 Holzklafter = 7,219 m³

Längenmaße

Klafter

1 Klafter Bozener Maß = 2,015 m

1 Klafter Innsbrucker Maß = 2,004 m

1 Klafter Wiener Maß einheitlich ab 1770 = 1,896614 m

Tagmahd oder Mannmahd

1 Tagmahd/Mannmahd = 53,724 m

Juchart

1 Juchart = 1,751 m

Graber oder Manngraber

1 Graber / Manngraber = 24,678 m

Starland

1 Starland = 28,678 m

Flächenmaße

Klafter

Bozner Maßeinheit bis 1770: 1 Quadratklafter = 4,06 m²

Innsbrucker Maßeinheit bis 1770: 1 Quadratklafter = 4,02 m²

Wiener Maßeinheit einheitlich ab 1770: 1 Quadratklafter = 3,60 m²

Tagmahd oder Mannmahd

1 Tagmahd / Mannmahd = 2.886,27 m²

Juchart

1 Juchart = 3,07 m²

Graber oder Manngraber

1 Graber / Manngraber = 609 m²

Starland

1 Starland = 822,42 m²

Heute in der Landwirtschaft gebräuchliche Flächenmaße: Hektar (ha),
Ar oder Quadratmeter (m²) 1 ha = 100 Ar = 10.000 m²

Die Familie Wörner – Schicksal einer Familie in Murnau

Im Jahre 2020 wurden zwei sehr lesenswerte Bücher über Murnau veröffentlicht, das eine beschreibt die bauliche Entwicklung Murnaus 1865 bis 1975 und stellt den Lesern die hohe und interessante Baukultur in der Marktgemeinde jener Wachstumsjahre vor. Das andere beschreibt die gesellschaftliche und politische Entwicklung Murnaus in der zerrissenen und chaotischen Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, das Wachsen und Herrschen der Nazis, den Zweiten Weltkrieg und die ersten Nachkriegsjahre¹. Beide Bücher beschreiben Besonderes, nichts Alltägliches, nämlich besondere architektonisch gestaltete Gebäude bzw. das Handeln von besonderen Personen mit herausgehobener Stellung in der lokalen Politik, Wirtschaft oder Gesellschaft.

Ergänzend dazu, soll nun dieser Beitrag die Geschichte einer „ganz normalen“ kleinbürgerlichen Familie Murnaus im oben genannten Zeitraum skizzieren, Menschen mit ihren ganz persönlichen alltäglichen Schicksalen.

Ein einfaches kleines Haus am südlichen Ortsrand Murnaus

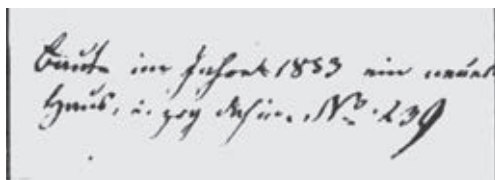
Südlich des, entlang der Marktstraße, westlich des ehemaligen Ettaler Pfleg-Schlusses sowie der Pfarrkirche St. Nikolaus gelegenen, alten Murnauer Ortszentrums, verläuft – zwischen Kocheler- und Garmischer Straße – die Seidlstraße Richtung Garmisch-Partenkirchen. Sie hieß früher Partenkirchner Straße. Bis zum Bau der „*Olympiastraße*“, anlässlich der vom 6. bis 16. Februar 1936 in Garmisch-Partenkirchen stattfindenden Winterspiele, war die Seidlstraße die reguläre Hauptstraße von Murnau – über den Kapferberg, dann durch das Dorf Hechendorf – Richtung Süden. Sie war eine sogenannte „*Chaussee*“, also im Gegensatz zu unbedeutenderen „*Vicinalstraßen*“, eine Straße höherer Klasse und überregionaler Bedeutung². Später erhielt sie die Bezeichnung „*Reichsstraße Nr. 2*“³. Die Kocheler Straße existierte dagegen im 19. Jahrhundert noch

nicht. Den Namen „Seidlstraße“ erhielt diese südliche Ausfallstraße Murnaus im Jahre 1909, gemäß Gemeinderatsbeschluss vom 19.11.1909, als Ehrung für den für Murnau so wichtigen Architekten und Kunstförderer Emanuel von Seidl (1877–1919)⁴.

An dieser Straße wurden erst ab der Mitte des 19. Jahrhunderts erste Häuser errichtet, als die Bebauung über den alten Ortskern hinaus wuchs. Zuvor hatten drei große Brände zwischen 1835 und 1851 die meisten Gebäude an der Markstraße zerstört, beim darauf folgenden Wiederaufbau entwickelte sich das heutige bauliche Ensemble⁵. Allerdings entstanden die markanten farbigen Fassadenbemalungen erst in den Jahren 1906 bis 1909, auf Anregung Emanuels von Seidls⁶.

Das Bevölkerungswachstum verlangte ab der Mitte des 19. Jahrhunderts einerseits neue Wohnstätten für einfache Handwerker und Kleinbürger, andererseits wünschten sich zahlungskräftige Bauherren exklusive Villen in exponierter Lage. Nun wuchs Murnau besonders an den Rändern im Norden und Süden, im Anschluss an das alte Siedlungszentrum.

Die ältesten Gebäude an der Seidlstraße waren die als „Siechenhaus“ – noch vor dem Jahre 1800 entstandene – alte Heuwaage und das um 1840 entstandene Anwesen Brugger, aus dem später das Gasthaus Beinhofer wurde⁷.



*Eintrag im Familienbuch von 1863 für Murnau
„Baute im Jahre 1853 ein neues Haus, u. zog
dahin. No 239“*

Das heutige Haus Seidlstraße 23 wurde im Jahre 1853 errichtet und erhielt damals die Hausnummer 239, dann – bei der um etwa 1870 erfolgten Neunummerierung Murnaus – die neue HsNr. 314. Der Mur-

nauer Johann Baptist Huber (*19.11.1818/†6.10.1874) und seine aus Etting (HsNr. 32 „Weber- Andre“) stammende Ehefrau Anna Maria, geb. Proebstl (*16.12.1816/†17.3.1881), ließen es auf einem Teil des bis dahin unbebauten Grundstücks mit der Flurnummer 966 errichten⁸.

Johann Baptist Huber stammte ursprünglich aus dem, an der Postgasse gelegenen, Anwesen HsNr. 82, das den Hausnamen „Graf“ geführt hatte⁹. Sein Vater war dort Krämer und Fuhrmann gewesen. Dieses – beim großen Brand am 9. Juni 1835 abgebrannte und danach wieder neu aufgebaute – Anwesen, wurde von seinen Eltern Johann Paul und Crezentia Huber im Jahre 1842 an einen Jakob Fischer verkauft¹⁰ und dafür das Anwesen HsNr. 197¹¹ von einem Murnauer Drechsler, namens Martin Burkart, erworben. Der alte Hausname „Graf“ wanderte dabei mit der Familie auf dieses Haus weiter. Nachdem Johann Baptist Huber am 30.10.1843 Anna Maria Pröbstl geheiratet hatte, übernahm er von seinen Eltern das Haus. Das Ehepaar Huber verkaufte das Anwesen aber nach zehn Jahren wieder an einen Joseph Anton Steigenberger aus Kohlgrub. Nun bezog das Paar mit seinen drei kleinen Kindern das 1853 neu errichtete Haus in der Seidlstraße. Der von den Hubers mitgebrachte Hausname „Graf“ wurde anfangs auch noch für dieses neue Haus verwendet¹². Es ist auffallend, dass im 19. Jahrhundert auch in Murnau viele Häuser – durch wiederholten Kauf und Verkauf – oft mehrmals die Eigentümer wechselten.



Flurkarte von 1810 (Urkataster), hier: Flurnummer 966

Das neu errichtete Haus war zum Zeitpunkt des Baus 1853 noch fast alleine auf dem Feld östlich der nach Partenkirchen führenden Straße gestanden. Erst 1858 bauten Josef und Theresia Fink, die gegenüber dem Murnauer Rathaus die Wirtschaft und Metzgerei „Zum Pfuiwastl“¹³ und die Braustätte „Zum Weingand“ betrieben haben, das nördliche Nachbarhaus „Seidlstraße 21“, verkauften es aber 1864 an den Schmiedge-

sellen Clemens Schießl und dessen Frau Theresia, geb. Langmair. Auch diese behielten es nicht lange, sondern veräußerten es im Jahre 1873 an den aus Seehausen stammenden Gärtner Anton Oettl und dessen aus Oberammergau stammende Frau Cäcilia, geb. Lang¹⁴. Anno 1869 wurde das südliche Nachbarhaus „Seidlstraße 25“ gebaut, es gehörte dem aus Kleinaschau stammenden „*Wegmacher*“ Georg Reichenbacher und seiner aus Huglfing stammenden Ehefrau Maria, geb. Freisl¹⁵. Auch dieses Haus wurde mehrfach verkauft und trug später die Bezeichnung „Villa Heimfried“, als darin von den Eigentümerinnen Mayer eine Fremdenpension betrieben wurde. Nun waren die Gebäude entlang der Straße relativ eng zueinander gestellt, besonders als die beiden oben genannten Nachbarhäuser mehrfach durch An- und Umbauten vergrößert wurden^{16, 17}. Weitere Gebäude entstanden nun entlang der Straßen Richtung Süden. 1927 ließ die Murnauer Baugenossenschaft die Anwesen Seidlstraße 27 und 29 und Jahnweg 4–6 errichten, was eine deutliche bauliche Verdichtung dort darstellte^{18, 19}.

Den Abschluss der Seidlstraße bildete seit 1890 die für den wohlhabenden Murnauer Bäckermeister und passionierten Jäger Georg Simet errichtete Villa „Seidlstraße 37“^{20, 21}.

Ab dem Jahre 1902 wurde südlich der Seidlstraße – am Kapferberg – die imposante Seidlvilla mit dem dazugehörenden, rund 160.000 m² großen und aufwändig gestalteten, Park errichtet. Dort war zwischen 1902 und 1919 ein Künstlertreff bedeutender Persönlichkeiten²². Dass hier viele namhafte Künstler wie Friedrich August v. Kaulbach, Franz v. Stuck, Richard Strauss, Arturo Toscanini und „hochgestellte Personen“ – besonders Prinzen und Prinzessinnen aus dem Hause Wittelsbach – verkehrten, betraf die kleinbürgerliche Nachbarschaft in der nahen Seidlstraße wenig. Am 24.2.1917 besuchte sogar der bayerische König Ludwig III. die Seidlvilla, was sicher auch für die Anwohner der Seidlstraße etwas Besonderes war²³.

In den Jahren der NS-Zeit rückten die Seidlvilla und der Park ins politische Interesse Murnaus. Zuerst der Plan, dort eventuell eine Kuranstalt oder ein Mädcheninternat einzurichten, was für das ganze Umfeld erhebliche Veränderungen gebracht hätte, später auch die Idee, im Park einen „Münchner Künstlerhof“ zu etablieren. Beides wäre für die Seidlstraße und ihre Bewohner folgenreich gewesen, zerschlug sich aber letzt-

lich. 1941 hatte die Marktgemeinde Murnau das Anwesen schließlich erworben, wegen der zunehmenden Luftangriffe auf München brachte die Landeshauptstadt als Mieterin der Villa dort – ab Mitte 1943 bis einschließlich 1946 – Kunstgegenstände und Archivalien unter. Ab 1944 diente der Seidlpark auch noch als Abstellfläche für Militärfahrzeuge, die das ganze Gelände ruinierten. Nach dem Krieg wurde die Villa und Teile des Parks an den Lux-Verlag verpachtet. Der Abbruch der Seidl-Villa im Jahre 1973, gegen den Widerstand des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege – insbesondere in Person von Dr. Ottmar Schubert –, ist noch heute für Murnau ein großer Verlust.²⁴

Bezüglich des Hauses Seidlstraße 23 ist im Familienbuch von 1863 überliefert, dass der am 24.8.1850 geborene Sohn Ludwig des Ehepaars Huber den Besitz im Jahre 1879 von seinen Eltern übernommen hat, nachdem er am 28.10.1879 Elisabeth Ponholzer aus Kohlgrub geheiratet hatte. Auch dieser Ludwig Huber war, wie sein Vater, Metzger und Fuhrmann bzw. Bote. Dem Ehepaar wurden hier im Hause in den Jahren bis 1888 vier Kinder geboren, das Ehepaar wollte aber das Anwesen verkaufen²⁵.

Von diesem Ehepaar Ludwig und Elisabeth Huber erwarb das Ehepaar Kaspar und Maxima Wörner nun das Anwesen im Jahre 1897, um es als Familienwohnsitz zu nutzen. Das nicht gerade geräumige Haus war damals noch ohne den heutigen östlichen Anbau gewesen, dieser wurde erst bei einem Umbau 1925 hinzugefügt, im selben Jahr wurden die Häuser auch an das öffentliche Stromnetz angeschlossen. Im übrigen war das Grundstück des Anwesens ursprünglich kleiner als heute. Als im Bereich des heutigen Jahnwegs um 1927 ein öffentlicher Sportplatz – auf der seither nicht mehr existierenden Flurnummer 467 – aufgelöst worden war, konnten die westlich gelegenen Anlieger die frei gewordene Fläche kaufen und ihre Gärten bis zur neu angelegten Jahnstraße vergrößern. So wurde auch der Garten der Familie Wörner bis zum Jahnweg verlängert und die entsprechende Fläche dazu erworben²⁶.

Obwohl rund um das Anwesen nach und nach immer wieder neue Gebäude entstanden waren, war von dort aus noch bis in die 1970er Jahre der Blick in die Berge zum „Ettaler Mandl“ frei geblieben, ebenso die Sicht auf das 1908 gebaute sogenannte „Münsterhaus“ bzw. „Russenhaus“ in der Kottmüller Allee 6. Die dort 1909–1936 verkehrende Künstler-

gemeinschaft um Gabriele Münter mit Wassily Kandinsky, Alexej Jawlensky Franz und Maria Marc usw. blieb den meisten einfachen Bürgern fremd, es existierten hier quasi nicht miteinander kommunizierende Parallelwelten.

Nach dem Tod Kaspar Wörners ging das Alleineigentum an dem Haus an die Witwe Maxima Wörner über, später auf die Töchter Maria und Barbara^{27, 28}. Auch bei allen späteren Umbauten blieb das Haus optisch nahezu unverändert, und zeigt sich noch heute im Wesentlichen so, wie es 1853 gebaut worden ist²⁹.



Haus Seidlstraße 23 (um 1935)



*Haus aktuell
(Foto: Angelika Schubmann, 2021)*

Das Schicksal einfacher Menschen

Kaspar Wörner (sen.)

Kaspar Wörner kam als 5. bzw. 6. Kind mitsamt seiner Zwillingsschwester Elisabeth am Vormittag des 15. April 1861 in der Jachenau auf die Welt. Noch am selben Tag wurden die beiden in der Jachenauer Pfarrkirche St. Nikolaus vom Ortspfarrer Simon Lindermayr getauft³⁰. Der Name Kaspar war in der Jachenau, ebenso wie Melchior und Balthasar, häufig und schon lange weit verbreitet. Die Verehrung der gleichnamigen „Heiligen Drei Könige“ war in der Jachenau lange Tradition, schon seit 1694 gab es hier eine Gemeinschaft zu Ehren dieser heiligen Drei Könige, die 1736 sogar zur offiziellen Bruderschaft wurde³¹.

Kaspars Eltern, Johann und Elisabeth Wörner, waren die Eigentümer des Anwesens „Reiser“ in „Niggln“ (Jachenau HsNr. 36) einem östlich des Ortszentrums in Richtung Lenggries gelegenen Ortsteil der

Gemeinde³². Sein Vater Johann Wörner (*17.6.1817/†2.2.1892) war Eigentümer dieses Anwesens in dritter Generation. Sein Großvater Melchior Wörner, der vom – im Jachenauer Ortsteil „Point“ gelegenen – Waldbauern-Anwesen „Schwaiger“ (HsNr. 44) her stammte, hatte 1788 dort eingeheiratet³³.

Kaspar Wörners Mutter Elisabeth, geb. Mair (*28.2.1822/†8.4.1871) stammte aus dem Ortsteil „Höfen“ der Gemeinde Wackersberg und hatte am 26.6.1854 in die Jachenau eingeheiratet³⁴.



Jachenau HsNr. 36 (Foto: Jost Gudelius)

Die Wörners waren seit dem Jahr 1521 in der Jachenau beheimatet und ihre Nachkommen lebten und leben hier auf vielen Anwesen verteilt. Ursprünglich stammten sie aus „Wörnern“ am „Buchberg“ bei Bad Heilbrunn, von dort kam nämlich in jenem Jahr „Hans Buchberger“, der auch „Hans Wörner“ genannt wurde, auf das uralte Anwesen „Kaspersbauer“ (HsNr. 21) nach Jachenau im Ortsteil „Höfen“³⁵.

Die Zwillinge Kaspar und Elisabeth hatten einen älteren Bruder, den späteren Hoferben des elterlichen „Reiserhofs“ namens Johann Baptist Wörner (*28.9.1856/†22.2.1892). Drei weitere Geschwister waren schon als Kleinkinder gestorben, wobei auffallend ist, dass die Eltern die Namen der verstorbenen Geschwister (Johann Baptist *13.7.1855/†9.9.1856, Elisabeth *16.4.1858/†17.6.1859 und Kaspar *29.9.1859/†1.11.1859) beim jeweils nächsten Kind gleich wieder verwendet hatten³⁶. Die beiden Zwillinge gingen in die Jachenauer Volksschule, wo sie von dem aus Marnbach stammenden jungen Lehrer Ferdinand Fendt unterrichtet wurden³⁷. Der aufgeschlossene und musikalische Lehrer Fendt war mit einer Jachenauer Bauerstochter³⁸ HsNr. 31) verheiratet und von 1864–1875 in der Jachenau engagierter Lehrer und Kirchenmusiker. Die Zwillinge wurden am 2. September 1873 in der Benediktbeurer Basilika von Augsburgs Bischof Pankratius von Dinkel gefirmt³⁹. Da den elterli-

chen Hof der ältere Bruder Johann übernahm, mussten die jüngeren Geschwister entweder in einen anderen Hof einheiraten, oder aber anderweitig Arbeit annehmen. So heiratete Elisabeth Wörner am 16.6.1890 den Alois Krinner vom „*Hanslbauer*“ (HsNr. 51) und sie übernahmen das Waldbauern-Anwesen „*Schwaiger*“ (HsNr. 44), das zuvor der verwitweten Maria Schwaiger, geb. Wörner, gehört hatte. Diese war eine Schwester des Vaters von Kaspar und Elisabeth Wörner und suchte einen Hofnachfolger, da ihre Ehe kinderlos geblieben war⁴⁰.

Kaspar dagegen arbeitete wie viele in der Jachenau als Waldarbeiter und nahm als Tagelöhner Arbeiten im Forst oder sonstige landwirtschaftliche Arbeiten an. Dabei verließ er offenbar auch die Jachenau und lernte „herausen“ Maxima Trinkl kennen und lieben. Da die beiden kein eigenes Haus besaßen und auch keine entsprechenden Finanzmittel, konnten sie vorerst nicht heiraten. Erst als am 22. Februar 1892 Kaspars Vater Johann und am gleichen Tag auch sein Bruder – der Hoferbe – starben, erhielt Kaspar offenbar einen Anteil am elterlichen Hof. Die Ehe seines Bruders mit Anna, geb. Werkmeister, war nämlich kinderlos geblieben, und als die Witwe den „*Reiserhof*“ an einen Nikolaus Sachenbacher verkaufte, hatte Kaspar Anspruch auf einen Teil des Verkaufserlöses⁴¹.

Mit diesem Geld konnte er nun ein eigenes Anwesen erwerben und kaufte mit notariellem Vertrag, den der in Weilheim ansässige königliche Notar Heinrich Nentwig beurkundete, gemeinsam mit Maxima, eine Hälfte des Anwesens „*Tomber*“ bzw. „*Damper*“ (HsNr. 3) in Riegsee. Die andere Hälfte erwarben Johann und Katharina Wild. Das Anwesen war längs des Giebels in HsNr. 3a und 3b geteilt und besaß sogar zwei getrennte, nebeneinander liegende Tennen-Einfahrten. Kaspar und Maxima schlossen auch einen notariellen Ehe- und Erbvertrag und konnten nun am 5. Dezember 1893 in Riegsee auch heiraten^{42, 43}.

Doch offenbar war der gemeinsame Besitz des Anwesens durch die Ehepaare Wörner und Wild nicht gedeihlich, und so verkaufte das Ehepaar Wörner seinen Hälfteanteil bald auch an Johann und Katharina Wild, blieb aber noch bis 1897 in Riegsee wohnen, wo 1894 und 1896 noch die Töchter Elisabeth und Maria geboren wurden^{44, 45, 46}. Im Laufe des Jahres 1897 zogen sie dann nach Murnau, wo sie das Anwesen in der damals noch Partenkirchner Straße heißen, heutigen Seidlstraße erwerben konnten. Die Jahre um die Jahrhundertwende waren für die

Entwicklung Murnaus gut gewesen, es entstanden zu dieser Zeit die öffentliche Wasserleitung, eine Kanalisation, elektrische Straßenbeleuchtung usw. Die meisten Familien hatten ein einigermaßen geregeltes Auskommen, Murnau hatte damals rund 2 1/2-Tausend Einwohner.



Haus Seidlstraße 23 (um 1949)

Kaspar Wörner ging nun von Murnau aus seiner Arbeit nach, und obwohl er mit seiner Arbeit als Tagelöhner im Forst und beim Torfstechen sicher nicht gut verdiente, konnte die Familie gut „über die Runden kommen“, zumal ja das Wohnhaus Eigenbesitz war und aus dem angelegten elterlichen Erbteil noch Erträge zur Verfügung standen. Lange Zeit ging er zur Arbeit an den Köchel im Murnauer Moos. Da zu dieser Zeit noch kein Steinbruch bestand, dieser entstand erst ab 1926, kann man davon ausgehen, dass seine Arbeit dort in der am Köchel schon lange betriebenen Forstwirtschaft und der Torfstecherei bestanden hat. Durch einen Arbeitsunfall wurde er Invalide und bekam später eine monatliche Invalidenrente von 35 Mark, aber da das niemals zum Leben reichte, arbeitete er noch bis Ende 1927, als er schwer an dem damals noch nicht recht behandelbaren „Rotlauf“ (Erysipel) erkrankte. Schien das Schicksal der Familie sich, nachdem sie ihr Haus in Murnau gekauft hatte, durch das elterliche Erbteil finanziell etwas abgesichert war und mit sechs Kindern gesegnet, trotz vieler Entbehrungen und vieler Arbeit, gut zu fügen, kamen dann umso härtere Rückschläge. Zuerst mit dem plötzlichen Tod der erst neunjährigen Tochter, dann der Verlust von drei weiteren Kindern als junge Erwachsene. Dazu kamen die verheerenden Auswirkungen des Ersten Weltkriegs, mit den vielen Pflichtablieferungen von Wertgegenständen und Metallen, der großen Lebensmittelknappheit bei gleichzeitiger hoher Inflation und dem staatlichen Schröpfen der Bürger dadurch, dass sie zum Kauf später völlig wertloser Kriegsanleihen gedrängt wurden, und somit um ihr Ersparnis gebracht wurden. Schon Ende September 1914 waren die Bürger aufgefordert worden, alles Gold an die Reichsbank abzuliefern, ab 1915 wurden die Gegenstände aus

Kupfer, Messing, Nickel usw. abverlangt, selbst Küchengeräte und Türklinken. Letztlich wurde die Bevölkerung vom kriegsführenden Staatsapparat gründlich ausgeplündert, und nach dem verlorenen Krieg lösten sich alle Versprechen auf Zurückerstattung in Rauch auf und die Einlieferungsquittungen waren ebenso wie die Kriegsanleihen wertlos geworden. Massive staatliche Propaganda belog die Bevölkerung und gaukelte ihr



Silberhochzeit (6.12.1918)

nicht reale Erfolge vor. Nicht zuletzt diese Lügen und das Ausplündern der Bürger sowie die grassierende Lebensmittelnot untergrub jede staatliche Legitimation und den Rückhalt in der Bevölkerung, so dass aufkommende Revolutionsideen schnell auf fruchtbaren Boden fielen und sich zur Rettung der Monarchie „kein Finger krümmte“. Am 6. Dezember 1918, mitten in den größten Wirren des endenden Kriegs und dem völligen Durcheinander zu Beginn der am 9. November ausgerufenen Republik, beging das Ehepaar seine Silberne Hochzeit, wozu es sich fotografiere ließ, wobei nebenstehendes Bild entstand^{47, 48}.

Der Mangel war zu dieser Zeit so groß, dass sich die Töchter Maria und Barbara noch siebzig Jahre später daran erinnerten, dass ihre Mutter beim benachbarten Gasthaus Beinhofer „für wenige Pfennige“ den Sud von eingelegten Bratheringen gekauft hatte, um den täglich als Mahlzeit dienenden Kartoffeln „...manchmal wenigstens ein bisserl einen anderen Geschmack zu geben...“. Das Verwerten des im Garten selbstangebauten Gemüses sowie von Beeren und Obst war in der Familie schon immer eine Selbstverständlichkeit, so konnte die Versorgung mit Nahrungsmitteln wenigstens ein bisschen verbessert werden.



Geldschein Murnau (1923)

Fast völlig vernichtet wurden aber alle finanziellen Rücklagen und alles ersparte Geldvermögen schließlich in der Hyperinflation von 1923⁴⁹.

Ab 1924 gab es ein paar wenige Jahre der vorsichtigen wirtschaftlichen Erholung, oft als die „*goldenen Zwanziger-Jahre*“ bezeichnet, allerdings profitierten davon die Bezieher kleiner Altersrenten wie Kaspar Wörner nicht. Dann kam es im Oktober 1929 zum New Yorker Börsencrash und darauffolgend zur verheerenden Weltwirtschaftskrise von 1930 und massenhafter Arbeitslosigkeit. Nicht zuletzt brachte der finanzielle Zusammenbruch und Konkurs der örtlichen Kapfer-Bank 1931 viele Murnauer um ihr letztes Ersparnis⁵⁰. Eine zufällig erhalten gebliebene Aufstellung der monatlichen Ausgaben Kaspar und Maxima Wörners aus dem Jahre 1928 summiert sich auf 26,96 Reichsmark und gliedert sich auf in: Krankenversicherung Mann 7.- / Krankenversicherung Frau 5,30 / Sterbekasse 4.- / Haussteuer 3.- / Wasserzins 2,50 / Licht 2,50 / Gemeindeumlage 1,50 und Brandversicherung 1,16 RM. Bei Einkünften von 87.- RM blieben damit dem Ehepaar nur monatlich rd. 60 RM zum Leben. Daher gab es auch keine finanzi-



Kaspar Wörner (1928)

ellen Spielräume um das Haus instand zu halten, so dass, nachdem 1925 noch einige Reparaturen vorgenommen worden waren, nun dort größere Baufälligkeiten entstanden. Deshalb war nun auch an ein zeitweises Vermieten von Zimmern an Gäste nicht mehr zu denken, hatte die Familie doch zuvor, seit vor dem Ersten Weltkrieg, jedes Jahr im Sommer mindestens ein Zimmer an Feriengäste vermietet, um auch damit ein paar zusätzliche Einnahmen zu generieren. Die Familie musste dann eben immer zusammenrücken, um Platz für Gäste zu schaffen.

Ab 1918 war die Vermietung aber deutlich zurück gegangen, denn die schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse beeinträchtigten den Murnauer Frem-

denverkehr sowieso erheblich, und die wenigen Feriengäste bevorzugten außerdem beheizbare Zimmer mit Bad, was im bescheidenen Haus der Familie Wörner eh nicht angeboten werden konnte.

Kaspar Wörner verstarb schließlich im Alter von siebenzig Jahren am 18. März 1932 in Murnau, zu einer Zeit, als sich die Nazis anschickten, die Macht in dem erschütterten Deutschen Reich zu übernehmen und diesem Ziel schon recht nahe gekommen waren.

Maxima „Mina“ Wörner, geb. Trinkl

Maxima wurde am 1. September 1863 in Feldafing geboren und war das erste Kind von Johann und Magdalena Trinkl⁵¹. Ihr Vater Johann Trinkl (*19.6.1830/†27.2.1904) stammte aus dem Hof „Bachadl“ HsNr. 25 in Esting. Die Mutter, Magdalena, geb. Friedl (*13.2.1834/†22.8.1917), stammte aus Mühlthal bei Starnberg und war Tochter eines Starnberger Schumachers⁵². Die Eltern lebten und arbeiteten zur Zeit der Geburt Maximas in Feldafing, bevor sie 1865 nach Dietramszell zogen, wo ihre zweite Tochter Maria 1867 zur Welt kam^{53, 54}.

Über Maximas Kindheit gibt es keine erhaltene Quellen mehr, nur ein überliefertes Foto aus der Zeit um 1885 zeigt sie, gemeinsam mit ihrer Schwester Maria, in Tracht.

Maxima arbeitete um 1890 in Feldafing, wo schon ihre Eltern früher tätig waren. 1893 zog sie mit ihrem Bräutigam Kaspar Wörner nach Riegsee, wo sie auch heirateten. Das Ehepaar zog 1897 mit seinen ersten drei Kindern nach Murnau, dort kamen noch drei Kinder zur Welt. Maxima war eine fürsorgliche Mutter und versuchte, trotz stets äußerst knapper finanzieller Mittel, den Bedürfnissen der Familie gerecht zu werden. Die erhaltenen Briefe beweisen, dass sie auch mit den erwachsenen Kindern stets ein inniges Ver-



Maxima und Maria Trinkl (um 1885)

hältnis hatte. Als fromme Frau prägte sie auch ihre Kinder in katholischer Religiosität, sie selber war – ebenso wie ihr Ehemann – Mitglied in der Murnauer Rosenkranz-Bruderschaft⁵⁵. Ihr tiefer Glaube dürfte es auch gewesen sein, der ihr den Verlust von vieren ihrer Kinder ertragen half. Selbstverständlich war es in der Familie, abends immer gemeinsam den Rosenkranz zu beten, oder in den religiösen Erbauungsbüchern „Goffiné“ biblische Geschichten und deren Erklärungen zu lesen.

Nach dem Tod ihres Ehemanns 1932 blieb sie als Witwe im eigenen Haus in der Seidlstraße wohnen. Ihre unverheirateten Töchter Maria und – ab 1938 – auch Barbara zogen während des Kriegs zu ihrer Mutter und verblieben dort bis zum Lebensende. Maxima litt im Alter unter einem schweren Bruchleiden, was ihr die alltägliche Arbeit erschwerte.

Als 1933 die Nazis auch in Murnau endgültig die Macht übernahmen, war sie als siebzigjährige Witwe, die außer ihrer häuslichen Alltagsarbeit und der Teilnahme am kirchlichen Leben kaum Außenbezie-



80. Geburtstag (1.9.1943)

hungen hatte, nur wenig beeinflusst. Der Ehemann und die Söhne waren gestorben, in Politik oder Gesellschaft gab es ihrerseits keinerlei Engagement. Maxima war, wie ihr verstorbener Mann, eher bayerisch-monarchistisch geprägt gewesen. In ihrem Haus waren – auch über 25 Jahren nach Ausrufung der Republik – noch die Bilder des letzten bayerischen Königspaares Ludwig III. und Marie Therese aufgehängt, ebenso die Bilder von Kaiser Wilhelm II. und seiner Gemahlin Auguste Viktoria. 1943 konnte Maxima Wörner ihren 80. Geburtstag feiern, von der einst achtköpfigen Familie lebten nur noch sie und die zwei

Töchter, die auf obigem Geburtstagsfoto vom 1.9.1943 in ihrem Gemüsegarten zu sehen sind.

Nachdem Murnau am 29.4.1945 von amerikanischen Truppen besetzt worden ist, mussten Maxima und ihre Töchter das Haus umgehend räumen, da nun die ganze östliche Straßenseite für amerikanische Soldaten beschlagnahmt wurde. Nur mit dem Nötigsten versorgt, kamen sie in einem befreundeten Nachbarhaus, das auf der Westseite der Seidlstraße lag, unter und durften ihr eigenes Haus nicht mehr betreten. Erst nach einigen Wochen konnten sie es wieder beziehen, nachdem die US-Soldaten das Haus wieder frei gegeben hatten. Die amerikanischen Hausbesetzer schossen teilweise in die – noch immer aufgehängten – Bilder der königlichen bzw. kaiserlichen Familie, nahmen unter anderem die alten Tabak-Pfeifen Kaspar Wörners und seiner Söhne als Andenken mit, zerstörten aber nichts und behandelten insbesondere die religiösen Bilder und Figuren einigermaßen respektvoll⁵⁶.

In den Jahren nach 1945 lebten die drei Frauen gemeinsam im Haus. Der eigene Garten half bei der Versorgung auch in diesen entbehrensreichen Jahren, um mit selbst angebautem Gemüse das karge Nahrungsmittelangebot zu ergänzen. Als Brennstoff diente den Frauen bei

Grafenaschau selbst gestochener Torf⁵⁷. Aber da keine hohen Ansprüche gestellt wurden, lebten sie bescheiden aber zufrieden. Lange Wanderungen durchs Murnauer Moos, auf die Ammergauer Berge und ins Karwendel, waren beliebte Ausflüge.

Maxima wurde schließlich 88 Jahre alt, verstarb am 31. Mai 1952 in Murnau und wurde im dortigen Familiengrab beigesetzt⁵⁸.

Kaspar Wörner (jun.)

Das erste Kind von Kaspar Wörner und seiner Partnerin Maxima, geb. Trinkl, wurde am 29. Januar 1891, also fast zwei Jahre bevor diese formell heiraten konnten, geboren. Zwar war in Bayern die strenge Regelung vom Jahre 1825, dass nämlich nur derjenige eine staatliche Heiratsbewilligung erhielt, der sicher den Lebensunterhalt einer Familie finanzieren konnte und ein eigenes Haus besaß, mit dem Gesetz über Heimat, Verhehlichung und Aufenthalt vom 16.4.1868 aufgehoben, trotzdem musste eine Heiratslizenz von der Heimatgemeinde bewilligt werden und man musste sich eine Heirat wirtschaftlich auch leisten können. So kamen, besonders bis 1868, aber auch danach noch, viele Kinder von grundsätzlich heiratswilligen Paaren „*ledig*“ auf die Welt. Im Geburts- und Taufregister wurden sie zu jener Zeit als „*illegitim*“ eingetragen.



In der Jachenau (um 1910)

Kaspar (jun.) kam in Feldaing auf die Welt, wo seine Mutter zu dieser Zeit in Stellung war⁵⁹. Nachdem die Eltern 1893 in Riegsee durch Hauskauf ansässig geworden waren und nun auch heirateten konnten, kam auch Kaspar (jun.) als Kleinkind nach Riegsee. Allerdings verbrachte er danach einen großen Teil seiner Kindheit und Jugend in der Jachenau, wo die Familie seines Vaters noch weit verzweigt war und die Familie zeitlebens „heimatberechtigt“ war⁶⁰. Insbesondere war Kaspar längere Zeit am Hof „Schwaiger“ Nr. 44 in Jachenau, wohin Elisabeth Wörner, die Zwillingsschwester seines Vaters, geheiratet hatte. Offenbar ging er in Jachenau auch in die Volksschule⁶¹. Er arbeitete anschließend in der Landwirtschaft, besonders beim Jachenauer Anwesen „Lainer“ Nr. 48. und fühlte sich in dem beschaulichen Bergtal wohl, wie er später selbst schrieb: „...dass ich gerne drin war und mich da jedes kennt und mag...“⁶².

Ab Mitte September des Jahres 1911 absolvierte Kaspar Wörner seine verpflichtende dreijährige Wehrdienstzeit bei der königlich bayerischen Armee. Er „diente“ im 1. Bataillon, 4. Kompanie des „Königlich



Kaspar als Soldat

Bayerischen 12. Infanterie Regiments <Prinz Arnulf>“, das in Neu-Ulm in der Maximilianskaserne, die damals oft auch „Zwölferkaserne“ genannt wurde, stationiert war. Dieses im Jahre 1814 von König Maximilian I. Joseph aufgestellte Regiment war nach dem jüngsten Sohn des bayerischen Prinzregenten Luitpold, General Prinz Arnulf von Bayern benannt. Es wurde vom Kriegsausbruch an stetig eingesetzt und letztlich in den verheerenden Schlachten des Ersten Weltkriegs nahezu völlig aufgerieben, so dass beim Kriegsende 1918 – von ursprünglich rund 3.400 Mann Stammbesetzung – keine 200 mehr lebend in die Heimat zurückgekehrt sind⁶³.

In einem Brief vom 3.5.1914 an seine Eltern beschreibt Kaspar seine Situation beim Militär und verhehlt dabei nicht, dass es ihm dort nicht gefiel und er seine weitere Zukunft sicher nicht bei der Armee sah.

Vielmehr machte er sich Gedanken, was er – nach seiner planmäßig im September 1914 endenden Militärpflicht – „beruflich tun“ sollte und teilte seinen Eltern mit, dass es ihn wieder in die Jachenau ziehen würde, aber er auch anderswo Arbeit annehmen würde, so lange es „*nur nicht beim Militär*“ sei. Aus dem handgeschriebenen Brief geht aber auch hervor, dass die Ausrüstung und Verpflegung beim königlichen Militär sogar schon in Friedenszeiten recht lückenhaft war. So schickten ihm die fürsorglichen Eltern Lebensmittel, Hemden und sogar Socken in die Kaserne. Allerdings schrieb der bescheidene Sohn: „*Die 130 Täglein halt ich bereits noch barfuß aus...*“ Wahrscheinlich wurde gerade dies ihm schließlich zum Verhängnis. Für den Zeitraum 3.–19. Juni 1914 war eine militärische Übung in Lagerlechfeld angesetzt, von dort sandte er den Eltern noch ein Foto seiner Truppe und freute sich, dass es jetzt nur noch 99 Tage bis zum Dienstende beim Militär seien.

Nach der Übung in Lagerlechfeld sollte Kaspars Bataillon die Kaserne zum 100jährigen Jubiläum des Regiments dekorieren, einer großen Feier, zu der tausende Gäste erwartet wurden⁶⁴. Die pompöse Jubiläumsfeier fand dann tatsächlich am 28. Juni 1914 statt, genau an jenem Tag, an dem in Sarajevo die tödlichen Schüsse eines serbischen Attentäters auf den österreichischen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seiner Frau Sophie die Initialzündung zum Ersten Weltkrieg legten. Doch diesen



Kaspar Wörner mit Kameraden in Lagerlechfeld (1914)

Tag sollte Kaspar Wörner gar nicht mehr erleben. Er erkrankte nämlich während der Übung in Lagerlechfeld plötzlich schwer und kam ins Lazarett. Er bekam eine schwere beidseitige Lungenentzündung, die ihm zum Verhängnis wurde. Nachdem ihm Pater Raymund Heer, der Guardian des Franziskanerklosters Lechfeld, die Sterbesakramente gespendet hatte, fiel er in mehrtägiges Koma, aus dem er nicht mehr erwachte. Er verstarb am 14. Juni 1914. Der mitfühlende Pater schrieb den trauernden Eltern am 1.7.1914 einen Brief und berichtete ihnen von den letzten Tagen des jungen Rekruten. Darin schilderte er „...der Leichenzug zum Bahnhof war eine ergreifende Feier. Ich selbst begleitete die Leiche zum Bahnhofs, die Offiziere und die Compagnie beteiligten sich und die Regimentsmusik spielte auf dem Wege einen Trauermarsch...“⁶⁵. Die Beerdigung fand dann in Murnau statt⁶⁶. Die Eltern hatten mit ihm nun schon zwei ihrer Kinder verloren und zu betrauern.

Elisabeth Wörner

Das zweite Kind von Kaspar und Maxima Wörner war die am 19. November 1894 in Riegsee geborene Tochter Elisabeth⁶⁷. Von dem Mädchen gibt es kein Foto und auch sonst sind über sie keine Informationen erhalten geblieben. Nur ein 1903 von der Murnauer Druckerei Josef Fürst, bei der im übrigen auch die Murnauer Tageszeitung „Staffelsee-Bote“ gedruckt wurde, gedrucktes Sterbebild erinnert an das Mädchen, das am 16.9.1903, also kurz vor ihrem neunten Geburtstag, ver-

storben war. Der Text auf diesem Sterbebild lässt den Schmerz und die Trauer der Eltern erahnen, da sie „Zum frommen Andenken im Gebete an das liebe unvergessliche Kind...“ aufriefen und den Vers „Eine Blütche für das Leben, eine Blume für das Grab, Gott mit Schmerz zurückgegeben, was er uns zur Freude gab“ aufdrucken ließen⁶⁸.



Sterbebildchen (1903)

Maria „Mari“ Wörner

Schon 14 Monate nach der Geburt Elisabeths erblickte das dritte Kind der Ehepaars das Licht der Welt, am 23. Januar 1896 wurde nämlich in Riegsee die Tochter Maria geboren⁶⁹. Das erste Lebensjahr verbrachte sie noch in Riegsee, nachdem die Eltern 1897 nach Murnau gezogen waren, wurde sie Murnauerin und kam hier auch in die Schule. In der seit 1862 im alten Pflegs Schloss untergebrachten Mädchenschule begann sie 1904 ihre Schulzeit in der ersten Klasse, die Lehrerinnen waren Ordensfrauen der sogenannten „Armen Schulschwestern“. Es waren damals sehr große kombinierte Klassen 1 und 2 sowie 3 und 4. Das Klassenfoto der Mädchenklasse von 1908/9 zeigt 19 Mädchen der dritten Jahrgangsstufe und 34 der vierten, also insgesamt 53 Schülerinnen, die von einer Schwester zu unterrichten waren. Auf dem Bild ist die noch sehr junge Lehrerin, „Schulschwester Klara“ zu sehen. Die damals elfjährige Maria ist das zweite Mädchen links neben dieser und war damals in der vierten Klasse⁷⁰. Das Schulhaus war klein und alt. Aber ein Jahr nachdem das Foto entstanden war, erbaute Emanuel von Seidl – im Auftrag von Bürgermeister Franz Xaver Resch – das heute noch bestehende Schulgebäude am Mayr-Graz-Weg. Das neue Gebäude wurde als Mäd-



Schulklasse (1907/8)



Maria Wörner (um 1940)

chenschule und Schwesternheim für die Lehrerinnen konzipiert und genutzt⁷¹.

Nach der Schulzeit konnte Maria keine Lehre beginnen, die Eltern mit ihren verbliebenen fünf Kindern konnten sich das nicht leisten, da ja während der Lehrzeit nichts verdient wurde, vielmehr Lehrgeld zu bezahlen gewesen wäre. So kam das junge Mädchen auf verschiedene Bauernanwesen in der Gegend um Murnau. Im Rückblick auf diese Zeit berichtete Maria als Seniorin, von einem schweren Alltag mit *„viel Arbeit und wenig zu essen“*. Als ihr ein Bauernsohn nachstellen wollte, während sie im Heustock arbeitete,

warf sie diesen mitsamt der Leiter um, weil sie von ihm nichts wissen wollte und sich als resolute Frau aber auch nichts gefallen ließ⁷².

Ein Arbeits-Unfall auf einem der Höfe beeinträchtigte sie für ihr weiteres Leben, da ihr eine Kuh mit ihrem Horn das linke Auge ausstieß, so dass sie dieses verlor und zeitlebens ein „Glasauge“ tragen musste. Auch während der Kriegszeit war sie in der Landwirtschaft, um zu arbeiten. Da die inzwischen über achtzigjährige Mutter Maxima nicht mehr alleine im Haus wohnen konnte, zog Maria wieder zuhause ein. Ihr kleines Zimmer im Erdgeschoß wurde später zur Küche umgebaut, als in die ehemalige nordseitige Küche ein Bad eingebaut wurde. Nach dem Krieg arbeitete sie von 1955 bis 1966 am Murnauer Bahnhof, wohin sie immer mit dem Fahrrad fuhr. 1961 litt sie längere Zeit an einem Hundebiss am Bein, denn die entzündete Wunde heilte schlecht. Mit 70 Jahren ging sie schließlich in Ruhestand und erhielt für ihre lebenslange Arbeitsleistung kärgliche 2.172.- DM Rente pro Jahr sowie eine jährliche Zusatzrente von 360 DM⁷³. Sie lebte nun, gemeinsam mit ihrer Schwester Barbara im elterlichen Haus in der Seidlstraße 23. Dass sie bis zum Lebensende einen immer schön gepflegten Blumengarten unterhielt, zeigte ihre Liebe zur Natur. Gerne ging sie in die Berge, wanderte im Murnauer Moos oder am Staffelsee. Sie versah bis ins hohe Alter vieles der Haus- und Gartenarbeit und hackte sogar noch mit achtzig Jahren selbst Holz. Im Hause gab es ja außer Holzöfen keine Heizung, auch das warme Wasser musste am

Holzherd – in dem eingebauten sogenannten „*Schifferl*“ – erwärmt werden. Kommunikationsmittel wie Tageszeitung, Telefon, Fernseher, Radio, Auto oder ähnliches besaßen sie dort nie, nur ein altes Gammophon.


Wie alle Familienmitglieder war auch Maria gläubig katholisch, der regelmäßige Kirchgang in die Pfarrkirche St. Nikolaus war ihr immer ein großes Anliegen. 1971 konnte sie noch den 75. Geburtstag feiern, Pfarrer Monsignore Philipp Madlener und Bürgermeister Wilhelm Simet gratulierten der rüstigen und launigen aber stets bescheidenen Frau⁷⁴. In den Jahren danach wurde sie zunehmend gesundheitlich angeschlagen, den 80. Geburtstag im Januar 1976 feierte sie nur noch in kleinem Rahmen. Sie verstarb schließlich in Murnau am 16.11.1979 im Alter von 83 Jahren. Am 20.11.1979 wurde sie im Familiengrab in Murnau beerdigt⁷⁵.

Magdalena „Leni“ Wörner

Schon nach dem Umzug der Familie nach Murnau kam am 21.10.1897 die Tochter Magdalena zur Welt⁷⁶. Auch sie kam hier in die Schule und war einen Jahrgang unter ihrer 1 1/2 Jahre älteren Schwester Maria, so dass sie dann mit ihr in der gleichen Kombiklasse war. Auf dem oben abgedruckten Klassenfoto von 1907/8 ist sie als Schülerin der 3. Klasse (als Dritte von links) in der hinteren Reihe zu sehen. Anders als die immer zu Scherzen aufgelegte ältere Schwester, war Magdalena ein sehr ernster Mensch. Nach ihrer Volksschulzeit arbeitete sie in den Jahren 1916–1918 im Benediktinerkloster Ettal⁷⁷. Offenbar war ihr die Berufung für ein geistliches Leben im Dienst der Nächstenliebe gegeben, und so beschloss sie, selbst in einen Orden einzutreten. 1918 war sie dann im St. Josefs Heim in München in der Preysingstraße 21–25, wo „*Niederbronner Schwestern*“ ein Kinderheim mit Hort und Kindergarten betrieben und auch pflegebedürftige Kranke betreuten. Trotz der Bedenken der Eltern, die sie mit den Worten „...*die Hände bei der Arbeit und das Herz bei Gott!*“ zerstreute, reiste sie Ende Mai des Kriegsjahres 1918 von München nach Wien, um dort in die „Kongregation der barmherzigen Schwestern vom III. Orden des heil. Franz von Assisi“, die nach ihrem Sitz in der Wiener Hartmannngasse 7 auch als „Hartmann-Schwestern“ bezeichnet wurden, einzutreten. In einem Brief an die Eltern vom 30.6.1918 schrieb sie, dass es ihr „*bestens erginge*“, sie in der Krankenpfle-

ge den Menschen diene und in einer schönen Klosteranlage mit Park und Garten am Waldrand sei, wo Kranke Erholung fänden. Beim Eintritt in den Orden mussten die Eltern eine Mitgift von 500 Mark aufbringen, welche die Novizin zurück bekommen würde, falls sie wieder austreten oder nicht endgültig übernommen würde⁷⁸.

Offenbar waren die Sorgen der Eltern, dass die anstrengende Krankenpflegerinnentätigkeit für die Tochter eine zu große gesundheitliche Belastung sein könnte, nicht ungerechtfertigt. Schon Anfang 1920 wurde Magdalena Wörner, die inzwischen den Ordensnamen „*Schwester Maria Columbana*“ trug, krank und zeitweise selbst bettlägerig. Bis April 1920 verschlechterte sich der gesundheitliche Zustand weiter, nach Hause reisen wollte Magdalena aber nicht und sie wollte auch nicht, dass die Mutter die kostspielige Reise nach Wien antrat, wie sie in einem Brief vom 29.4.1920 mitteilen ließ. In diesem schrieb der Orden auch, dass Schwester Maria Columbana „*alle Krankenpflege die sie brauche zuteil werde*“ und sie letztlich im Leben oder Sterben „*...in guten Händen...*“ sei. In einem letzten Brief vom 7.6.1920 teilte die Todkranke mit, sie „*...habe aus Liebe zum Heilande Eltern und Heimat verlassen und einmal*

Jesus, Maria,			Josef, Franziskus.	
<p>Die Kongregation der barmherzigen Schwestern vom III. Orden des heil. Franz von Assisi, Wien, V., Hartmannsgasse 7, bittet beim heil. Meßopfer und im Gebete eingedenk zu sein ihrer innigstgeliebten Mitschwester</p>				
<p><i>Maria Columbana Wörner</i></p>				
<p>Dieselbe starb, versehen mit den heil. Sterbesakramenten, am <u>14. Juni</u> 19<u>26</u> <u>5</u> Uhr <u>früh</u> im <u>23</u> Jahre ihres Alters, nachdem sie <u>2</u> Jahre in unserer Kongregation gewirkt hatte.</p>				
<p>Die Beerdigung erfolgt am <u>14. Juni</u> um <u>3</u> Uhr im Mutterhause.</p>				
<p>Herr gib ihr die ewige Ruhe.</p>				
<p>Wien, am <u>14. Juni</u> 19<u>26</u></p>			<p>Die Generaloberin.</p>	

Todesmeldung

alles geopfert...“ und die Eltern sollen sie „...dem lieben Gott ganz und gar überlassen mit großmütigem Herzen...“⁷⁹.

Tatsächlich erholte sie sich nicht mehr und verstarb am 14. Juni 1920 im Kloster in Wien und wurde dort auch beerdigt. Mit ihr starb das vierte von sechs Kindern noch zu Lebzeiten der Eltern⁸⁰.

Nikolaus „Klòs“ Wörner

Am 14.3.1899 wurde der zweite Sohn der Eltern Wörner namens Nikolaus geboren⁸¹. Über seine Kindheit wissen wir wenig, nur dass er in Murnau in die Volksschule ging und gemeinsam mit seinem acht Jahre älteren Bruder Kaspar, die westseitige kleine Kammer unter dem Dach des elterlichen Hauses in der Seidlstraße bewohnt hat. Einer Kammer mit Dachschräge, die weder beheizbar war, nur mittels Bretterwand vom Dachboden abgeteilt und sich direkt unter dem nicht isolierten Ziegeldach befand⁸². Aber das Haus war für die achtköpfige Familie sehr eng bemessen, doch wenigstens im Eigentum der Eltern.

Als er 15 Jahre alt war, begann gerade der mörderische Erste Weltkrieg, der vier Jahre bis November 1918 dauern sollte. Nikolaus machte eine Lehre, was genau lässt sich nicht mehr eindeutig nachweisen. Aber auch er scheint eine Zeit lang in der Jachenau gewesen zu sein, wie aus seinen Briefen zu schließen ist. Nach verkürzter Rekrutenzeit ab 19.7.1917 sollte Nikolaus Anfang Mai 1918 zu seiner vorgesehenen Truppe, der 1. Kompanie des königlich bayerischen 3. Jägerregiments, kommen. Dies kündigt er in einem Brief an seine Eltern und Geschwister vom 25. April 1918 an, einen Brief in dem er sich auch für Lebensmittel bedankt, die die Eltern zugesandt haben. Immer herrschte Hunger, auch bei der Truppe. Den Brief zierte auch noch ein in Schönschrift geschriebener Spruch: *„Aufs Wiedersehen. Glück auf! Wir kommen nach Flandern – zu den andern“*. Noch einmal schrieb er am



Kommunionbild (um 1909)

14. Juni 1918, diesmal sollte der mehrfach verschobene Abmarsch an die Front unmittelbar bevorstehen. Nikolaus schrieb: *„Hoffentlich können wir ihnen diesmal den Garaus machen und den schon sehnlich erwarteten Frieden herbeiführen. Gebe Gott, dass wir uns nach dem Kriege, der ja hoffentlich nicht mehr lange dauern wird, gesund wiedersehen.“* Tatsächlich bezog Nikolaus mit seinen Kammeraden am 27. Juni in Nord-Frankreich Stellung, zuerst ging es ans Schützengräben ausheben, auf der Rückseite eines zugesandten Bildes vermerkte er, dass dort auf der rechten Seite die Zelte zu sehen seien, die ihnen *„...als Schlafstätte dienen...“* weiter schrieb er: *„Unsere Arbeit erkennt Ihr am Werkzeug und den Hunger an den Gesichtern“*⁸³.

Am 30.6.1918 schickt Nikolaus nochmals einen langen Brief nach Hause, auch in diesem berichtet er von stetigem Hunger, sehr vielen Kranken im Regiment *„...alles hat Kopfwieh und Fieber...“*, dass die Männer in den Schützengräben von Läusen und Ungeziefer malträtirt wurden, aber es ihm selber aber noch gut ginge. Gegen den Hunger half angeblich seine Tabakpfeife. Politisch wurden er in Sätzen wie *„Hoffentlich wird der Krieg bald aus, von den Friedensverhandlungen die zur Zeit in gang sind, werdet Ihr ja in der Zeitung gelesen haben. Wenns nur wahr ist!“* und der Hinweis – in seinem letzten Brief vom 4.7.1918 –, dass es im Einsatzgebiet *„...nichts als Wald, Baumstümpfe, Granatlöcher und Trümmerhaufen...“* gebe. So merkt man auch aus seinen Zeilen die Depression, die allgemein an der deutschen Front herrschte⁸⁴.



Nikolaus Wörner mit Kameraden (1918)

Wenige Tage danach begann die letzte große deutsche Angriffsschlacht an der Marne vom 14.–19.7.1918 unter dem Motto „*Unternehmen Marneschutz-Reims*“, doch die – mit dem blutigen letzten Großangriff der deutschen Truppen erzielten – geringen Geländegewinne gingen in einem Gegenangriff der Alliierten bis 6.8.1918 wieder verloren. Bei dieser mörderischen Schlacht verloren rund 260.000 Soldaten auf allen Seiten das Leben. Bei diesen grausamen, sinnlosen und verbitterten Kämpfen kam offenbar auch der noch nicht einmal zwanzigjährige Nikolaus Wörner um⁸⁵. Die zurückbleibenden Eltern und Geschwister erfuhren nie mehr, wie und wo er genau umgekommen ist. Auf dem bei der Buchdruckerei Gretschnann in Murnau gedruckten Sterbebild steht voller Schmerz „...*vermisst seit 15. Juli 1918 an der Marne und wie anzunehmen ist, starb er dort den Heldentod...*“. Erst 10 Jahre später, Ende 1928, wurde er für tot erklärt, nachdem keinerlei weitere Informationen mehr beigebracht werden konnten⁸⁶.

Barbara „Babett“ bzw. „Lisi“ Wörner

Als sechstes und jüngstes Kind des Ehepaars Wörner kam am 1. Dezember 1902 die Tochter Barbara in Murnau auf die Welt⁸⁷. Barbara wurde in der Pfarrkirche St. Nikolaus in Murnau getauft und erlebte die ersten Lebensjahre im Kreise der inzwischen achtköpfigen Familie im Familienheim in der Seidlstraße. Die ersten Jahre des neuen Jahrhunderts waren im bayerischen Königreich durchaus wohlgeordnet und noch von wirtschaftlicher Stabilität geprägt. Barbara besuchte vom 10.9.1908 bis zum 15.7.1915 die „Volkshauptschule Murnau“ und danach – vom 3.9.1915 an – weitere drei Jahre die verpflichtende „Volksfortbildungsschule“. Sie verließ diese Schule mit der guten Gesamtnote II am 15.7.1918 und hatte damit erfolgreich „...*ihrer allgemeinen Schulpflicht Genüge geleistet...*“. In dem vom königlichen Distriktschulinspektor



Kommunionbild (um 1912)

Wankmüller, dem Lokalschulinspektor Pfarrer Josef Wiedenmann und ihrer Lehrerin, Schwester Christeta Schönberger (vom Orden der armen Schulschwestern) unterzeichneten Entlassungszeugnis, wird ihr ein „*pflichtgemäßer Fleiß*“ und ein „*sehr lobenswürdiges Betragen*“ attestiert⁸⁸.

Diese immer an Sonn- und Feiertagen nachmittags stattfindende Fortbildungsschule, zeitweise auch „Sonntagsschule“ genannt, war von allen Kindern – im Anschluss an die vorhergehenden sechs Pflichtschuljahre an der Volkshauptschule bzw. „Werktagsschule“ – zu absolvieren. Sie war neben einer eventuellen Berufsausbildung zu besuchen und bestand aus Religionsunterricht, der sogenannten „Christenlehre“, und den Fächern: Lesen, Rechtschreiben, Aufsatz, Schönschreiben, Rechnen und Sachunterricht. Hierbei sollten die in der Grundschulzeit gewonnenen Kenntnisse und Fähigkeiten „...*gefestigt und vertieft werden*...“⁸⁹.

Neben dieser Sonntagsschule absolvierte Barbara Wörner eine ordentliche Lehre als Weißnäherin bei Katharina Bader in Murnau HsNr. 251. Die Lehrzeit dauerte zwei Jahre vom 15.11.1917 bis zum 15.11.1919 und ihr Vater Kaspar Wörner hatte dafür monatlich 2 Mark Lehrgeld an die Lehrfrau zu bezahlen, wie der erhalten gebliebene Lehrvertrag – gemäß Muster der Handwerkskammer von Oberbayern – mit 21 Paragraphen beweist. Nur Barbara und Nikolaus konnten als Kinder des Ehepaars Wörner, eine förmliche Lehre machen, alle älteren Geschwister arbeiteten – wie viele Zeitgenossen – ohne förmliche Ausbildung. Nach ihrer Lehrzeit legte Barbara am Sonntag, den 26. Oktober 1919 vormittags um 10.00 Uhr im Zentralschulhaus in Weilheim ihre Gesellenprüfung ab, wofür sie „...*ein Hemd und eine Untertaille*...“ die sie „...*ohne fremde Hilfe*...“ zu fertigen hatte, liefern musste. Außerdem musste sie eine Bescheinigung der Lehrfrau über die erfolgreiche Lehrzeit vorlegen, die der Murnauer Bürgermeister mit Unterschrift und Dienstsiegel des „*Königlich Bayerischen Marktes Murnau*“ beglaubigt hatte. Die Prüfungsgebühr betrug stolze 6 Mark. Auch diese Prüfung legte Barbara mit sehr guten Noten ab⁹⁰.

Da sie in den wirtschaftlich schwierigen Jahren um 1919 in Murnau keine adäquate Anstellung fand, trat sie am 1. Dezember 1919 in München eine Stelle als Zimmermädchen bei Frau Berta Tramer an und

blieb dann als Haushälterin bis zum Tode ihrer Herrschaft am 21.12.1929. Weil es in diesem Haushalt schon eine Barbara bzw. Babette (vgl. unten) gab, bekam sie hier den Spitznamen „Lisi“, und der wurde so geläufig, dass sie bald selbst mit „Lisi“ bzw. „Lisel“ unterschrieb, noch bis zu ihrem Todestag blieb sie „Tante Lisi“. Dass sie eigentlich Barbara hieß, geriet fast völlig in Vergessenheit.



„Lisl (stehend) mit Herrschaft“ (1921)

Im vornehmen Hause Tramer konnte trotz der schwierigen Jahre des Ersten Weltkriegs und der Nachkriegszeit ein beachtliches Niveau an Lebensqualität gehalten werden. Ein ab 1916 geführtes handschriftliches Kochbuch aus dem herrschaftlichen Haushalt beweist, dass trotz großer Lebensmittelknappheit durchaus eine gehobene Küche mit Fleischspeisen, Kuchen und Gebäck gepflegt wurde, wenn auch viele Zutaten nicht verfügbar waren und kreative Ersatzstoffe gesucht werden mussten⁹¹. Berta Tramer war eine alleinstehende, angesehene und wohlhabende Dame, die zur jüdischen Gemeinde von München gehörte. Die Nachricht von ihrem Versterben – im Alter von 58 Jahren – wurde in der Israelitischen Gemeindezeitung vom 1.1.1930 unter „*Personalia*“ der Gemeinde veröffentlicht⁹². Im Hause Tramer verkehrten oft junge Münchener Künstler und es waren stets Gäste willkommen. Das persönliche Verhältnis zwischen Frau Tramer und ihren Angestellten war freundschaftlich und die Standesunterschiede hatten wenig Bedeutung.

Das Anwesen, in dem Barbara Wörner in Stellung war, war die sogenannte Selmayr-Villa in der Möhlstraße 12 in Bogenhausen. Die 1894 vom letzten Bogenhausener Bürgermeister Josef Selmayr – Bogenhausen wurde erst 1892 nach München eingemeindet – errichtete prächtige Jugendstilvilla, in dem von betuchten Großbürgern bewohnten Stadtteil,

wurde im Krieg nicht durch Bomben oder Ähnlichem beschädigt. Aber 1968 wurde das imposante Anwesen durch Blindheit gegenüber der archi-

tektonischen Leistung und dem Unverstand für ästhetisches Empfinden bezüglich der Bauten der Jahrhundertwende abgerissen und leider durch einen vermeintlich „modernen“ gesichtslosen Betonklotz ersetzt.



Möhlstraße 12 (um 1930)

In den Jahren 1929–1935 blieb Barbara Wörner im gleichen Hause, nun bei der Nachfolgerin

und Erbin von Frau Tramer, Fräulein Babette Sonauer, bis auch diese am 15.11.1935 verstarb. Als Nachlasspfleger verwaltete der Münchner Rechtsanwalt Heinrich Burger den Besitz der verstorbenen Hausherrin und auch für diesen leitete Barbara Wörner den Haushalt weiter bis 20.4.1936 und zwar, wie der Rechtsanwalt in einem Arbeitszeugnis schrieb „...zu meiner vollsten Zufriedenheit...“. Dieser Rechtsanwalt Heinrich Burger (1881–1942) war dereinst in München eine Berühmtheit, hatte er doch bei den Olympischen Spielen 1908 in London mit seiner Partnerin Anna Hübler die Meisterschaft im Eiskunstlauf für Paare gewonnen, 1908 und 1910 wurde das Paar auch Weltmeister im Eis-Paarlauf.

Ab September 1936 bis 1.3.1938 versorgte Barbara Wörner den fünfköpfigen Haushalt eines 1936 verwitweten „Rechnungsrates im Staatsministerium des Innern“ namens Eugen Panzer in der Trogerstr. 58 in München, seinem schriftlichen Zeugnis nach „... in mustergültiger Weise...“. Als dieser, zwei Jahre nach dem Ableben seiner ersten Ehefrau, deren Schwester heiratete, schied Barbara Wörner aus seinen Diensten wieder aus⁹³. Nach fast zwanzig Jahren in München, kehrte sie nun der bayerischen Landeshauptstadt den Rücken zu und verließ die Stadt, in der sie noch die letzten Paraden König Ludwigs III. erlebt hatte sowie die gewaltigen Umwälzungen der Revolution 1918/19, die linksradikale Rätediktatur und darauf die rechtsradikale Gegenbewegung, den Hitler-

putsch und die Inflation, das wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Chaos am Beginn der Republik, die Erholungsphase der „goldenen Zwanziger Jahre“ 1924–29, die Weltwirtschaftskrise und das Erstarken der NS-Bewegung ab 1930 und dann die Machtübernahme der Nazis 1933 und die ersten Jahren der NS-Diktatur.

Insbesondere von ihren Erlebnissen 1923 erzählte sie später des Öfteren, so z. B. dass sie von ihrer reichen Herrschaft ein paar Goldmünzen geschenkt bekommen habe, die – gemeinsam mit denen der Herrschaft – vor den Beschlagnahmungen im Rahmen der Hyperinflation 1923 versteckt worden seien. Dadurch sollte sie persönliches Interesse daran haben, das gemeinsame Versteck nicht zu verraten. Ebenso berichtete sie von einem Anruf ihres Vaters vom November 1923, in dem er ihr mitteilte, sie solle alles ersparte Geld ausgeben, *„egal für was“*, um so den Totalverlust des wertlos gewordenen Papiergeldes abzuwenden. Tatsächlich erwarb Barbara Wörner daraufhin – im Rahmen einer Versteigerung in einer der Villen Bogenhausen – historische Möbel, Teppiche, Bilder und Geschirr, was sie dann alles per Bahn nach Murnau ins elterliche Haus transportieren ließ und dort bis zum Lebensende behielt. Auf diese Weise war das Ersparte wenigstens nicht wertlos geworden, der väterliche Rat war gut gewesen, denn Ende November 1923 waren eine Billion Papiermark nur noch eine Goldmark wert, bzw. wurde in eine neue Rentenmark umgetauscht. Die Geldscheine mit den aufgedruckten gigantischen Nennwerten waren quasi wertlos geworden, und Barbara Wörner erzählte später davon, dass sie auf dem Weg zum Münchner Hauptbahnhof durch die wertlosen Geldscheine waten musste, die die Bürger einfach *„wie Konfetti“* aus den Fenstern geworfen hatten^{94, 95}.

In den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg konnte sie noch einige Reisen unternehmen, so war sie im August 1937 in Kevelaer und in Aachen und nahm dort am Heiligenfest teil. 1938 reiste sie schließlich – per Bahn – nach Lugano, Genua, Venedig und in die „Heilige Stadt“ Rom. Auf der Rückreise wurden die Reisenden massiv behindert und es herrschte große Verwirrung an der zeitweise geschlossenen italienisch-österreichischen Grenze, da Mitte März Hitlers Heimatland Österreich dem naziregierten Deutschen Reich *„angeschlossen“* worden war⁹⁶.

Nach gelungener Rückkehr aus Italien begann Barbara Wörner in einem Arzt-Haushalt in Kaufbeuren zu arbeiten, auch dort war sie in eine

Familie eingebunden und blieb bis 1941. Vom 1939 begonnenen Zweiten Weltkrieg war in dem schwäbischen Städtchen anfangs noch nicht so viel zu sehen und zu spüren⁹⁷.

Die sichtbaren Auswirkungen des Hitlerkrieges bekam sie erst unmittelbar am eigenen Leib zu fühlen, als sie im Winter 1943/44 in München im Krankenhaus Nymphenburg „am Kropf“ operiert wurde, einem Halsleiden, an dem sie schon seit ihrer Jugend gelitten hatte. Sie berichtete später darüber, wie sie im Krankenhaus einen der ersten verheerenden Bombenangriffe auf die bayerische Metropole erlebt hatte und, weil sie zuvor gerade frisch von der Operation ins Zimmer gebracht worden war, nicht in den Luftschutzkeller transportiert werden konnte. So sah sie direkt die Bombenangriffe auf die Innenstadt, die vielen riesigen Brände und erlebte eine Nacht des Schreckens und der Todesangst. Als sie nach ihrer Entlassung wieder mit dem Zug nach Hause fahren wollte, erkannte sie die Stadt, in der sie zuvor zwanzig Jahre gelebt hatte, kaum wieder, so dass es ihr schwer fiel, inmitten der Trümmer den Hauptbahnhof überhaupt wieder zu finden⁹⁸.

Die Jahre ab 1942 verbrachte Barbara Wörner im elterlichen Anwesen in Murnau. Streng gläubig und gleichzeitig sehr selbständig heiratete sie nie und blieb nach dem Tode ihrer Mutter 1952 alleine mit ihrer Schwester Maria im Anwesen in der Seidlstraße 23. Zuhause in ihrer Küche war auch ihre mechanische Nähmaschine, auf der sie bis zu ihrem Lebensende immer noch für andere nähte und sich so die bescheidene Rente aufstockte.



Barbara Wörner (um 1970)

Als letzte ihrer engeren Familie starb sie nach längerem Krebsleiden im Weilheimer Krankenhaus am 29.10.1981 und wurde schließlich im Murnauer Friedhof im Grab der Familie beigesetzt⁹⁹.

Mit ihr starb das letzte von Kaspar und Maxima Wörners Kindern, auch sie hinterließ keine direkten Nachkommen.



Kaspar und Maxima Wörner (um 1905) mit Nikolaus (stehend links), Kaspar jun. (stehend hinten), Maria (stehend rechts), Barbara (sitzend links) und Leni (sitzend rechts)¹⁰⁰.

Anmerkungen:

- 1 Die Bücher sind: „Von Haus zu Haus“ von Dr. Brigitte Salmen und Adelheid Horn-Henn sowie: „Es kommen kalte Zeiten“ von Frau Dr. Edith Raim, die beide im Jahre 2020 erschienen.
- 2 Vgl. Repertorium des topographischen Atlasblattes Murnau S. 127
- 3 Vgl. Das tausendjährige Weilheim S.42
- 4 Lt. freundlicher Auskunft von Dr. Hruschka Leiterin des Marktarchives Murnau vom 2.12.2020
- 5 Vgl. Baumann S. 170–172 und Adam S. 38
- 6 Vgl. Gebhart S. 24
- 7 Vgl. Gebhart S. 62 und Auer S. 40
- 8 Eintrag im Familienbuch von 1863 (Archiv-Nr. 16) S. 193
- 9 Später bekam es die Hausnummer 71
- 10 Eintrag im Familienbuch Murnau von 1819 (Archiv-Nr. 20) o. S. unter der HsNr. 82 verzeichnet.
- 11 Später bekam es die Hausnummer 180
- 12 vgl. Familienbücher Murnau von 1863 (Archiv-Nr. 16) S. 79 und S. 193 und (Archiv-Nr. 17) S. 542)
- 13 „Zum Pfuiwastl“ hatte damals die HsNr. 67, heute Untermarkt 12
- 14 Es hatte die HsNr. 313
- 15 Es hatte die HsNr. 315
- 16 „Seidlstraße 21“ im Jahre 1912, „Seidlstraße 25“ unter anderem in den Jahren 1897 und 1925
- 17 Vgl. Salmen S. 32
- 18 Alle ehemals HsNr. 315f
- 19 Vgl. Salmen S. 133–134
- 20 Ehemals HsNr. 317
- 21 Vgl. Salmen S. 29 und Gebhart S. 64)
- 22 Vgl. WM Tagblatt 10./11.9.1971 und Rother S.22–24
- 23 Vgl. Gebhart S. 29
- 24 Vgl. König/Hruschka S. 97–104
- 25 Familienbuch von Murnau 1863 (Archiv-Nr. 17) S. 542
- 26 Auskünfte von Maria und Barbara Wörner 1975–81
- 27 Adressbuch des Bezirksamtes Weilheim 1934 S. 96
- 28 Grundbuch von Murnau 1952, 1980 und 1981

- 29 Heute ist es im Eigentum von Viktor Gast (Großneffe der Wörners) und wurde grundlegend saniert.
- 30 Vgl. Taufmatrikel der Pfarrei St. Nikolaus in Jachenau
- 31 Vgl. Nar S. 29 und 139
- 32 Das Anwesen „Reiser“ in Niggln HsNr. 36 war ein sogenanntes 1/4-Hof
- 33 Das Anwesen „Schweiger“ in Point HsNr. 44 war ein Haus zu dem keine Grünlandwirtschaft mit Vieh gehörte, sondern nur rund 96 Tagwerk Wald (ca. 32 Ha)
- 34 Vgl. Traumatrikel der Pfarrei St. Nikolaus in Jachenau
- 35 Vgl. Nar S. 41
- 36 Vgl. Tauf- und Sterbematrikel sowie Familienbuch S. 354 der Pfarrei St. Nikolaus in Jachenau
- 37 Vgl. Gast: Lehrer Ferdinand Fendt S. 9
- 38 Vom Hof „Hinterdanner“ HsNr. 31, vgl. auch Nar. S. 73
- 39 Vgl. Firm-Eintrag 1873 in den Matrikelbüchern der Pfarrei St. Nikolaus Jachenau
- 40 Vgl. Familienbuch der Pfarrei St. Nikolaus in Jachenau S. 400
- 41 Vgl. Familienbuch der Pfarrei St. Nikolaus in Jachenau S. 354
- 42 Vgl. Traumatrikel der Pfarrei St. Stephan in Riegsee S. 23
- 43 Vgl. StAM AG Riegsee Bd.1 S. 316 und freundliche Auskünfte von Hrn. Karl Wolf
- 44 Vgl. Familienbuch Riegsee S. 162
- 45 Auskünfte von Hrn. Karl Wolf (Riegsee/Adling)
- 46 Vgl. Taufregister der Pfarrei St. Stephan, Riegsee
- 47 Foto im Familienbesitz
- 48 Schon am 19.1.1914 war Kaspar Wörners Zwillingsschwester Elisabeth Krinner in der Jachenau gestorben. Ihr Mann Alois Krinner war bereits am 24.10.1896 verstorben, das Anwesen „Schwaiger“ Nr. 44 hat der gemeinsame Sohn Alois (*1894) übernommen.
- 49 Vgl. Gast: Die Hyperinflation von 1923 sowie Gast: „Man nehme wenn man habe“
- 50 Vgl. Raim S. 314–319
- 51 Vgl. Taufregister der Pfarrei Peter und Paul, Feldafing
- 52 Vgl. Familienbuch von E sting
- 53 Vgl. Taufmatrikel der Pfarrei Mariae Himmelfahrt in Dietramszell
- 54 Diese Maria Trinkl (*6.9.1867 / †10.12.1934) ist eine Urgroßmutter des Autors dieses Artikels
- 55 Bescheinigungen von Kaspar und Maxima Wörner über die Mitgliedschaft der Rosenkranz-Bruderschaft zu Murnau im Familienarchiv
- 56 Mündliche Berichte von Maria und Barbara Wörner an den Autor

- 57 Bericht Viktor Gast, der als Kind nach dem Krieg dort wiederholt seine Ferien verbrachte
- 58 Vgl. Sterbebild in Familienbesitz
- 59 Vgl. Taufmatrikel von Feldaing
- 60 Aus Briefen Kaspar Wörners (jun.) in Familienbesitz
- 61 Eintrag in seinem Schul-Lesebuch in Familienbesitz
- 62 Aus Briefen Kaspar Wörners (jun.) in Familienbesitz
- 63 Vgl. Das Kgl. Bay. 12. Infanterie-Regiment Prinz Arnulf, Erinnerungsblätter Bd. 60
- 64 Aus Briefen Kaspar Wörners (jun.) in Familienbesitz
- 65 Brief vom 1.7.1914 im Familienbesitz
- 66 Vgl. Sterbebild in Familienbesitz
- 67 Vgl. Taufmatrikel von Riegsee
- 68 Vgl. Sterbebild in Familienbesitz
- 69 Vgl. Taufmatrikel von Riegsee
- 70 Beschriftetes Klassenfoto von 1907/8 in Familienbesitz
- 71 Vgl. Gebhardt S. 43–44
- 72 Persönliche Erzählungen von Maria Wörner an den Autor 1974–78
- 73 Vgl. Rentenabrechnungen von Maria Wörner in Familienbesitz
- 74 Vgl. Gratulationskarten in Familienbesitz
- 75 Vgl. Sterbebild in Familienbesitz
- 76 Vgl. Taufmatrikel von Murnau
- 77 Lt. frdl. Auskunft von Frau Dr. Hruschka aus dem Marktgemeindearchiv Murnau (Einwohnerverzeichnis)
- 78 Briefe in Familienbesitz
- 79 Ebenda
- 80 Sterbeanzeige des Klosters vom 14.6.1920 in Familienbesitz
- 81 Vgl. Taufmatrikel von Murnau und div. amtl. Unterlagen in Familienbesitz
- 82 Baulicher Zustand war noch so um 1980
- 83 Briefe von Nikolaus Wörner in Familienbesitz
- 84 Ebenda
- 85 Vgl. Gebhart S. 30, Sterbebild und div. amtl. Unterlagen in Familienbesitz
- 86 Vgl. Unterlagen zur Toderklärung 1928 in Familienbesitz
- 87 Geburtsurkunde und div. amtl. Unterlagen in Familienbesitz
- 88 Vgl. div. amtl. Unterlagen, Zeugnisse, Ausbildungsvertrag etc. in Familienbesitz
- 89 Ebenda

- 90 Ebenda
- 91 Vgl. Gast „Man nehme wenn man habe...“
- 92 Feuchtwanger S. 14
- 93 Briefe von und an Barbara Wörner in Familienbesitz
- 94 Persönliche Erzählungen von Barbara Wörner an den Autor 1974–80
- 95 Vgl. Gast „Die Hyperinflation von 1923“
- 96 Briefe bzw. Postkarten von Barbara Wörner in Familienbesitz
- 97 Ebenda
- 98 Persönliche Erzählungen von Barbara Wörner an den Autor 1974–80
- 99 Vgl. Sterbebild in Familienbesitz
- 100 Alle Fotos und Vorlagen für Abbildungen befinden sich in Familienbesitz

Quellen und Literatur:

Adam, Alois: Murnau und dessen gesamte Umgebung, Garmisch 1899

Archiv des Bistums Augsburg: Tauf-, Trauungs- und Sterbematrikel der Pfarreien St. Nikolaus in Jachenau, St. Nikolaus in Murnau, St. Peter und Paul in Feldafing und St. Stephan in Riegsee sowie Familienbücher von Murnau, Archiv-Nr. 16 und 17 (beide 1863) und Nr. 20 (1819) und Familienbuch von Jachenau, Archiv-Nr. 10 (1873) ebenso Familienbuch von Riegsee Archiv Nr. 13 (1859)

Archiv des Erzbistums München und Freising: Tauf-, Trauungs- und Sterbematrikel der Pfarrei Mariae Himmelfahrt in Dietramszell und St. Johannes in Emmering mit St. Stephanus in Esting und Familienbuch (1678–1930) Esting, Sign. CB077-M1472 (unter Pfarrei St. Johannes in Emmering bei FFB)

Auer, Alois (Hrsg.): Murnau und dessen Umgebung, Garmisch 1999

Auskünfte von Barbara und Maria Wörner und Viktor Gast

Baumann, Simon: Geschichte des Marktes Murnau in Oberbayern, Murnau 1855

Bayerisches Kriegsarchiv (Hrsg.) Das Königl. Bay. 12. Infanterie-Regiment Prinz Arnulf, in: Erinnerungsblätter deutscher Regimenter. Bayerische Armee Bd. 60, München 1929

Deubner, Ludwig (Hrsg.): Die Stadt Weilheim im Gefüge der Straßen- und Flussbauverwaltung, in: Das tausendjährige Weilheim, München 1939

Engelbrecht, Hubert: Das Hartsteinwerk Werdenfels und der lange Köchel in Murnau-Eschenloher Moos, geoberg.de 15.9.2004

Feuchtwanger, Ludwig: Bayerische Israelitische Gemeindezeitung VI. Jahrgang, Nr. 1, München 1930

Gast, Klaus: Die Hyperinflation von 1923 und das Notgeld im Pfaffenwinkel, in: Lech-Isar-Land 2007 S. 103–124.

Gast, Klaus: Lehrer Ferdinand Fendt, in: Lech-Isar-Land 2018 S. 7–24

Gast, Klaus: Man nehme wenn man habe...“; Eine kulinarische Reise in die „Steckrübenzeit“, in Lech-Isar-Land 2014 S. 24–30

Gebhart, Johann Jakob: Staffelsee-Chronik, Murnau 1931

Gebhart, Johann Jakob: Das Römische Castell auf dem Moosberg bei Murnau-Hechendorf, in: Ammerseer Heimatblätter (= Lech-Isar-Land) 1926 S. 83–85

Geiersberger, Ingrid: Das Murnauer Moos, in: Markt Murnau am Staffelsee, Beiträge zur Geschichte Band 1 Seiten 43–46

König, Peter / Hruschka, Marion: Die Geschichte der Seidl-Villa bis zum Abriss 1972, in: Jahrbuch des Historischen Vereins Murnau (2007) S. 89–128

Nar, Johannes: Die Jachenau, Augsburg 1933

Raim Edith: „Es kommen kalte Zeiten“, München 2020

Repertorium des topographischen Atlasblattes Murnau, München 1835

Rother, Rudolf: Mein Murnau Buch, 3. Aufl. München 1966

Salmen Brigitte/Horn-Henn Adelheid: Von Haus zu Haus, Murnau 2020

Schmid, Michael: Verzeichnis der Hausbesitzer des Marktes Murnau angefangen im Jahre 1636 bis 1888 im Marktarchiv Murnau

Staatsarchiv für Oberbayern in München, AG Bände, Riegsee Bd. 1

Stoess, Max (Hrsg.): Murnau und der Staffelsee (Bayer. Hochland) Murnau 1932 Weilheimer Tagblatt vom 10./11. Sept. 1971

Sowie das amtliche „Adressbuch und Geschäfts-Anzeiger für das Bezirksamt Weilheim“, München 1934 S. 96

Herzlichen Dank für Informationen an:

Herrn Viktor Gast, Herrn Jost Gudelius, Frau Dr. Marion Hruschka, Frau Dr. Brigitte Salmen, Herrn Karl Wolf, u. a.

ANJA BEHRINGER

Ein langer dornenreicher Weg zum Calvarienberg: Der Pfarrer und die Furka

Es gibt kunstgeschichtliche Anlagen, deren tiefer kulturhistorischer Hintergrund sich erst bei genauer Kenntnis ihrer verwickelten und lang-jährigen Entstehungsgeschichte erschließt. So ein Fall ist die denkmal-geschützte Anlage von Kreuzigungsgruppe und Stationenweg auf dem Gallerberg des kleinen oberbayerischen Dorfes Feldafing am Westufer des Starnberger Sees.

Vor über 150 Jahren war der dortige Pfarrer sehr beeindruckt von den Visionen einer Nonne aus dem Münsterland. So wie sie das Leiden Christi nachempfand, wollte er einen Kreuzweg erstehen lassen. Das war die Idee, und zu ihrer Umsetzung gibt es eine lange Geschichte von Hindernissen, Unterstützungen, Rückschlägen und schließlich – nach mehr als zwanzig Jahren zähen Ringens – den Erfolg in Gestalt eines außergewöhnlichen Kalvarienberges.



Postkarte der Anlage (um 1900)

AdGF

Die Geschichte beginnt bald nach dem Amtsantritt des Pfarrers Dr. Eduard Clos in Feldafing 1859. Den „Anlaß dazu gab ihm die löbliche Sitte der Jugend, an Kommunionstagen den Calvarienberg in Posenhofen zu besuchen. Es führte aber unglücklicherweise der Hauptweg dorthin am Gasthaus 'Zum Fischmeister' vorüber, und so hatte sich eine zweite Gewohnheit gebildet, auf dem Heimweg dort einzukehren. Das war leider nicht so löblich, wenigstens auf Seiten der schul- und christenlehrpflichtigen Kinder. Denn sie übertraten dadurch am Tage der Kommunion das Wirtshausverbot, übten also Ungehorsam und vernichteten vielleicht durch Ungehörigkeiten alle Früchte der hl. Beichte und Kommunion.“ So wurde er 1929 im „Heimatbuch für Feldafing und Umgebung“ des Oberlehrers Ferdinand Kistler i. R.¹ zitiert. „Wenn man danach strebte, das Löbliche fortzuerhalten und das Gefährliche zu umgehen, so ergab sich als einfachste Lösung der Gedanke, innerhalb der Flur selbst einen Calvarienberg zu bauen, zu dem der Weg nicht an einem verlockenden Gasthaus vorüberführte.“ Gedacht – getan, und so machte sich der Herr Pfarrer auf die Suche nach einem geeigneten Ort ohne „Versuchsstation“.

„Nach vielem Umherschlendern machte er sich endlich mit einem Hügelchen vertraut, dessen vollständige Kahlheit und ungedeckte Lage ihn anfangs immer abgeschreckt hatten“, berichtet der Oberlehrer. Der Pfarrer sah zwar den Aufwand der „Zurechtrichtung“ des Terrains, aber nachdem er diesen Platz zum ungestörten Beten wie geschaffen fand, motivierte ihn noch ein zweiter Gedanke: die Anlage genau nach den Visionen der seligen Katharina Emmerich zu gestalten und „zugleich dem Volke das Bild des Heilandes so vorzuführen, wie es auf dem von der Kirche als echt verehrten Grabtuche des Heilandes zu Turin, [sowie] auf dem sogenannten Veronika-Bilde zu Rom, uns erhalten worden ist“. (Kistler)

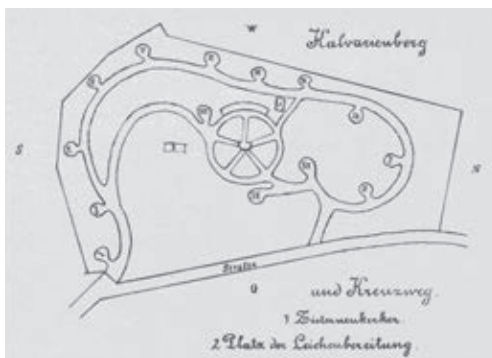
Das nach fünf Jahren Suchens für ideal befundene Hügelchen war der Gallerberg am Ortsrand Feldafings, wo ihm das Hofmarschallamt des Herzogs Max in Bayern ein Tagwerk (zirka 3300 qm) Grund überließ, nachdem er bei der Frau Herzogin um „Fürsprache bei den gestrengen Herren“ gebeten hatte. Im Frühjahr 1865 waren die im Sommer zuvor begonnenen Erdarbeiten fertig, so dass die Anlage als ein „genaues Abbild der welthistorischen Richtstätte auf Golgatha bei Jerusalem“ gestaltet werden konnte.

Anlage des Calvarienberges nach den Visionen der Katharina Emmerich

Der neue Calvarienberg sollte sich von allen bisherigen dadurch unterscheiden, dass jedermann sich die historischen Vorgänge, die sich bei der Kreuzigung abspielten, lebhaft vorzustellen vermochte. Da die Heilige Schrift darüber keine genauen Aufschlüsse gibt, stellte sich die Frage nach einer plastischen Darstellung des Kreuzhügels gemäß der historischen Wirklichkeit.

Aber da gab es das Buch eines gewissen Schriftstellers über die westfälische Nonne Anna Katharina Emmerich (1774 in Coesfeld – 1824 in Dülmen, flämisch Emmerick). Aus einer Bauernfamilie stammend, trat sie 1802 in das Augustinerinnen-Kloster Agnetenberg in Dülmen ein. Nach der Aufhebung des Klosters im Zuge der Säkularisierung 1811 führte sie zunächst den Haushalt eines Priesters, erkrankte aber bald so schwer, dass sie bettlägerig wurde. An ihrem Körper erschienen die Wundmale Christi und sie hatte mystische Visionen. Daraufhin besuchte sie der Schriftsteller häufig und zeichnete ihre Visionen auf: es war der Dichter Clemens Brentano.² Allerdings vermischte er ihre Aussagen mit eigenen Anmerkungen und dichterischen Einschüben, weshalb die Visionen der Nonne schwer einzuschätzen oder zu bewerten sind.³

So entstanden sechs Bände, die seit 150 Jahren ein Standardwerk christlicher Mystik sind. 2004 sprach Papst Johannes Paul II. Anna Katharina Emmerich selig. Sie wird von der Weltkirche als Mystikerin und stigmatisierte Seherin verehrt. Dank ihrer Visionen konnte bei Ephesus von einer Expertenkommission 1891 das Haus Mariens entdeckt werden, in dem, so die Archäologen, Maria und der Evangelist und Apostel Johannes nach der Hinrichtung und Himmelfahrt Jesu lebten. Papst Benedikt XVI. besuchte das Haus am 29. November 2006.



Clemens Brentano betitelte seine aufgezeichneten Schauungen der Seligen mit „Das bittere Leiden unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi nach den Betrachtungen der gottseligen Katharina Emmerich“. Nach diesem 1833 anonym erschienen Buch ließ Pfarrer Clos nun die Kreuzigungsgruppe auf dem Hügel gestalten.

Auch ein Kunstwerk unserer Tage ist daraus hervorgegangen: Den katholischen Schauspieler, Regisseur und Produzenten Mel Gibson veranlassten die beschriebenen unbekannten Details zum Tod Jesu, sich bei seinem Film „Die Passion Christi“ von 2004 an die Visionen der deutschen Mystikerin zu halten.⁴

Aus einem Kreuz wird eine Kreuzigungsgruppe

Nach Beendigung der Erdarbeiten für die Anlage suchte Pfarrer Clos nun einen Künstler, der das Kreuz genau nach den geforderten Bedingungen anfertigen sollte. Und die wichtigste war, die Christusfigur nach den Visionen an einem Gabelkreuz, einer sogenannten Furka, zu zeigen. Dies wollte das Bischöfliche Ordinariat in Augsburg jedoch nicht genehmigen, sondern verlangte ein traditionelles lateinisches Kreuz.



Ansicht mit dem Detail des Felsenriss bald nach Fertigstellung der Anlage (etwa 1887/88) AdGF

Zunächst ergaben sich jedoch finanzielle Schwierigkeiten bei der Suche nach einem bezahlbaren Künstler. Als er einen gefunden und beauftragt hatte, starb dieser unerwartet. So beschloss der Pfarrer, die notwendigen Mittel zunächst anzusparen, denn Unterstützung von anderer Seite wollte er nicht annehmen, „damit niemand ein vermeintliches Anrecht, ihm dreinzureden, erwerben konnte“ (Kistler S. 432).

Da er außerdem mit wichtigen Aufgaben in der Pfarrei eingespannt war, konnte er seine Idee eines Kalvarienberges erst zwanzig Jahre später wieder aufgreifen. Da hatte sich dann auch genug Geld angesammelt, um eine Kreuzigungsgruppe als Mittelpunkt des Kreuzweges zu errichten.

Nach einem Vertrag 1885 mit dem herzoglichen Hofmarschallamt zur Überlassung des Geländes gegen „eine jährliche Rekognitionsgebühr von drei Mark“ bepflanzte er die Anlage noch im Herbst des Jahres. Um den Kreuzweg zu gliedern, pflanzte an den Stellen, wo eine Station stehen sollte, je fünf bis sechs Buchen in ovaler Anordnung. Der Betplatz vor den Kreuzen auf dem Hügel wurde nach dem Vorbild von Golgatha angelegt.

Für die Gestaltung der Christusfigur wandte er sich an die Akademie der Bildenden Künste in München und den dortigen Professor im Fach Religiöse Skulptur Syrius Eberle, der seinen Schüler Hans Nachreiner empfahl. Als Vorlage dienten dem Bildhauer das Veronikabild und das Grabtuch von Turin. Auf die endgültige Modellierung der Figur hatte der Pfarrer maßgeblichen Einfluss, wie er in seinen Aufzeichnungen schrieb, konnte sich aber bei der „vollen Portraitähnlichkeit“ nach den Vorlagen beim Künstler nicht durchsetzen. Da das Modell aber so künstlerisch ausgeführt war, dass Nachreiner dafür die große silberne Medaille der Akademie verliehen wurde, übernahm es Pfarrer Clos und ließ es an die Gießerei des Kommerzienrates Max Kustermann in München liefern. Der Guss verzögerte sich dann wegen Differenzen über die Überlassung des Vervielfältigungsrechtes an Kustermann seitens des Künstlers bis zum Sommer 1887. Ende August schließlich wurden der Heiland und die beiden Schächer, die nach bereits vorhandenen Modellen gleichfalls in Zink gegossen waren, an den Maler Joseph Pfefferle in München zur Fassung übergeben.

Streit um die Kreuzform

Die beiden Schächerkreuze lagen längst in Eisen gegossen vor, „nach wirklichen Föhrenstämmen aus der Tutzinger Gegend geformt“ (Clos). Für die außergewöhnliche Form des Hauptkreuzes fehlte aber immer noch die Genehmigung des Augsburger Ordinariats, denn man hatte dort die Bedenken, „daß sie von der bisher üblichen und traditionellen Form nicht vorteilhaft abweiche; sie werde dem christlichen Volke ungewohnt erscheinen und ihm kaum zur Erbauung dienen“ (Kistler S. 434).

Weil der Pfarrer aber auf die „Anwendung der historischen Form“ bestand, lieferte er daraufhin einen „unumstößlichen Beweis aus der hl. Schrift“, in der die Apostel Petrus und Paulus „das Kreuz Jesu geradezu als jüdisches Ez und zwar an fünf Stellen“ bezeichnen. Das hebräische Ez bedeutet die altorientalische Kreuzesform als Gabel- oder Astkreuz, auch „Furka“ auf lateinisch. Schließlich kam vom Ordinariat die Anforderung einer Skizze der Figurengruppe, die ohne weitere Diskussion der Kreuzform genehmigt wurde.

Im Herbst des Jahres waren auch die Kreuze gegossen, und die Figuren wurden mit Nägeln an den Kreuzen befestigt. Sie sind „eine genaue Nachbildung jener wirklichen bei der Kreuzigung gebrauchten Nägel, die in Rom und Trier als hl. Reliquien verehrt werden“ (Kistler S. 435).

Dem Gesuch zur Genehmigung der Einweihung der Kreuzigungsgruppe wurde sofort stattgegeben, die im Jahr darauf stattfand. Pfarrer Clos trug absichtlich – wie er schreibt – keine amtliche Priesterkleidung und hielt auch keine Predigt, sondern nannte seinen Vortrag eine „Festrede“ und bemerkte ausdrücklich: „Dies ist meine Privatansicht, nicht kirchliche Lehre.“ Darin ging er auf die Gesichte der Katharina Emmerich ein, die ermöglichten, diese „lebhaft und wahrheitsgetreue Vorstellung von den Ereignissen zu erhalten, welche die Evangelisten nur in kurzen Zügen markiert haben“. Er wies auf „eine geheime mystische Beziehung“ der fünf Wege hin, die durch den Richtwall zum Kreuzhügel führen, die fünferlei Holzarten, aus denen das Kreuz zusammengesetzt war und die Situierung der drei Figuren zueinander. Auch der „Felsenriß“, der „Zisternenkerker“ und der „Platz der Leichenbereitung“ wurden nachgebaut. Entsprechendes Echo fand die Anlage in der Presse, besonders ein so schöner ausdrucksvoller Christuskopf sei ihnen noch selten vorgekommen.

Vollendung mit den Kreuzwegstationen

Nach diesem Erfolg fehlte zur Vollendung des Calvarienberges noch der Kreuzweg. Die Finanzierung war nun kein Problem mehr, denn „das bereits Geschaffene löste überall Befriedigung aus“ (Kistler S. 437). Für jede Station fand Pfarrer Clos Stifter aus dem Adel, Wirtschaftsbarone oder vermögende Bürger der Region (siehe Kasten). Für ihre Gestaltung hatte der mittlerweile zum Dekan ernannte Clos Ideen,

die der Architekt Marggraf in Pläne goss. Jede Station hat die Form einer überdimensionierten gotischen Monstranz, die auf einem zierlichen Säulenfuß ruht, mit einem kräftigen Knauf in der Mitte, der wieder auf einem achteckigen Steinsockel aufsitzt. „Der Aufbau nach oben endet mit einem schön stilisierten Kreuz, das die Kapsel für den Hauptgegenstand der Weihe und der Ablassgewinnung, das Holzkreuz, einschließt“ (Kistler S. 438). Die Modellierung und der Eisenguß erfolgten wieder in der Eisengießerei Kustermann in München.

Die Stationsbilder, so berichtet Kistler weiter, sind Reliefs aus feinstem, dauerhaftem Kalkstein. Sie wurden nach vorheriger Vereinbarung hinsichtlich der Größe des Gesamtbildes, der Zahl der Figuren für jede Station (5 bis 7) und des Zahlungsmodus von den Bildhauern Gebrüder Preckel in Stadtamhof bei Regensburg aus je einem Kalkstein gemeißelt und von dem Maler Josef Pfefferle in München farbig gefasst.

„Wie die Kreuzigungsgruppe, so verdienen auch die Stationsbilder alle Anerkennung; denn sie stellen das Eigentümliche jeder einzelnen der 14 Leidens-Situationen so bestimmt charakterisierend dar, daß in jedem Beschauer das entsprechende Gefühl des Mitleids wachgerufen wird.

In Sachen Ablassverleihung wandte sich der Herr Dekan an S. Eminenz den Kardinal Hergenröther in Rom; er bat ihn um seine vielvermögende Fürsprache beim hl. Vater, Papst Leo XIII., daß er genehmige, daß die Ablässe, welche für die Ab-



Station V der Ebeleute Schwarzmann A. Behringer

betung des gewöhnlichen Kreuzweges verliehen sind, auch beim Besuch der Stationen des Leidensweges in Feldafing, deren Bilder teilweise von den Darstellungen des gewöhnlichen Kreuzweges abweichen, gewonnen werden. Dem Geschehen wurde Folge gegeben.“

Und die Weihe fand im August 1892 statt.

Der hiesige Kreuzweg ist eine Nachahmung des Kreuzweges von Ephesus, allerdings nicht von 12 Stationen, wie sie Maria, die Mutter Jesu, sich darstellte, sondern von 14, da nur für diese Zahl die Gewinnung des Ablasses gesichert ist.

Zwar wollte Dekan Clos 15 Stationen, wurde aber vom Ordinariat dahingehend beschieden, „daß die Benediktion eines nach den Visionen der Katharina Emmerich eingerichteten Kreuzweges unzulässig ist, weil eine derartige Kreuzwegerrichtung den ganz bestimmten kirchlichen Vorschriften über die bildliche Darstellung der Kreuzwegstationen widerspricht.“ (Schreiben 4.8.1888)

Und auch jetzt gab der Dekan nicht auf und versuchte wieder seine Vorstellungen durchzusetzen. Erst als ihm vom Ordinariat auf sein Bittgesuch hin die Antwort von Rom übermittelt wurde, dass Seine Heiligkeit keine Experimente wünsche, ließ er von seinem Plan ab. Nun beschloss er, einen herkömmlichen Kreuzweg nach dem Vorbild des Kreuzweges von Pater Schmalzl in einem Kloster in Vilsbiburg zu errichten.

Der Kalvarienberg im 21. Jahrhundert

Nach dem Tode von Dekan Clos 1893 ging der Kalvarienberg in den Besitz der Kirchenverwaltung Feldafing über, „damit er beständig Aufsicht und Schutz genieße“. Für die nötigen Geldmittel dazu verfügte er in seinem letzten Willen, dass sein Nachlass versteigert und „der Erlös rentierlich angelegt werden“ musste, um mit den Zinsen die Anlage zu erhalten (Kistler S. 439).

Als 1938 dann die „NS-Deutsche Oberschule Feldafing“ (Kistler S. 440, richtig „Reichsschule der NSDAP“) als Besitzer des Grundstückes auftrat, blieben Kreuzweg und Kalvarienberg zwar erhalten und öffentlich zugänglich, aber für Unterhalt und Pflege wurde nichts getan. Erst 1960 leiteten Pfarrer und Bürgermeister eine Restaurierung ein, so dass der Kalvarienberg 1962 neu geweiht werden konnte. Der Kirche wurde

der Unterhalt in den folgenden Jahrzehnten allerdings zu teuer, weshalb der nächste Pfarrer den Pachtvertrag mit ihr kündigte. Daraufhin bildete sich 1998 die Initiative zur Erhaltung des Calvarienberges, die mit Geldern des Freistaates Bayern als Grundeigentümer und Privatspendern die Anlage originalgetreu restaurieren ließ. Jetzt aufwendiger und nachhaltiger als das Mal zuvor. Die Weihe wurde 2006 vorgenommen. Neun Jahre später löste sich die Bürgerinitiative mit Hinweis auf das Alter ihrer Mitglieder auf. Daraufhin setzte der amtierende Bürgermeister die Gemeinde in die Pflicht

Der aufgelöste Kalvarienbergverein hatte 1919 den Vorschlag, die Anlage als Trauerwald zu nutzen. Das Landesamt für Denkmalpflege in München ist davon noch nicht überzeugt, doch die Gemeinde Feldafing sieht diese Nutzung positiv und prüft deren Umsetzung.

Stifter der einzelnen Stationen:

- I Max Kustermann⁵, Eisengießerei München
- II Bürgermeister Joseph Aumüller und dessen Ehefrau Apollonia
- III Nikolaus und Kreszenz Böck, Fischersgatten
- IV Familie Strauch, Hotelbesitzer (Station IV)
- V Franz Xaver und Katharina Schwarzmann (am 40. Hochzeitstag), Rentiersehgatten aus München
- VI Veronika Ludwig von Traubing
- VII Dem Andenken des Reichsrates Joseph Anton Ritter von Maffei
- VIII Maria Firnhaber, Irma von Anzenberger
- IX Jakob Sedlmair
- X Elisabeth Biersack, (ehem.) Kandidatin der Englischen Fräulein, Pasing, Nymphenburg
- XI Gabriel und Anna Sedlmayr, Spatenbräu
- XII Kaiserin Elisabeth von Österreich
- XIII Dem Andenken seiner teuren Mutter Albert Fürst von Thurn und Taxis
- XIV Dem Andenken der Lehrersgatten Karl A. u. Katherina Clos

Quellen und Anmerkungen

- 1 Ferdinand Kistler, „Heimatbuch für Feldafing und Umgebung“, verfasst von Ferdinand Kistler, Oberlehrer i. R. und gewidmet der Gemeinde seines letzten Wirkungskreises: Feldafing“, 1929 [1938, mit Bleistift verbessert]; S. 430 – 440. Nach dem handschriftlichen, vom Autor bis 1940 fortgeführten Manuskript im Auftrag der Gemeinde Feldafing herausgegeben vom Arbeitskreis Feldafinger Chronik, Friedl-Brehm-Verlag Feldafing, Gemeinde Feldafing 2010
- 2 Clemens Brentano, Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi, 1833 anonym erschienen
- 3 <https://katholische.info/2013/06/24/prophezeiung>
- 4 ebd.
- 5 zu Max Kustermann siehe „Lech-Isar-Land Heimatkundliches Jahrbuch 2017“ S.73 ff.

Mein herzlicher Dank für ihre Hilfe gebührt Frau Martina Graefe, Archivarin der Gemeinde Feldafing (AdGF).

Geschichte der Präparandenschule Landsberg am Lech 1866 bis zur Auflösung 1923

Die vorbereitende Stufe der Lehrerausbildung

Die Existenz der Präparandenschule Landsberg und auch ihre genaue Aufgabe ist in der Landsberger Öffentlichkeit wenig bekannt. Sie war aber von 1866 bis 1923 eine wichtige weiterführende Schule in Landsberg, die im 19. Jahrhundert den Anfang der „Schulstadt Landsberg“ machte und von Schülern, die Lehrer werden wollten, aus vielen Teilen Bayerns besucht wurde.



*Die Präparandenschule Landsberg,
Gebäude von Karl Jäger 1904,
aus: Jahresbericht 1912/13, Sammlung
Historischer Verein Landsberg am Lech*

Präparandenschulen in Bayern

Seit der Reform der Lehrerausbildung in Bayern¹ durch das königliche „Normativ über die Bildung der Schullehrer im Königreiche Bayern“ von 1866 bestand die Lehrerbildung aus drei Stufen². Die Verordnung legte drei Zeiträume fest:

„1.den Zeitraum der vorbereitenden Bildung in der Präparandenschule 2. den Zeitraum der Ausbildung im Schullehrerseminar 3. den Zeitraum der praktischen und der Fortbildung nach dem Austritt aus dem Lehrerseminar.“³

Zukünftige Lehrer besuchten also nach Absolvieren der siebenklassigen Volksschule zunächst drei Jahre eine Präparandenschule (d.h. eine Vorbereitungsschule für die Lehrerausbildung) und absolvierten danach eine zwei-, später dreijährige Ausbildung an einem Lehrerseminar. Die dritte Stufe war dann die pädagogische und praktische Ausbildung der

Anwärter an Schulen vor Ort als „Schuldienstexpectanten“, die mit der Anstellungsprüfung endete.

So wurden durch das Normativ von 1866 35 konfessionell getrennte Präparandenschulen in Bayern (mit der Rheinpfalz) gegründet. Für die anschließende Ausbildung waren in Oberbayern die Lehrerseminare in Freising und zusätzlich seit 1910 in Pasing bei München zuständig, in Schwaben in Lauingen. Weibliche Lehrkräfte wurden in Bayern im 19. Jahrhundert hauptsächlich privat und in klösterlichen Instituten ausgebildet. Für die Aufnahmeprüfung für die drei staatlichen Lehrerinnenseminare z.B. das paritätische Kreislehrerinnen-Seminar in München mussten Mädchen zur Vorbereitung meist privat Unterricht nehmen.

Die Präparandenschule Landsberg

Der weitblickende Bürgermeister Johann Georg Arnold bewarb sich für die Stadt Landsberg bei der Regierung als Standort für eine der neu eingeführten Präparandenschulen⁴. Landsberg erhielt den Zuschlag und man errichtete die Schule 1866 in freien Räumen des früheren Jesuitennoviziats, dem sogenannten Malteser-Neubau. In Oberbayern gab es nur zwei weitere Präparandenschulen, in Freising und Rosenheim; in Schwaben in Marktoberdorf und Mindelheim, daneben noch in Lauingen und Wallerstein (bis 1883, danach in Nördlingen). So hatte die Landsberger Präparandenschule ein großes Einzugsgebiet, also auch das südwest-oberbayerische Gebiet zwischen Lech und Isar. Sicher spielte bei der Standortwahl auch eine Rolle, dass ein Bahnanschluss für Landsberg schon geplant war, der dann 1872/73 realisiert wurde.

Wichtige Quellen für die Geschichte der Präparandenschule Landsberg bilden die jährlich am Schuljahresende erschienenen Jahresberichte, die die Schüler, Lehrer, die Unterrichtsfächer und wichtige Ereignisse verzeichnen. Es konnten die Jahresberichte von 1875/76 bis 1922/23 ausgewertet werden⁵. Daneben gibt es im Stadtarchiv Landsberg einen größeren Aktenbestand unter anderem zur Errichtung 1866, zum laufenden Unterhalt, zum Neubau 1904 und zur Auflösung 1923.⁶

Die Schulgebäude

Bei der Errichtung bezog die Königliche Präparandenschule in Landsberg 1866 den ersten Stock des Jesuitennoviziats, des sogenannten

Malteser-Neubaus⁷, dem Nord-Ostflügel des ehemaligen Jesuitenkollegs am oberen Hof. „Dieser Malteser-Neubau [...] stand von 1822 bis 1866 außer Benützung und war dem Verfall nahe. Die bauliche Instandsetzung für die Kgl. Präparandenschule erforderte einen Geldaufwand von rund 8000 fl. = 13714 M.“⁸ Die Stadt vermietete die Räumlichkeiten an die Königliche Kreisregierung⁹, die für das Schulwesen zuständig war. Seit 1873 war dann im selben Gebäude auch die Kreiswinterschule und seit 1878 die Königliche Kreisackerbauschule untergebracht. Die im selben Jahr im früheren Jesuitengymnasium eröffnete Königliche Realschule vervollständigte dann die Bildungsanstalten auf dem gern so bezeichneten „Berg der Bildung“¹⁰. 40 Jahre war die Heimstatt der Präparandenschule der erste Stock des Gebäudes, das auch die „Ackerbauschule“ beherbergte, an der Malteserstraße.

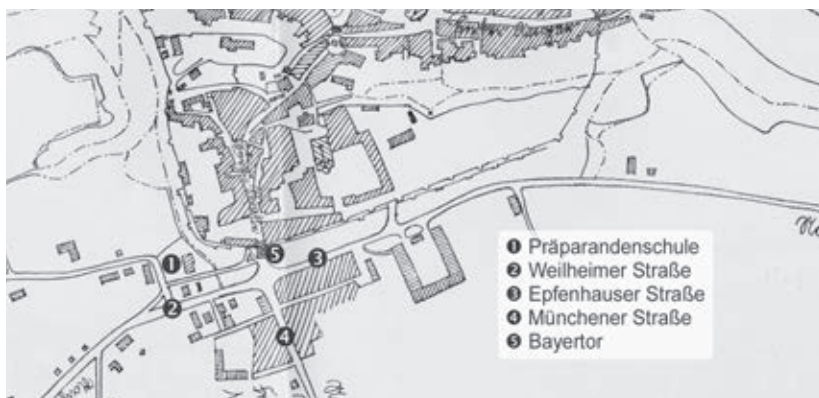


*Die Schule im ehem. Jesuitenkolleg, Ansichtskarte um 1890/1900,
Sammlung Historischer Verein Landsberg*

Der räumliche Umfang wird so beschrieben: „Außer einer geräumigen Dienstwohnung für den Hauptlehrer, waren 8 Lokale vorgesehen, nämlich 3 Lehr-, 3 Musikübungs-, 1 Beratungs- und 1 Lehrmittelszimmer. Auf der nördlichen Seite befand sich ein von Kastanien beschatteter Turn- und Spielplatz.“¹¹

Wegen gestiegenen Raumbedarfs für die landwirtschaftlichen Lehranstalten, sollte dann nach ungefähr 30 Jahren ein eigenes Schulgebäude für die Präparandenschule errichtet werden¹². Die Planungen begannen 1896 und dauerten bis 1902. Bauzeit war 1903/04. Der Architekt war der gleiche wie beim Mädchenschulhaus und Realschulpensionat, Karl Jäger¹³. Der endgültige Standort wurde westlich neben dem königlichen

chen Forstamt im sogenannten Oberförstergarten auf einem städtischen Grundstück bestimmt. Die heutige städtebauliche Situation mit der eindrucksvollen Ansicht über der Neuen Bergstraße entspricht aber nicht der bauzeitlichen, da die Neue Bergstraße ja erst 1935/36 angelegt und im Februar 1937 eingeweiht wurde. Entgegen der heutigen Erschließung über die Pössinger Straße, lag der frühere Zugang an der Nordseite, noch ablesbar an der Eingangsloggia mit Mittelsäule. Dieser war vom Bayer- tor und der Kreuzung der Münchner Straße her über Stufen erreichbar. Zwischen Schule und staatlichem Forstamt erschloss die Schule auch ein schmaler Weg Richtung Pössinger Straße.



*Die Lage vor dem Bau der Neuen Bergstraße;
Ausschnitt aus Stadtplan 1933, Slg. Fees-Buchecker*



*Der Neubau der Präparandenschule
1904 von Karl Jäger,
aus: Süddeutsche Bauzeitung, 1908,
Nr. 1, Slg. Fees-Buchecker*

An das eigentliche Schulhaus mit zwei Schulsälen im Erdgeschoß und einem Schulsaal, Amtszimmer und Konferenzzimmer im ersten Obergeschoß, einem Musiksaal und drei Musizierzimmern im Dachgeschoß wurde östlich eine Wohnung für den Hauptlehrer angeschlossen.

Genau wie bei den gleichzeitig errichteten anderen beiden Schulgebäuden kamen bei der Präparandenschule im sogenannten



Grundriss des EG
aus: Süddeutsche Bauzeitung, 1908, Nr. 1, Slg. Fees-Buchecker

Heimat(schutz)stil mit Jugendstileinflüssen dabei neue Baugedanken, wie durchlichtete helle Räume und asymmetrische, lebendig gestaffelte Grundrisse und Baukörper zur Anwendung¹⁴. Der Ost- und Westgiebel des Hauptgebäudes sollte mit seinen Zinnen an das mittelalterliche Stadtbild erinnern. Im Herbst 1904 konnte man den schönen Neubau an der Weilheimer Straße beziehen. Die feierliche Einweihung im neuen Musiksaal fand am 23.11.1904 statt. Bauherrin des 66.000 Mark teuren Gebäudes war die Stadt, die es dann an den Staat vermietete.



Die Hauptlehrerwohnung,
aus: Süddeutsche Bauzeitung, 1908,
Nr. 1, Slg. Fees-Buchecker

Schülerzahl, Unterricht und Unterrichtsfächer

Die Schule war nicht groß, sie war nur dreiklassig (1., 2. und 3. Kurs). Dorfschulen in Bayern waren bis ins 20. Jahrhundert oft nur einzügig und wurden von einem einzigen Schullehrer unterrichtet, so dass auch nicht so viele zukünftige Lehrer ausgebildet wurden. Die allermeisten Schüler kamen von der Volksschule, einige wenige pro Schuljahr



*Der Westgiebel,
aus: Süddeutsche Bauzeitung, 1908,
Nr. 1, Slg. Fees-Buchecker*

traten von einer Realschule oder von einem Gymnasium über. Bedingung für die Aufnahme war das Bestehen einer Aufnahmeprüfung und einer sechs- bis achtwöchigen Probezeit.

Die Präparandenschüler wurden in Deutsch (6 Wochenstunden), Rechnen (4), kath. Religionslehre (3), Naturgeschichte (2), Erdkunde (2), Geschichte (2) daneben noch in Schönschreiben (2), Turnen (2), Anstandslehre (1), Violine (2), Klavier (2), Orgel (2. u. 3. Kurs (2)), Harmonielehre (1), Gesang (2) unterrichtet. Obere Stundeneinteilung zeigt den Stand 1888/89. 1911/12 war die Stundenverteilung fast gleich, nur kam dazu statt Anstandslehre Turnspiel (1), Stenographie für die 2.u.3.

Klasse, (2), Chorgesang (1). Schönschreiben wurde auf nur noch eine Stunde reduziert. Für den 2. Kurs gab es auch 1910/11 auch Orchesterunterricht. Insgesamt umfasste der Stundenplan 1888/89 33 1910/11 32 Wochenstunden¹⁵. Es sollte eine breite Grundlage für die späteren Unterrichtsfächer an der Volksschule gelegt werden. Im 19. und zum Teil bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts war es immer Aufgabe der Lehrer auf dem Land als Chorregent die Kirchenchöre zu leiten und als Organisten zu wirken, darum mussten die Präparandenschüler musikalisch sein und erhielten breiten praktischen Unterricht in den Fächern Orgel, Klavier, Geige, Chorgesang, Harmonielehre und Gesang¹⁶. Dazu kam ab 1912/13 aufgrund einer Lehrplanänderung Französischunterricht als Wahlfach, den meist Realschullehrer hielten¹⁷.

In Naturgeschichte, Erdkunde und Geschichte stand neben der allgemeinen Lehre auch die einheimische Tier- und Pflanzenwelt, bzw. die heimatliche Geschichte und Geographie im Fokus, die auch bei vielen Exkursionen und Spaziergängen sowohl in der Stadt Landsberg als auch in der Umgebung, erkundet wurden. Die schriftliche Präparanden-Schluß-Prüfung wurde an zwei Tagen von 8 bis 5 Uhr in den Fä-

chern Aufsatz, Religionslehre, Harmonielehre, Rechnen und Zeichnen abgelegt¹⁸. Außerdem fand ungefähr zwei Wochen danach noch eine mündliche Prüfung statt.

Die Lehrer

Die drei Klassen (erster, zweiter und dritter Kurs) unterrichteten bis 1878 drei, ab 1878 vier Präparandenlehrer und ein Landsberger Geistlicher als Religionslehrer. Die königlichen Präparandenlehrer waren je nach Laufbahn Hauptlehrer oder Oberlehrer (so der Schulleiter), Präparandenlehrer, (seit 1902/03 auch Seminarlehrer), Präparandenhilfslehrer oder Aushilfslehrer und waren selbst an Lehrerseminaren ausgebildet worden, besuchten aber zum Teil Weiterbildungskurse. Sie wurden öfters laufbahngemäß versetzt, übernahmen oft an anderen Präparandenschulen die Haupt/Oberlehrer- bzw. Anstaltsvorstandstelle oder wechselten als Lehrer an die Lehrerseminare. Ab ca. 1910 wurden neuberufene Präparandenlehrer z.T. für Hochschulstudien beurlaubt¹⁹. Dies geschah wohl im Hinblick auf die geplante Vereinigung von Präparandenschulen mit den Lehrerseminaren zu Lehrerbildungsanstalten, da die dortigen Lehrer eine höhere Ausbildung vorweisen sollten. Ab dem gleichen Zeitpunkt spezialisierten sich die Präparandenlehrer als Fachlehrer und legten dafür Lehramtsprüfungen ab²⁰. Ab ungefähr 1917 führten einige Lehrer den Titel Seminar(ober-) -lehrer, andere weitere Präparandenlehrer²¹, Schulleiter Konrad Schmid ab 1921 den Titel Studiendirektor.

Die Präparandenlehrer zeichneten sich auch zum Teil wie die Professoren der Realschule durch vielfältiges historisches, künstlerisches bzw. schriftstellerisches Wirken in der Stadtgesellschaft Landbergs aus. Cornel Schmitt²² verfasste das Ruethenfestspiel „Der Jungfernsprung“ und für Zeitschriften Beschreibungen der Stadt. Er komponierte aber auch, z.B. für das Cäcilienkonzert der Liedertafel 1903 „Friedolf“, eine Romanze für Tenor und Klavier²³, 1904 die „Orchester-Piece“ Elfentanz, oder 1906 einen Festgesang zur 100-Jahrfeier der Erhebung Bayerns zum Königreich und weitere Werke. Auch andere Lehrer komponierten wie Joseph Dinges, von dem ein „Frühlingslied“ für vierstimmigen gemischten Chor²⁴, ein „Ruethenfest-Marsch“ und „Stille Nacht, heilige Nacht“ bekannt sind²⁵. Die Präparandenlehrer für Gesang und

Instrumentalmusik gaben in Personalunion auch Unterricht in diesen Fächern an der Realschule²⁶. Präparandenlehrer Konrad Schmid wirkte als Vereinsdirigent der „Landsberger Liedertafel“, Otto Kaufmann „war die Seele des Landsberger Stenographenvereins“²⁷ und trat auch als Verfasser von Huldigungs- und Gratulationsgedichten oder feierlichen Prologen in der Öffentlichkeit in Erscheinung. 1911 bis 1915 trug der Dichter und Religionslehrer Peter Dörfler literarische Werke zu öffentlichen Feiern bei. Joseph Dinges fertigte neben Geländemodellen für den Unterricht auch Gips- bzw. Holzmodelle für Museen und andere öffentliche Einrichtungen²⁸.

Auch die botanischen Kenntnisse der Lehrer kamen der Stadt zugute, wie bei der Anlage von Schulgärten, Vorträgen oder Veröffentlichungen. So erschienen die Aufsätze „Wirkungen des Lichtes auf die Vegetation“ von Sebastian Ostermayer im Jahresbericht 1879/80²⁹ und „Die Phanerogamen der Lechfeldheide“³⁰ von Konrad Schmid im Jahresbericht 1888/89. Cornel Schmitt legte beim Neubau an der Pössinger Straße einen botanischen Garten, „nach Gesichtspunkten der Pflanzenbiologie“ an, den Robert Röhl, Franz Xaver Falkner und Josef Dinges nach Schmitts Weggang an die Präparandenschule Lohr am Main mit viel Einsatz weiterpfligten³¹.

Die Schulvorstandschafft bestand aus dem Königlichen Präparandenschulinspektor und dem eigentlichen Schulvorstand, dem leitenden Haupt-/Oberlehrer. Anstaltsleiter als Präparandenhaupt-, bzw. Oberlehrer waren: Dr. August Kittel (1866–1868), Joseph Mayer (1868–1870)³²; Albert Miller (1871–1876), Friedrich Schul (1876–1882), Eduard Strobl (1882–1911) und Konrad Schmid (1911–1922). Der erste kgl. Präparandenschulinspektor war Friedrich Schreiber, Kgl. geistl. Rat und Pfarrer in Penzing 1866–1870, der später Erzbischof von Bamberg wurde, der zweite Rupert Kummer, Pfarrer von Spötting 1870–1877. Unter Haupt-/Oberlehrer Friedrich Schul und Eduard Strobl waren dann die Funktionen in einer Hand, bei Konrad Schmid übte Stadtpfarrer Georg Hellmair die Funktion des Kgl. Inspektors aus (bis 1918). Religionslehrer waren meist Stadtkapläne, Benefiziaten oder die Spitalpfarrer (Pfarrvikare), seltener die katholischen Stadtpfarrer von Mariä Himmelfahrt, anfangs öfter die Pfarrer von Spötting (als Vorläufer der Pfarrei St. Katharina).

Die Präparandenschule und das Musik- und öffentliche Leben der Stadt Landsberg

Da der Musikunterricht einen sehr großen Stellenwert für die Ausbildung hatte, waren die Schüler am Musikleben der Stadt beteiligt³³. Sie gestalteten die Kirchenmusik in ihrer Studienkirche, der Hl.-Kreuz-Kirche, mit. „Die Schüler [...] besuchten an jedem Dienstag und Donnerstag, außerdem an den Sonn- und Feiertagen den Schulgottesdienst in der Malteserkirche. An Donnerstagen wurde Volksgesang gepflegt, an Feiertagen kamen (gewöhnlich einmal im Monat) mehrstimmige Messen unter Leitung des Herrn Gesangslehrers Schneider in mustergültiger Weise zum Vortrag. Den Organistendienst besorgten hiebei die Schüler des 3. Kurses.“³⁴ 1893/94 besuchten die Schüler auch an Samstagen den Gottesdienst und „sangen Choral“³⁵. Beim Trauergottesdienst für Prinzregent Luitpold am 19.12. 1912 „sangen die Präparanden das Requiem in Es von Ett.“³⁶ Der Chor und das Streichorchester kamen auch bei Schulfeiern, sowie bei weiteren Feiern in der Stadt zum Einsatz. Es kam auch immer wieder zu Zusammenarbeit mit der „Liedertafel“.³⁷ Entweder wurden die Schüler zu deren Konzerten eingeladen oder es gab gemeinsame Auftritte, wie z.B. 1881/82 unter Leitung des Präparandenlehrers Karl Högg, wo sämtliche Zöglinge bei einer Aufführung von Haydns Schöpfung mitsangen³⁸. Bei der feierlichen Orgelweihe der neuen Steinmayer-Orgel in der Stadtpfarrkirche am 18.10.1894 traten die Präparandenschüler mit zwei Gesangsstücken auf³⁹.

Auch bei vielen Feiern zu besonderen Anlässen, wie Herrschergeburtstagen und runden „vaterländische“ Jubiläen, oder Besuchen des Landesfürsten, wirkten die Schüler musikalisch mit. Zum Teil waren es interne Schulfeiern, wie feierliche Schulschlussfeier mit musikalischem Programm, bei denen aber neben geladenen Gästen wohl die Eltern und Herbergseltern teilnehmen konnten, zum Teil öffentliche Feiern.



Programm des Schlusskonzerts 1878, aus: Jahresbericht 1877/78, StadtALL

Lebensumstände der Präparandenschüler

Präparandenschüler waren zwischen 13 und 16 Jahren alt und meist zum ersten Mal von zu Hause weg. Sie wohnten, wie es das Normativ von 1866 festlegte⁴⁰, privat in Landsberger Haushalten als Pensionsschüler, wo sie sicher nicht zu üppig versorgt wurden und sicher auch von Heimweh geplagt wurden. „Die Schüler wohnen außerhalb der Anstalt (extern). Nichteinheimische Schüler dürfen ihre Wohnung nur mit Genehmigung des Schulvorstandes wählen.“⁴¹ Es war anfangs Aufgabe aller Lehrer, später des Schulleiters und des Pedells⁴², die Schüler bei den Herbergseltern zu besuchen und das religiös-sittliche Verhalten in ihren Wohnungen zu überwachen. Auch in ihren Unterkünften mussten die Schüler die Hausordnung einhalten. Disziplin stand im Vordergrund, freie Stunden sollten sinnvoll unter Aufsicht genutzt werden. Gottesdienstbesuch war anfangs täglich Pflicht⁴³, was sich dann allmählich lockerte. Später war Dienstag, Donnerstag und an Sonn- und Feiertagen Messpflicht, nach der Revolution 1918/19 im Schuljahr 1919/20 nur noch an einem Wochentag und an Sonn- und Feiertagen⁴⁴. Freizeit gab es nur wenig. „Sie hatten außer der vorgeschriebenen Turnspielzeit an Schulschulnachmittagen eine, an Samstagsnachmittag zwei, an Sonn- und Feiertagen vier Stunden frei.“⁴⁵ Seit dem Neubau 1904 gab es gemeinsam mit den anderen Schulen ein Schulturn- und Spielfest.

Wegen „Dürftigkeit“ konnten „unbemittelten, würdigen“ Schülern Stipendien bewilligt werden. Viele Schüler waren wohl bedürftig, 1889/90 erhielten von 46 Schülern 42, 1917/18 27 von 43 Zöglingen ein Stipendium. „Die freien Stunden des Nachmittags wurden bei guter Witterung in der Weise ausgenützt, dass den Schülern unter Aufsicht Gelegenheit zu ausgiebiger körperlichen Bewegungen gegeben wurde. Im Winter vergnügten sie sich auf dem Eise oder auf der Rodelbahn, im Sommer auf dem Spielplatze. [...] Lechbäder sorgten an heißen Tagen für die nötige Frische. Sommerwanderungen durch Wald und Flur galten auch zur Erweiterung botanischer Kenntnisse.“⁴⁶

1912/13 waren die Schüler „gehalten, in ihren freien Stunden sich im botanischen Garten zu betätigen. Es wurden die Wege beküest, die Beete mit Humus verbessert, Tuffsteine zur Randeinfassung herangeschafft, die Pflanzen mit Emailschildern kenntlich gemacht. [Der Lehrer] nutzte den Schulgarten beim botanischen Unterrichte in vorteilhafter Weise aus.“⁴⁷

Jedes Jahr führte ein Schulausflug mit Einkehr in einer Gaststätte zu sehenswerten Orten in der näheren und weiteren Umgebung. Im Februar 1908 fand zum ersten Mal eine Fastnachts-Unterhaltung mit musikalischen und literarischen Einlagen, unter anderem Karnevals-Kompositionen von Cornel Schmitt, statt. Allerdings wurden nur wenig weitere im Februar 1913, im Februar 1914 beim Pflerschbräu und im Fasching 1920 veranstaltet⁴⁸.

Zur Freizeitgestaltung und Unterhaltung gab es mehrmals im Jahr Gelegenheit zu Theater- oder Konzertbesuchen. Vortragsabende wurden teilweise in der Schule veranstaltet, teilweise gemeinsam mit der Ackerbau- oder der Realschule in deren Räumen. Für vaterländische und militärische Begeisterung sollten in den späteren Jahren Vorträge beim Flottenverein, der in Landsberg bestand, sowie der Beitritt fast aller Zöglinge 1912 zum neugegründeten hiesigen Wehrkraftverein als dritte Gruppe sorgen. Dabei wurden unter Führungen eines Leutnants oder Fähnrichs der Garnison „an Sonntagen nachmittags Wanderungen und Uebungen, wobei jede Ueberanstrengung vermieden wurde“, unternommen.⁴⁹ Auch während des 1. Weltkrieges wurden die Wehrkraftwanderungen fortgesetzt⁵⁰. Lektüre für ihre freien Stunden in ihren Wohnungen konnten die Schüler aus der reichhaltigen Schülerbibliothek mit ungefähr 700 Büchern ausleihen⁵¹.



*Jahresbericht 1912/13,
Hist. Verein Landsberg*

Einzugsbereich und soziale Herkunft der Schüler

Der Einzugsbereich umfasste vor allem das westliche Oberbayern, die Stadt Landsberg und die Stadt München. 1911/12 kamen von 72 Schülern

30 aus München, 12 aus der Stadt und dem Bezirksamt Landsberg. Und 1912/13, um nur zwei Jahrgänge auszuwerten, kamen von 57 Schülern 26 aus München, 10 aus der Stadt und dem Bezirksamt Landsberg

Zwei zufällige Jahresberichte schlüsseln die soziale Herkunft der Schüler so auf⁵²:

	1911/12:	1912/13:
Söhne von Gewerbetreibenden	37 (47 %)	28 (49 %)
Söhne von Beamten und Bediensteten	21 (26 ½ %)	14 (25 %)
Söhne von Volksschullehrern	19 (24 %)	12 (21 %)
Söhne von Ökonomen	2 (2 ½ %)	3 (5%)

So kann nicht unbedingt bestätigt werden, dass Volksschullehrer der klassische Aufsteigerberuf der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts gewesen ist. Die Stellung der Schullehrer allgemein hatte sich im Gegensatz zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wo Lehrer sehr gering besoldet wurden und oft eine Nebenerwerbslandwirtschaft führen mussten, deutlich gebessert. Die Väter einer Hälfte der Schüler waren ja halb selber Lehrer, halb Beamte und Bedienstete. Schaut man sich aber die Berufe in der Schülerliste einzeln an, sind unter „Beamte und Bedienstete“ oft Stationsdiener, Waldwärter, Aufseher oder Hausmeister, und unter den Gewerbetreibenden hauptsächlich eher einfachere Handwerker bzw. auch Industriehandwerker vertreten, sodass mit aller Vorsicht sicher für 60 bis 70 % der Schüler das Erreichen der Stellung eines Lehrers einen sozialen Aufstieg bedeutete.

Einige bekannte Schüler

Eine prosopographische Untersuchung aller Schüler der Anstalt war natürlich in diesem Rahmen nicht möglich, doch lassen sich einige spätere Lehrer in Landsberg und im Bezirk bzw. Landkreis als Landsberger Präparandenschüler nachweisen. So Eduard Pflanz, Schuhmacherssohn aus Landsberg 1880–1883, Karl Spöttel 1890–92, Georg Breu 1895–97, Josef Peslmüller 1907–1910, Sebastian Wolf 1909–11. Der später als Komponist, Generalmusikdirektor des Gürzenich-Orchesters in Köln und Professor für Musik bekannt gewordene Eugen Papst war von 1899 bis 1903 Präparand in Landsberg⁵³.

Die Zeit des ersten Weltkriegs

Der erste Weltkrieg wirkte sich natürlich auch auf den Schulbetrieb aus. Viele Lehrer wurden Soldaten, manche meldeten sich freiwillig, einige fielen im Krieg. 1914/15 befanden sich außer dem Schulvorstand Konrad Schmid alle drei weiteren festen Präparandenlehrer im Feld⁵⁴. Ihre Stellen wurden durch Aushilfslehrer ersetzt und auch Lehrer der königlichen Realschule wurden als Aushilfslehrer herangezogen, wie der Reallehrer Joseph Johann Schober⁵⁵ bis Juni 1918. „Am 19. Dezember [1914] veranstaltete die Schule zu Zwecken der Kriegsfürsorge ein Wohltätigkeitskonzert im Zederbräusaale.“⁵⁶

Die Jahresberichte thematisierten den Krieg, brachten Durchhalteprüche, listeten die gefallenen, verwundeten und mit Orden ausgezeichneten ehem. Absolventen der Schule auf und riefen zu Opfergaben auf. „Als Pflanzstätte staatsbürgerlicher Erziehung versäumt die Schule nicht, den Krieg mit seinen Erscheinungen und Folgen für das Volksleben den Zöglingen in greifbare Nähe zu rücken. Sie sollten Opferwilligkeit lernen – gar mancher gab auch sein Scherflein zu Zwecken der Kriegsfürsorge – und sich erbauen an der Vaterlandsliebe und dem Opfermut unserer Soldaten, sich überzeugen, daß Einigkeit stark macht und ein durch die Kultur gehobenes tapferes Volk imstande ist, den stärksten Gegner zu bezwingen. Sie wurden mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß sie als zukünftige Lehrer Kulturpioniere sein müssen, die getreulich mitwirken an der Erstarkung unseres Vaterlandes.“⁵⁷

Vaterländische Feiern, wie Siegesfeiern, z.B. für Siege Hindenburgs im Osten 1914 vermehrten sich beträchtlich. 1918 wurden am 21. Mai fünf Schüler zum landwirtschaftlichen Hilfsdienst an die Wirtschaftsstelle Donauwörth abgestellt und zwei zu Erntearbeiten von den Eltern angefordert⁵⁸. „Die Schüler sollten auch im 4. Kriegsjahr die großen Zeitereignisse miterleben. [...] die Waffenerfolge auf dem südlichen Kriegsschauplatz, der Friede mit Rußland, boten Gelegenheit die vaterländischen Gefühle der Schüler anzuregen; diese wurden unter Hinweis auf die heldenmütige Ausdauer unserer Kämpfer angehalten, auch ihrerseits die Entbehrungen willig zu ertragen und dem bedrängten Vaterlande Dienste zu leisten, vor allem durch freiwillige Sammlungen (Obstkerne, Kaffeesatz, Brennesseln, durch Beiträge zur Ludendorffspende). Die vom Berichterstatter [dem Schulleiter] mit Hilfe der Zög-

linge vorgenommene Altpapiersammlung hatte ein gutes Ergebnis; [...] über 20 Zentner. Der Erlös hierfür wurde zu Zwecken der Kriegsfürsorge verwendet. – Die Schüler zeichneten zur [4. bis 8.] Kriegsanleihe [insgesamt 6.137] Mk“.⁵⁹

Die Schülerzahlen stagnierten zwischen 1913/14 bis 1918/19 bei 41 bis 43⁶⁰.

Das Ende der Präparandenschule zum 22. März 1923

Seit 1911 wurde in Bayern geplant, die Präparandenschulen in die Lehrerbildungsanstalten zu integrieren. Dies war mit der Revolution 1918 noch nicht abgeschlossen⁶¹. 1924 wurden die Präparandenschulen dann endgültig alle aufgehoben, in die Lehrerbildungsanstalten integriert und bildeten deren Unterklassen. Die Präparandenschule Landsberg musste jedoch schon zum 22. März 1923 schließen⁶².

Ein erster Ministerialbeschluss wollte die Schule sogar schon im März 1922 aufheben⁶³. Dagegen wandte sich die Stadt und es folgte ein längerer Schriftwechsel und Diskussion in der Öffentlichkeit. „Als Begründung für die Auflassung wird im Oberbayerischen Generalanzeiger nicht die Lehrerbildungsreform als Grund angeführt, über diese



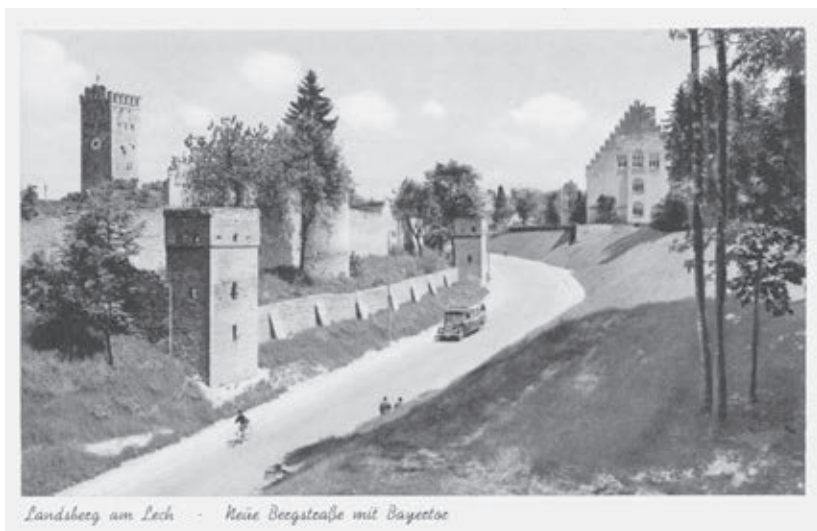
*Der letzte Präparandenschulvorstand
Studiendirektor Konrad Schmid, aus:
Jahresbericht 1915/16, StadtALL
Feldigl 2485*

sei „noch gar nicht entschieden“, sondern die geringe Frequenz von derzeit 19 Schülern (21.03.1922)“.⁶⁴ Ein Ministerialerlass vom 30. Mai 1919 hatte aber schon die Einschränkung der Schülerzahl angeordnet⁶⁵. Da die Vereinigung von Präparandenschulen und Lehrerseminaren zu Lehrerbildungsanstalten ein bayernweiter Vorgang war, konnte die Stadt Landsberg aber kein Fortbestehen erreichen.⁶⁶

Schulleiter Konrad Schmid notiert im letzten Jahresbericht 1922/23: „Durch Min.E. vom 26. Jan wurde mit Schluß⁶⁷ des laufenden Schuljahres die hiesige Schule

nebst 11 Schwesternanstalten aufgehoben. [...] Die Schüler hatten in die Lehrerbildungsanstalt Freising überzutreten. Mehreren Zöglingen jedoch wurde auf Ansuchen der Übertritt in die Lehrerbildungsanstalt Pasing ministeriell genehmigt. Am 21. März hielten Real- und Präparandenschule eine gemeinsame Schulschlußfeier im Stadttheater ab, die von der hiesigen Einwohnerschaft sehr gut besucht wurde. Landsberg am 22. März 1923, Kd. Schmid.“

Die Aufgabe der Präparandenschule Landsberg übernahmen die Lehrerbildungsanstalten in Freising und der damaligen selbständigen Stadt Pasing (später München-Pasing). Dort bildeten die Präparanden die drei Unterklassen; die Seminaristen die Oberklassen. In die Schule in Landsberg zog im Mai 1924 die städtische „Berufsfortbildungsschule für Buben und Mädchen“ (Gewerbeschule/Berufsschule)⁶⁸ ein und hatte dort bis um 1970 ihren Sitz. Seit 1979 befand sich in der ehemaligen Präparandenschule mit gründlicher Sanierung und Um- und Anbau 1988–1991 die „Grundschule an der Weilheimer Straße“. Heute ist sie ein Teil der Grundschule am Spitalplatz, Standort Pössinger Straße. Das Gebäude erinnert noch an die 55-jährige Geschichte der Präparandenschule Landsberg.



***Die ehem. Präparandenschule als Berufsschule nach dem Bau der
Neuen Bergstraße 1936 von Westen, Ansichtskarte, Slg. Fees-Buchecker***

Anhang:

Präparandenlehrer in Landsberg (ohne Dienstgrad bzw. Laufbahnbez.)⁶⁹

Michael Anton Buchner (1892–1897); Max Crusilla⁷⁰ (1913–1915); Johann Durmayer (1872–1878); Joseph Dinges⁷¹ (1915–1923); Eduard Eberhardt⁷² (1911–1923); Franz Xaver Falkner⁷³ (1909–1914); Hermann Feistle (1878–1884); Albert Findel (1866–1869); Ludwig Gresbeck (1869–1872); Karl Högg (1879–1892); Otto Kaufmann (1880–1910); Dr. August Kittel (1866–1868); Johann Lang (1897–1902); Josef Mayer (1868–1870); Albert Miller (1871–1876); Robert Röhl (1907–1913); Sebastian Ostermayr⁷⁴ (1869–1880); Cornel⁷⁵ Schmitt (1902–1909); Josef Schneider⁷⁶ (1910–1923); Franz Schaeble (1917–1923); Konrad Schmid (1884–1907) und ab (1911–1923)⁷⁷; Jakob Schmitter (1866–1869); Friedrich Schul (1876–1882); Eduard Strobl (1882–1911); Michael Zenk⁷⁸ (1909–1911)

Kurzzeitige Aushilfslehrer:

Josef Greinwald, Knabenlehrer und Albrecht Kürzinger, Stadthürmer, Aushilfslehrer für die Musik 1875–1878

weitere: Georg Wagner (1892/93); Franz Brunner (1914/15); Alois Ott (1918); Ludwig Wagner (1909/10); Georg Weighart (1911/12); Alois Hochhäusler (1910/11); Mathäus Prechtel (1915); Karl Gerstmaier (1918/19); Joseph Thomas Auer (1919/20).

Religionslehrer:

Ruppert Kummer, Pfarrer von Spötting (1866–1877); Franz Xaver Waibl, Pfarrer von Spötting (1877–1881); Joseph Brell, Benefiziat (1882–1889); Martin Kolmsperger, Kaplan (1889–1890); Joseph Kolmsperger, Kaplan (1890–1891); Georg Hellmair, Vikar/Spitalpfarrer (1891–1911); Dr. Peter Dörfler, Spitalpfarrer (1911–1915); Dominikus Roethermel, Spitalpfarrer (1915–1923)

Schülerzahlen (zum Schuljahrsanfang/ende)⁷⁹:

1866/67	38	1885/86	54/47	1904/05	82/81
1867/68	62	1886/87	49/42	1905/06	94/93
1868/69	69	1887/88	52/46	1906/07	98/97
1869/70	59	1888/89	46/43	1907/08	90/88
1870/71	49	1889/90	46/43	1908/09	88/87
1871/72	45	1890/91	44/43	1909/10	90/88
1872/73	43	1891/92	40	1910/11	91/88
1873/74	47	1892/93	42	1911/12	79/72
1874/75	49	1893/94	49/40	1912/13 ⁸⁰	57/56
1875/76	52/46	1894/95	55/51	1913/14	43/41
1876/77	50/49	1895/96	49/47	1914/15	42
1877/78	58/56	1896/97	54/51	1915/16	49
1878/79	75/73	1897/98	57/56	1916/17	54/50
1879/80	80/79	1898/99	50/47	1917/18	43
1880/81	84/82	1899/1900	43/42	1918/19	45/42
1881/82	81/80	1900/01	42/38	1919/20	37
1882/83	77/71	1901/02	43/39	1920/21	33/29
1883/84	65/60	1902/03	56/49	1921/22	20/19
1884/85	54/50	1903/04	65/64	1922/23	22/21

Anmerkungen und Quellen:

- 1 Vgl. allgemein zum Volksschulwesen Bayerns in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Liedtke, Max (Hg.) Handbuch der Geschichte des Bayerischen Bildungswesen, Bd. II, Geschichte der Schule in Bayern von 1800 bis 1918, Bad Heilbrunn 1993, Bd. III, Geschichte der Schule in Bayern von 1918 bis 1999, Bad Heilbrunn 1997 und Bd. IV, Epochenübergreifende Spezialuntersuchungen, Bad Heilbrunn 1997; speziell für den Landkreis Landsberg: Bregulla, Claudia, Die Entwicklung des Volksschulwesens im Landkreis Landsberg am Lech bis zum Ende des 19. Jahrhunderts im Zusammenhang mit der bayerischen Schulgeschichte, (Diss. München, 1995), Frankfurt 1995; die Lehrerbildung und die Präparandenschule Landsberg wird aber nicht behandelt.
- 2 Vgl. dazu Liedtke, Max (Hg.) Handbuch, Bd. II, S. 79 u.v.a.: Schmaderer, Franz Otto, Geschichte der Lehrerbildung in Bayern, Abschnitt 17.1. Die Ausbildung der Volksschullehrer, in Liedtke, Max, Handbuch IV, S. 407–447; hier: S. 417f.; eine Liste der Präparandenschulen, s. S. 438, Anm. 25; Ferner: Spörl, Alfred, Die Entwicklung der Deutschen Schule im Königreich Bayern unter besonderer Berücksichtigung der Lehrerbildung, Diss., München 1977 und: Schrom, Werner, Das Bayrische Lehrer-

bildungsnormativ vom 15. Mai 1857 im Zusammenhang mit den Verordnungen von 1809; 1836 und 1866, Diss, Augsburg 1981. (Beide referieren die Einführung von Präparandenschulen 1866, gehen aber nicht vertieft auf deren Unterricht, Lehrer oder die Schüler ein.) Viel auf Präparandenschulen überhaupt gehen ein: Fogt, Martin, *Gesang in der Lehrerbildung im Bayern des 19. Jahrhunderts*. Diss (Augsburg), 2009, und ders. *Musizieren in den Lehrerbildungsstätten im Bayern des 19. Jahrhunderts*, in: Lehmann, Andreas C., Weber, Martin [Hrsg.]: *Musizieren innerhalb und außerhalb der Schule*. Essen 2008, S. 117–139. – (Musikpädagogische Forschung; 29) (Onlineausgabe) und knapper Antonis, Silke, „Auf die Methode kommt alles an“. *Elementarer Geschichtsunterricht im Spiegel ausgewählter Lehrwerke für die bayerischen Lehrerbildungsanstalten der Kaiserzeit (1871–1918)*, (Diss.), Bad Heilbrunn 2018 (Onlineversion); auch die Fallstudie: Heinrich Lippert, *Die Präparandenschule Passau (1866–1923)*, Grafenau, o.J. (2019) geht grundsätzlich auf die Einrichtung, Organisation und Lehre der Präparandenschulen ein.

- 3 „Normativ über die Bildung der Schullehrer im Königreich Bayern vom 29. September 1866“, zitiert nach: Schmaderer, a.a.O., S. 417; vgl. : Spörl, Alfred, *Die Entwicklung*, S. 298
- 4 Die Präparandenschule Landsberg wurde bis jetzt noch nicht gesondert behandelt, außer einem Anhang: Kurzer geschichtlicher Rückblick auf die 50 Jahre des Bestehens der Anstalt, in: 41. Jahresbericht der Kgl. Präparandenschule Landsberg am Lech 1915/16, S. 17–28; Weitere kurze Hinweise in: Arnold, Johann Georg, *Verwaltungsbericht der Stadt Landsberg am Lech (die Jahre 1864 mit 1886 umfassend)*, München 1889, hier: *Königliche Präparandenschule*, S. 314 f., Winkelmayer, Paul, *Geschichtliches aus unserer Schulstadt*, in: *Festschrift anlässlich der Einweihungsfeierlichkeiten des Ergänzungsbaues der Landwirtschaftlichen Lehranstalten Landsberg a. Lech (Landsberger Brief 1)*, Landsberg 1951, S. 13–16; Wolf, Sebastian, *Entwicklung des Lehrerberufes, (Lehrerausbildung)* in: Müller-Hahl, Bernhard, (Hg.), *Heimatsbuch Stadt und Landkreis Landsberg am Lech*, Landsberg 1966, S. 277 f; und: ders., *Schulwesen in der Stadt Landsberg am Lech*, in: ebda, S. 279–285; vgl. auch: Ehem. Präparandenschule, in: Dietrich, Dagmar, *Landsberg am Lech Band 4, Vorstadtbezirke und eingemeindete Dörfer*, München, Berlin 1999, (= *Die Kunstdenkmäler von Bayern N.F. 5*), S. 236f.; relativ ausführlich zur Geschichte der Landsberger Schule, Fogt, Martin, *Gesang*, Diss, S. 992–998.
- 5 Die gedruckten Jahresberichte beginnen mit dem Schuljahr 1875/76 und sind lückenlos bis 1922/23 im Stadtarchiv Landsberg vorhanden (die letzten drei aufgrund Papierknappheit in der Inflationszeit nur handschriftlich), StadtALL Feldigl 2443 bis 2492; ferner in folgenden Bibliotheken 1888/89–1910/11 UB Augsburg (ohne 1900/01 u. 1901/02); UB Erlangen: 1913/14–1919/20. Staatsbib. Mchn: 1888/89–1901/02; Bibliothek des Hist. Vereins Landsberg: 1911/12 u. 1912/13. Für die Beschaffung als Fernleihe (Lesesaalbenutzung) bzw. Fernleihkopien danke ich herzlich der Stadtbibliothek Landsberg. In Folge zitiert als Jb.
- 6 StALL Feldigl 1342; 1344–1353; 1405; Feldigl 5552; 5454; 6046; 6048; 6680; 6682, sowie StadtALL Neuer Akten (NA) 2567–2569; ich danke für die Archivbenutzung und vielfältige Hilfe Elke Müller, Stadtarchivarin.
- 7 Die Besitzungen des Jesuitenordens in Landsberg wurden 1783 an den Malteser-Orden in Bayern übergeben. Die Kommende Landsberg erhielt Graf Vieregg. Seitdem

verdrängte der Name „Malteser-“ die Erinnerung an die Jesuiten, wie die Bezeichnungen Malteserkirche, Malteserstraße, Malteserbrauerei usw. zeigen.

- 8 Arnold, Verwaltungsbericht, S. 314
- 9 Kreis war der Kreis Oberbayern, der frühere Isar-Kreis, also der heutige Regierungsbezirk. Die Bezeichnung für den heutigen Bezirkstag war „Landrath von Oberbayern“, der ebenfalls für die Schulen in Erscheinung trat.
- 10 So z.B. bei Winkelmayer, Paul, Geschichtliches, S. 13–16
- 11 Kurzer geschichtlicher Rückblick auf die 50 Jahre des Bestehens der Anstalt, in: 41. Jahresbericht der Kgl. Präparandenschule Landsberg am Lech 1915/16, S. 17–28, S. 17
- 12 Strobl, Eduard, Das neue Gebäude der k. Präparandenschule in Landsberg, in: LG 1905, S. 65–68
- 13 Vgl. Präparandenschule in Landsberg a. L., in: Süddeutsche Bauzeitung, 18. Jg., 1908, Nr.1, S.1–3; und Ehem. Präparandenschule, in, D. Dietrich, Bd. 4, S. 236f.
- 14 Vgl. dazu Menz, Uwe, Schulbau und Schuleinrichtungen (1871–1990) in: Liedtke, Max, Handbuch, a.a.O., S. 188–195
- 15 Vgl. Jb. 1888/89, S. 5 u. 1910/11, S. 4; die in der Stundentafel extra angegebene Harmonielehre wurde im Orgelunterricht erteilt; vgl. grundsätzlich zum Unterricht, den Fächern und der Stundentafel. Lippert, Präparandenschule, S. 108–201
- 16 Vgl. dazu Fogt, Gesang, Diss, und ders., Musizieren; dazu auch: Feistle, Hermann, Die Musik in den Lehrerbildungsanstalten, in: Jb. 1880/81
- 17 Jb. 1913/13, S. 13
- 18 Vor 1898/99 sind die Prüfungsthemen nicht verzeichnet, vgl. Jb. 1998/99, S. 28; und: 1911/12 S. 12; 1912/13, S. 10
- 19 Siehe die Jb. 10/11; 11/12 und 12/13.
- 20 JB 1908/09, S 20 und JB 1918/19 S. 8
- 21 Vgl. die Jb. 1918/19 bis 1922/23
- 22 Vgl. zu diesem interessanten Lehrer, der später als Studienprofessor an der Lehrerbildungsanstalt Würzburg wirkte, sich auch als Naturschützer und Autor weitverbreiteter Naturbücher, wie „Der Teich und sein Leben“ „Das Kornfeld als Lebensraum“ oder „Vogelsprache“ einen Namen machte und noch viele weitere Kompositionen hinterließ: https://de.wikipedia.org/wiki/Cornel_Schmitt; aufgerufen: 26.01.2021 und: Elmar Ullrich, Cornel Schmitt (1874–1958) Lehrer – Musiker – Biologe – Lehrerbildner – Pionier des Naturschutzgedankens, in: Abh. des Naturwiss. Vereins Würzburg, Bd. 34, 1993, S. 185–208 und: Joachim Neumann: Ein gewisser Cornel Schmitt, in: Studienarchiv Umweltgeschichte Nr. 10, 2005, S. 15–18
- 23 Jb. 1902/03, S. 21
- 24 Jb. 1918/19, S. 12
- 25 Vgl. Weißhaar-Kiem, Heide, Das Modell der Stadt Landsberg am Lech und ihres Umlandes, Ausstellungstext; unveröffentl. Typoskript (um 2005)

- 26 Schmid, Franz Xaver, Geschichte der Realschule Landsberg. Festschrift zur Fünfzig-Jahrfeier, Landsberg 1928, Verzeichnis der Lehrer, 10. Gesang, 11. Instrumentalunterricht, S. 28f., er nennt die Präparandenlehrer Konrad Schmid, Cornel Schmitt, Ludwig Wagner, Josef Schneider, Eduard Eberhard
- 27 Jb. 1914/15 S. 4, Nachruf auf Otto Kaufmann (1847–1915)
- 28 Vgl. JB. 1918/19, S. 8: „[Fachlehrer Joseph Dinges] Der geographische Unterricht erfreute sich besonderer Förderung durch das von Dinges im Auftrage des Stadtmagistrates angefertigte Relief von Landsberg und Umgebung, wovon die Anstalt ein Exemplar ankauft. Das im Maßstab 1.500 auf das sorgfältigste ausgeführte und bemalte Modell veranschaulicht namentlich in eingehendster Weise die glacialgeologischen Verhältnisse der Landsberger Lechterrassen. Weitere Reliefs desselben Autors fanden im Unterrichte Verwendung, so das Wettersteingebirge und die Gesamtalpen. Letzteres ist Eigentum der Anstalt.“ Das Gipsmodell steht noch heute im Historischen Rathaus, ein weiteres wurde vor kurzem für die Sammlungen des Landkreis Landsberg angekauft (Frdl. Auskunft Kreisheimatpflegerin Weißhaar-Kiem; vgl. Weißhaar-Kiem, Das Modell).
- 29 Ostermayer, Sebastian, Wirkungen des Lichtes auf die Vegetation, Anhang an: Jahresbericht der K. Präparandenschule in Landsberg für das Schuljahr 1879/1880, Landsberg 1880
- 30 Schmid, Konrad, Die Phanerogamen der Lechfeldheide, Anhang an: Jahresbericht der K. Präparandenschule in Landsberg für das Schuljahr 1888/89, Landsberg 1889; Phanerogame sind Blütenpflanzen;
- 31 Zum Botanischen Garten gibt es auch im Stadtarchiv zwei ganze Aktenbündel, mit Planzeichnungen, Bau- und Samenrechnungen usw. ; STadtALL Feldigl 1342 u. 1405
- 32 Joseph Mayer starb im Dienst am 6. Dez. 1870, JB, 1875/76, S. 11
- 33 Fogt, Martin, Gesang in der Lehrerbildung, Diss, passim; und ders. Musizieren in den Lehrerbildungsstätten im Bayern; -passim; er behandelt auch die Präparandenschule Landsberg.
- 34 Jahresbericht 1911/12, S. 13
- 35 Jb. 1893/94 S. 13
- 36 Jahresbericht 1912/13, S.14
- 37 Jahresbericht 1911/12, S. 14, Dank an die Liedertafel und Fogt, Gesang Diss, S. 995
- 38 Jb. 1881/82, Anhang, S. 17
- 39 Jb 1894/95 S. 14
- 40 Vgl. Schrom, Lehrerbildungsnormativ, S. 265; die Kirche hätte im Vorfeld Internate bevorzugt.
- 41 Jahresbericht 1912/13, S. 17
- 42 Vgl. Jb. 1911/12 und 1912/13
- 43 Jb. 1888/89
- 44 Jb. 1919/20, S. 6

- 45 Jahresbericht 1912/13, S. 14
- 46 Jahresbericht 1911/12, S. 13
- 47 Jahresbericht 1912/13 , S. 15 dies war ein Schulgarten bei der Schule, und nicht das sogenannte „Arboretum“ an der Stadtmauer an der Epfenhauser Straße.
- 48 JB 1912/13 , 1913/14, S. 16 u. Jb 1919/20, S. 7
- 49 Jahresbericht 1912/13 S. 14
- 50 Jb. 1914/15, S. 18, „Nachmittags Wehrkraftübung. Die erste Abteilung marschierte voraus und erbaute im 6 km entfernten Schwiftinger Wald eine Schneeburg. Die zweite Abteilung hatte diese zu suchen und zu zerstören.“
- 51 Jb. 1910/11, S. 24, die Lehrerbibliothek umfasste sogar mehr als 1400 Bände., 1908/09 (Jb., S. 21) hatte die Lehrerbibliothek noch 1055, die Schülerbibliothek 638 Bände
- 52 Jb. 1911/12 und 1912/13, S. 8 bzw. 9
- 53 Jb. 1898/99–1902/03; Heimatort war Germering; bevor er Musik studierte, absolvierte er noch die Lehrerausbildung in Freising, vgl. wikipedia.org/wiki/Eugen_Papst; letzter Zugriff 29.6.2021
- 54 J. 1914/15 S. 3
- 55 Jb. 1914/15 , S. „An dessen Stelle trat am 15. März [1915] J.J. Schober, Kgl. Reallehrer an der hiesigen Kreisackerbauschule, der z.Z. außer Verwendung stand, weil die Schulräume in ein Reservelazarett umgewandelt waren.“ Schober blieb bis Juni 1918, bis er krankheitsbedingt die Vertretung niederlegen musste.
- 56 Jb. 1914/15, S. 18
- 57 Jb. 1914/15, S. 17 f.
- 58 Jb. 1917/18, S. 6
- 59 Jb. 1917/18, S. 13
- 60 1912/13 waren es noch 56; die Ursache für den Rückgang ist aber nicht im Krieg zu suchen, sondern dadurch, dass an der 1911 neueröffneten Lehrerbildungsanstalt Pasing schon eine Präparandenschule integriert war und viele Schüler sich dort anmeldeten.
- 61 Lydia Großpietsch, Schulwesen (Weimarer Republik), publiziert am 13.11.2006; in: Historisches Lexikon Bayerns, URL: [https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Schulwesen_\(Weimarer_Republik\)](https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Schulwesen_(Weimarer_Republik)) (aufgerufen 2.03.2021) und Buchinger, Hubert, Die Schule in der Zeit der Weimarer Republik, in: Liedtke, Max (Hg.) Handbuch, Bd. III, S. 50
- 62 StadtALL Neuere Akten, NA 2568, „Auflassung der Präparandenschule 1923“
- 63 StadtALL, ebda. und Fogt, Gesang, Diss, S. 992
- 64 Fogt, Gesang, Diss, S. 992
- 65 Jb 1919/20, S. 6; in diesem Schuljahr waren es noch 37 Schüler
- 66 Vgl. Lippert, Präparandenschule; S. 324–336; auch die Präparandrie Passau wie 10 weitere Schulen wurden im März 1923 aufgehoben.

- 67 Das Schuljahr endete seit 1920 vor den Osterferien. Das neue Schuljahr begann an Ostern.
- 68 StadtALL, Neuere Akten 2569, Berufsbildungsschule in der ehem. Präparandenschule; die feierliche Einweihung war am 4. Mai 1924; Unterricht fand ab 1. Mai 1924 dort statt. Vgl. auch StadtALL NA 2568
- 69 Die Namen der Lehrer wurden den Jahresberichten entnommen; im ersten gedruckten Jahresbericht 1875/76, S. 11 erscheint ein Überblick: „Seit Gründung der Anstalt waren ...thätig: ...“
- 70 1915 im Feld, Vertretung; er fiel am 16.2.1916 in Frankreich.
- 71 Joseph Dinges wurde am 30.1.1863 in Augsburg geboren, war zuerst Seminarlehrer in Amberg, dann in Rosenheim und wurde am 5.10. 1915 an die Schule Landsberg versetzt; vgl. Jb. 1915/16; er blieb nach Auflösung der Präparandenanstalt 1923 als Studienprofessor in Landsberg (Haus an der Schongauer Straße) wohnen; wo er dann unterrichtete, konnte noch nicht eruiert werden. 1937 verzog er mit seiner 2. Frau nach Regensburg. ; vgl. Heide Weißhaar-Kiem, Das Modell und: frdl. Auskunft Ingrid Lorenz, basierend auf Erinnerungen ihrer Tante K. Fischer
- 72 Er war 1914–1918 im Feld und 1919/20 für Hochschulstudien beurlaubt und wurde durch Aushilfslehrer vertreten
- 73 Falkner war Aushilfslehrer, 1909–1914 (1910/11 in Lauingen), und wird im Nachruf Jb. 1919/20 (gest. Landsberg , 12.4.1920) auch als Kaufmann und ehemaliger Präparandenlehrer bezeichnet; anscheinend verwehrte ihm eine Krankheit eine feste Übernahme als Präparandenlehrer. Er kümmerte sich tatkräftig um den Schulgarten und leitete viele botanische Ausflüge.
- 74 Jb. 1900/01, S. 18, „ehemaliger Lehrer der hiesigen Anstalt“, starb am 10.1. 1901 als Kgl. Seminarlehrer in Amberg
- 75 Zum Teil auch Schreibweise „Kornel“
- 76 Er war 1913/14 in Studienurlaub und 1914–1918 im Feld und wurde durch Aushilfslehrer vertreten
- 77 Er wirkte, bevor er 1911 als Schulleiter nach Landsberg zurückkehrte, vorübergehend als Präparandenhauptlehrer in Pfarrkirchen
- 78 Er war aber wohl ganz für Hochschulstudien beurlaubt und wurde durch Aushilfslehrer vertreten
- 79 Quelle: bis 1875, Arnold, Verwaltungsbericht, S. 314; dann die Jahresberichte für die jeweiligen Jahre, die Zahlen weichen etwas von Arnold ab, und nennen meist Schülerzahlen zu Beginn und Ende des Schuljahres.
- 80 Ursache für den Rückgang war, dass an der 1911 neu eröffneten Lehrerbildungsanstalt Pasing schon eine Präparandenschule integriert war und viele Schüler sich dort anmeldeten. Das kann auch durch ministerielle Vorgaben bedingt gewesen sein.

Die Nachfahrentafel der Brüder Johann Baptist und Dominikus Zimmermann

Es war eine glückliche Fügung, als Freunde an Weihnachten 2019 Frau Anneliese Draht ein Zimmermann-Buch, das der Kurator des Wallfahrtsmuseums herausgegeben hat, zum Geschenk machten. Diese älteste noch lebende Nachfahrin des Schöpfers der Wies-Deckenfresken, des Malers Johann Baptist Zimmermann, seine Ur-Ur-Ur-Ur-Urenkelin, wollte daraufhin unbedingt an die Wirkungsstätte ihres Urahnen fahren und nahm Kontakt mit dem Wallfahrtsmuseum auf. Es waren bewegende Momente, als Zimmermann im Mai 2020 in Gestalt seiner Nachfahrin in dem Wunder der Wies quasi lebendig anwesend war. Bald darauf sollten noch zwei direkte männliche Nachkommen den Besuch wiederholen: der Baumeister und Projektentwickler Dipl.Ing. Dr. Oec. Frank-Georg Zimmermann und der Historiker Dr. Michael J.H. Zimmermann. Letzterer hatte einen Stammbaum der Zimmermänner professionell gefertigt und dem Verfasser zur Verfügung gestellt. Diese Aufstellung der Nachkommen Zimmermanns bildet die Grundlage für die folgende Nachfahrentafel.

Vorbemerkung

Damit Geschichte möglich wird, braucht es unerlässliche Voraussetzungen, als da sind Raum und Zeit und als drittes den Träger der Geschichte, die Menschen. Deren biologische Zusammenhänge und verwandtschaftliche Verflechtungen, also ihre „auf Abstammung beruhenden Zusammenhänge“¹ sind Gegenstand der Genealogie, einer geschichtlichen Hilfswissenschaft. Wie Ahasver von Brandt zutreffend feststellt, steht die Nachkommenschaft eines Menschenpaares in Abhängigkeit von biologischen, gesellschaftlichen und individuellen Eigentümlichkeiten und Zufälligkeiten, beispielsweise Kinderzahl, Sterblichkeit, Ehelosigkeit, letztere insbesondere als Folge eines geistlichen Standes. Hierin ist z.B. die Ursache zu suchen, dass bei Dominikus Zimmermann die Nachfahrentafel bereits in der zweiten Generation endet. Diese Umstände erzeugen

aber auch ein durchgehend unregelmäßiges Darstellungsbild, welches aufgrund der faktischen Verzweigungen notgedrungen nur schwer abzubilden ist, besonders wenn es sich um viele Generationen handelt. Deshalb ist eine Vollständigkeit, d.h. eine Erfassung sämtlicher Nachkommen, mit letzter Sicherheit nicht zu erreichen. Auch in der Darstellung der Nachfahren J. B. Zimmermanns muss deshalb eine weitgehende Beschränkung auf die Nachkommenschaft der jeweils männlichen Nachfahren erfolgen. Aus diesem Grund führen die folgenden Stammtafeln alle Träger des Familiennamens Zimmermann auf, in jeder Generation also sämtliche Kinder einschließlich der mit diesem Familiennamen geborenen Töchter, in der folgenden Generation aber dann nur mehr die jeweilige Nachkommenschaft der Söhne. In der Regel wird nur der Vorname genannt; nur dort, wo in der weiblichen Erbfolge infolge von Eheschließung ein anderer Name dazukommt, wird dieser auch benannt. Wo es möglich ist, wird zusätzlich der Beruf bzw. Stand angegeben.

Die Herkunft der Brüder Johann Baptist und Dominikus Zimmermann

Weil der jüngere Sohn des Birkländer Kleinbauern Jakob Zimmermann, ebenfalls mit Namen Jakob, vom Hof weichen musste, lernte er das Bäckerhandwerk und heiratete mitten in der gefährlichen Zeit der Schwedeneinfälle und Pestepidemien im Jahre 1641 die Tochter Johanna des Gaispointer Heißbäckers. Diese Einheirat in den heutigen Ortsteil von Wessobrunn bot die Möglichkeit, selbstständiger Bäcker zu werden. Spät, im Jahre 1652, kam der erste Sohn des Ehepaares zur Welt, er sollte die Bäckerei erben. 1656 wurde dann der zweite Sohn geboren, Elias; er sollte das Stukkatorenhandwerk erlernen und Maurer und Gipsmeister im bereits berühmten Wessobrunner Umfeld werden.

Dieser Elias Zimmermann heiratete im Jahr 1679 Justina Rohrmoser. Aus der Ehe gingen sechs Kinder hervor: Johann Baptist, der älteste Sohn, war zur Zeit der Eheschließung schon „unterwegs“ und wurde am 3. Januar 1680 geboren. Maria (1682), Dominikus (1685), Severina (1687) folgten, Georg (1693) stirbt bereits als Kind vor 1696, und als jüngstes Kind wird schließlich noch Catharina (1694) geboren.²

Von dem Vater Elias Zimmermann sind nur zwei Stuckarbeiten urkundlich gesichert, beide sind nicht mehr erhalten. Er stirbt bereits um

1695/96. Die Mutter heiratet noch einmal, und zwar einen ganz jungen Stukkatorgesellen, ist mit ihm noch ein Vierteljahrhundert beisammen und stirbt am 20. Oktober 1721 in Wessobrunn.

Leben und Familie des Dominikus Zimmermann

Dominikus wird als ihr drittes Kind im Jahr 1685 geboren. In der Pfarrmatrikel steht merkwürdigerweise die Taufe unter dem denkwürdigen, aber unmöglichen Datum „Actum 31. Junij“. Hugo Schnell nimmt daher als Geburtsdatum den 1. Juli 1685 an.³ Im Jahr 1708 wird Dominikus die gleichaltrige Theresia Zöpf aus Gaispoint heiraten, wohl eine Tochter des Gastknechtes Simon Zöpf aus Gaispoint. Die bisherige Annahme, schreibt Hugo Schnell, dass Theresia eine Tochter des Haider Stukkators Simon Zöpf gewesen sei, ist wohl falsch.⁴ Das Ehepaar Zimmermann zieht nach Füssen. Hier werden laut Pfarrmatrikel fünf Kinder getauft, von denen zwei alsbald sterben. Johann Georg wird als Pater Judas Thaddäus Konventuale in der Prämonstratenser-Reichsabtei Schussenried, Anna Justina stirbt mit 20 Jahren, Franz Xaver Dominikus ergreift den Beruf seines Vaters und wird Stukkator und Maurer. Er heiratet 1750 mit 35 Jahren die 53jährige Witwe Lori. Im Jahr 1716, jetzt wieder in der Friedenszeit nach den Verheerungen des Spanischen Erbfolgekriegs, zieht Dominikus mit seiner Familie vom Fürstlichen Hochstift Augsburg nach Bayern, nach Landsberg am Lech, und erwirbt dort das Bürgerrecht. Hier werden dem Ehepaar weitere sechs Kinder geboren, von denen nur zwei das Erwachsenenalter erreichen. Joseph Nikolaus will Priester werden, stirbt aber kurz vor der Weihe. Die Tochter Maria Franziska tritt als Zisterzienser-Nonne Maria Alexandra in die adelige Reichsabtei Gutenzell ein und wird dort schließlich (als erste Bürgerliche) zur Äbtissin bestimmt. Im Jahr 1752 stirbt die Ehefrau Theresia. Johann Georg ist als Pater Judas Thaddäus Konventuale im Prämonstratenser-Reichsstift Schussenried. Zu ihm will nach dem Tod der Ehefrau Dominikus als Kloster-Pfründner ziehen, aber der frühe Tod Johann Georgs im Jahr 1753 macht diesen Plan zunichte⁵. Dominikus verkauft im Jahr 1757 sein Landsberger Haus an einen Seifensieder und zieht von Landsberg weg zu seinem Sohn Franz Dominikus auf die Wies bei Steingaden. Von seinen elf Kindern leben jetzt nur mehr dieser Franz Dominikus und die Äbtissin Maria Franziska. Der Wiesbaumeister wohnt fortan in dem Haus seines Sohnes Franz Dominikus und dessen Ehefrau Maria Lori, das diese sich nach Übergabe von Landwirtschaft

und Gasthaus an Marias Tochter Maria Dominika Lori und deren Ehemann Johann Paul Hohenleitner unmittelbar westlich der Kirche für ihren Austrag errichtet haben.

Im selben Jahr 1757 malt Dominikus Zimmermann sein berühmtes Votivbild für die Wieskirche, wohl ein Dank an den Wiesheiland für sein erfülltes Leben als Künstler, Baumeister, Kommunalpolitiker und Familienvater. 1758 fährt (reitet?) er noch einmal nach Landsberg zum Titularfest einer Bruderschaft,⁶ dann wird es still um ihn. Im Jahr 1766 stirbt Dominikus vermutlich im Haus seines Sohnes neben der Wieskirche. Der im barocken sprachlichen Kirchenstil verfasste Eintrag in der Pfarrmatrikel Steingaden hat mit seiner blumigen und euphemistischen Umschreibung des Sterbevorgangs dazu verleitet, den Tod des Baumeisters in seine Wieskirche zu verlegen. Es heißt dort unter dem 16. November 1766:

„Abiit in Domum suam aeternitatis / plenarie resignatus in voluntatem Dei / D. Dominicus Zimmermann Architectus in Wis / requisitis Sacramentis provitus / R(equiescat) I(n) P(ace).“⁷

In sein Haus der Ewigkeit weggegangen ist / vollständig ergeben in Gottes Willen / Herr Dominicus Zimmermann Architekt in Wis / versehen mit den von ihm verlangten Sterbesakramenten. / Er ruhe in Frieden.

Auch wenn der Verfasser in der Wahl des Sprachbildes vom „Haus der Ewigkeit“ auf den Beruf des Verstorbenen auf feinsinnige Weise anspielt, ist damit kein Hinweis gegeben auf den Sterbeort. Vielmehr enthalten alle Einträge euphemistische Umschreibungen wie: „Vitam clausit ...“ (sein Leben beschlossen), „Rigore Consumptus est“ (Restlos aufgezehrt ist ...), „Subito exspiravit“ (plötzlich ausgehaucht) usw. Und bei Zimmermann erfolgt die Anspielung auf das Sterben eines Baumeisters eben mit der Umschreibung vom „Weggang ins Haus der Ewigkeit“.

Votivbild von Dominikus Zimmermann für seine Wieskirche

Öl auf Holz, 102 cm auf 74 cm in einem profilierten Holzrahmen, signiert „D.Z. EX VOTO 1757“

In der oberen Bildmitte steht bildbeherrschend der Gegeißelte Heiland in einem großen Strahlennimbus. Darunter befindet sich in einer frei komponierten Wald- und Berglandschaft die Wieskirche als

Votationsanlass, umgeben von einer Reihe von Heiligen, sowie das der Kirche benachbarte Wohnhaus des Sohnes Franz Dominikus Zimmermann. Ganz unten kniet der Votivbildmaler und Baumeister der Kirche Dominikus mit den Attributen des Bürgermeisters von Landsberg am Lech (Dreispiß und Amtsstab). Rechts unten am seitlichen Bildrand gehen Hand in Hand eine Frau, wahrscheinlich Maria Lori, und ein Mann, wahrscheinlich Zimmermanns Sohn Franz Dominikus, der mit 35 Jahren die 53jährige Witwe Lori heiratete. Beide sind so in die Danksagung mit eingeschlossen.



*Abb. 1: Votivtafel von
Dominikus Zimmermann 1757.
Wallfahrtsmuseum Wieskirche.*

Die Heiligen auf Zimmermanns Votivbild stehen in enger Verbindung zum Leben und Schaffen des Wiesbaumeisters. Eine Anzahl davon sind Namenspatrone der Familie⁸ (siehe nächste Seite).

Die Nachfahrentafel von Dominikus Zimmermann (s. Seite 146).

Der Name Zimmermann im Selbstverständnis

Mag sein, dass ihr Elternhaus da prägend gewirkt hat. Johann Baptist und Dominikus wuchsen auf in einem dieser hölzernen Ständerbauten im Lechraim, wie sie im ganzen Oberland zu finden waren, behagliche Mittertennbauten mit den kleinen Gucklochfenstern. Jedenfalls ist die gelebte Nähe zum Holz als Werkstoff ein Merkmal der Familie Zimmermann, nicht nur im Namen. Ein nicht ungefährlicher Wohngenosse



Abb. 2: Votivtafel 1757, Detail. Wallfahrtsmuseum Wieskirche.

Obere Reihe (von links):

- **Franziskus:** Sohn Franz Xaver Dominikus (stirbt als Kind). Nach seinem Tode erhält sein jüngerer Bruder den Namen des Verstorbenen.
- **Karl Borromäus:** Sohn Karl Benedikt (stirbt 1725 zwei Tage nach der Geburt).
- **Apostel Johannes:** Sohn Johann Georg (Pater Judas Thaddäus in Mariazell).
- **Franz Xaver:** Söhne Franz X. Dominikus (Gatte v. Maria Lori) und Franz X. Simon.
- **Maria:** Töchter Maria Anna, Maria Franziska und Maria Theresia.
- **Mutter Anna:** Tochter Anna Justina.
- **Joseph und Nikolaus (unten rechts):** Sohn Joseph Nikolaus de Tolentino.
- **Therese von Avila:** Gattin Maria Theresia geb. Zöpf; Tochter Maria Theresia (siehe oben).

Untere Reihe (von links):

- **Ida von Toggenburg:** Zimmermanns erster Hochaltar war im Kloster Fischingen (Kanton Thurgau), der 1709 der Heiligen Benediktiner-Inklusin Ida gewidmet wurde.
- **Elisabeth v. Reute** wird im Kloster Waldsee verehrt, für das Zimmermann 1714 bis 1718 tätig war.
- **Kosmas und Damian** waren die Patrone der Kirche des freien Zisterzienserinnen-Reichsstifts Gutenzell, in das seine Tochter Maria Franziska als M. Alexandra eintrat und schließlich Äbtissin wurde.
- **Ignatius von Loyola** lässt an den 1720 in Landsberg geborenen Sohn Ignaz Philipp Jakob denken, der bereits 1725 an „pustulis“ (Pocken) gestorben ist.
- **Die Pestpatrone Sebastian und Rochus** erinnern daran, dass mehrere Kinder Zimmermanns an Pocken gestorben sind. Sebastian ist außerdem der Stadtpatron von Landsberg am Lech.

in diesen Holzbauten war allerdings der sechsbeinige Holzbock, ein gefräßiger Wurm, im Volksmund „Zimmermann“ genannt. Und da ist nun die Verbindung zu suchen⁹. In Fischingen, im Schweizerischen Kanton Thurgau, wo Dominikus im Jahr 1708 mit 22 Jahren einen ersten Großauftrag für sechs Stuckmarmoraltäre erhielt, verdiente er sich das nötige Geld, um die Hochzeit mit Therese Zöpf zu stemmen. Sein Selbstbewusstsein war wohl der Grund, dass er auf dem Skagliolabild einer Säule zwar keinen „Zimmermann“, also einen Holzbock, abbildete, aber doch einen Schmetterling. Dieser weist, wie der Holzbock auf der Stuckmarmorsäule in der Anna-Kapelle der Kartause Buxheim, nicht die Zahl der anatomisch gebotenen sechs Beinchen, sondern die symbolisch aufzufassende, aber anatomisch unmögliche, Zahl von acht Beinen auf. „Zimerman“, so schrieb er sich, das Wort zählte acht Buchstaben, und über diesen Hinweis sind die Abbildungen als symbolische Attribute des Wirkens eines „Zimmermann“ zu verstehen, quasi seine Signatur. Zu diesem Zimmermannschen Selbstverständnis passt das Wappenbild der Tochter Maria Franziska, der nachmaligen Gutenzeller Äbtissin Maria Alexandra. Als persönliches Wappenemblem verwendet sie das Bild der Arche Noahs, zunächst auch ein traditionelles Emblem im Wappen des Reichsstiftes¹⁰. Doch die Bezüge gehen weiter.



**Abb. 3: Scagliolabild an der Säule des Hochaltars der Klosterkirche Fischingen/Thurgau, darauf der achtbeinige Schmetterling.
Foto Wallfahrtsmuseum Wieskirche.**

Die Geschichte der Sintflut ist bekannt. Noah gilt im Auftrag Jahwes als Schiffsbauer¹¹, und er ist auch der Patron dieses holzverarbeitenden



Abb. 4: Die Reichsabtei mit Klosterwappen und Wappenbild der Äbtissin Maria Alexandra Zimmermann. Kolorierte Federzeichnung nach 1755.



Abb. 5: Emblem mit der Arche Noahs auf dem Epitaph der Gutenzeller Äbtissin Maria Alexandra Zimmermann. Detail aus Abb. 10, Seite 147.

und Zimmermännischen Gewerks. Das ist nun die Brücke hin zu den Gründen, warum Maria Alexandra ausgerechnet dieses uralte kirchliche Symbol zu ihrem persönlichen Wappenbild gewählt hat.

Es liegt also nahe, zu diesem ursprünglichen Symbol der Arche als Lebensschiff auf dem Weg zum Hafen des Heils¹² eine persönliche Nebenbedeutung zu stellen: Noah als biblisch bezeugter erster und ältester Holzwerker, als Ur-Zimmermann. Diese Bezüge entsprechen durchaus dem nicht gerade unterentwickelten Selbstbewusstsein des Dominikus und seiner starken Tochter Maria Franziska.

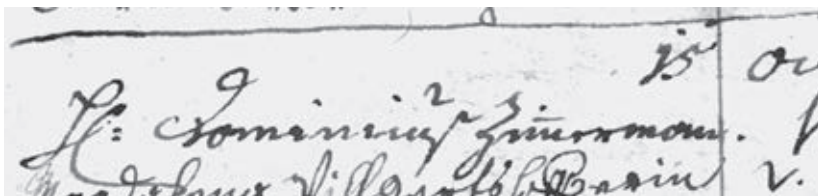


Abb. 6: Unterschrift Dominikus Zimmermanns im Mitgliederbuch der Wiesbruderschaft. Foto Wallfahrtsmuseum Wieskirche.

Leben und Familie des Johann Baptist Zimmermann

Johann Baptist erlernte wie sein jüngerer Bruder das Stukkatorenhandwerk. Sein erstes überliefertes Werk war mit 21 Jahren Stuckierung und Freskierung der Pfarrkirche von Gosseltshausen, 1701 geschaffen und im Jahr darauf bereits durch Brand wieder zerstört. Am 28. März 1705, mitten in den grauenhaften Wirren der österreichischen Besatzung und kurz nach der Sendlinger Mordweihnacht, heiratete er in der zum Augustiner-Chorherrenstift Beyharting gehörigen Tuntenhausener Pfarr- und Wallfahrtskirche Mariae Himmelfahrt eine Zofe der Gräfin von Maxlrain, Elisabeth Ostermayerin aus Riedenburg an der Altmühl. Die Zusammenhänge für diese merkwürdige Heirat an diesem entlegenen Ort erklären sich aus dem Eintrag in die Trauungsmatrikel des Klosters Beyharting:

*„Sponsus: Johannes Zimermann artis pictoriae et crustatoriae
p(er). t(empore). fungens famulitio in Maxlrainensi arce ...*

Sponsa: Elisabetha Ostermayerin p(er). T(empore).

Famula Dominae Comitissa in Maxlrain ...

*Testes: Martinus Fuchs balneator huius loci, Bernardus Kögl Vietor
ibidem, Georgius Schaber, piscator monasterii nostri.“¹³*

*Bräutigam: Johannes Zimermann, in dieser Zeit Mitglied der Truppe,
die das Schloss Maxlrain mit Freskenkunst und
Stuckverzierung ausschmücken ...*

Braut: Elisabeth Ostermayerin, derzeit Zofe der Gräfin auf Maxlrain.

*Zeugen: Martin Fuchs, dieserorts Bademeister, Bernhard Kögl, Korbflechter
ebenda, Georg Schaber, Klosterfischer.*

Wir erfahren also, dass Johann Baptist vertraglich in Schloss Maxlrain als Freskant und Stukkator gearbeitet hat und dort, wie die Vermutung nahelegt, seine Elisabeth kennen und lieben gelernt hat.

Die Miesbacher Jahre 1707–1715

Bald darauf, wahrscheinlich im Jahre 1707, zog das Paar nach Miesbach. Eine Stukkatorstelle war dort durch Wegzug frei geworden. Miesbach gehörte zur reichsfreien Herrschaft Hohenwaldeck und damit zum Besitz der Grafen von Maxlrain. Am 06.10.1707 wurde dort das erste Kind Johann Joseph geboren. Er wird von seinem Vater angelernt und ist mit ihm tätig als Maler und Stukkator. Er stirbt unverheiratet

mit nur 35 Jahren im Jahr 1743. In der Miesbacher Zeit wirkte Johann Baptist u.a. an der Reichskartause Buxheim (1709/12) und an St. Sixtus in Schliersee (1714).

In Miesbach wurden noch weitere vier Kinder geboren: Am 23.09.1709 Franz Michael, der, von seinem Vater angelehrt, Maler und Stukkator wurde. Über ihn geht die Linie Zimmermann weiter. Am 23.08.1711 Maria Franziska Elisabeth; ihre Patin war die Gräfin Franziska von Maxlrain, allerdings in Abwesenheit und vertreten durch Franziska Schaumberger. Am 08.10.1713 kommt Regina Brigitta zur Welt, stirbt aber bereits keine zwei Jahre später. Auch hier übernahm die Gräfin die Patenschaft. Am 11.03.1715 wird Maria Christina Rosina geboren. Sie wird bis zu ihrem frühen Tod mit 24 Jahren ledig bleiben.

Die Freisinger Jahre 1715–1724

Schon 1710 wollte Johann Baptist der drückenden Enge von Maxlrain entkommen und fragte im kunstfreudigen Hochstift Freising des Fürstbischofs Ecker von Kapfing um das Bürgerrecht nach, das ihm auch zugesagt wurde. Jedoch der Graf Maxlrain ließ ihn nicht ziehen, erst 1715 nach einem zweiten Anlauf glückte die Überwechslung ins finanzkräftige und baulustige barocke Freising. In diese Zeit fallen große Aufträge in Ottobeuren, Schloss Ismaning und Schloss Schleißheim, dazu auch die Stuckierung des Freisinger Domkreuzganges. Es folgten weitere umfangreiche Aufträge, vornehmlich von Klöstern und immer wieder zusammen mit Bruder Dominikus. In Freising werden dem Ehepaar Zimmermann keine Kinder mehr geboren.

Die Münchner Jahre 1724–1758

Ab 1724 ist Johann Baptist als „Hofschutzbefreiter Künstler“ in München nachgewiesen. Er erwirbt am Färbergraben ein ansehnliches Haus, wird zum „Ersten Hofstukkator“ ernannt und befehligt eine große Schar ausgewählter Gehilfen. Mit Stuckier- und Fresko-Aufträgen zur Münchner Residenz, zu Nymphenburg und der Wallfahrtskirche Steinhausen erreicht er seine ersten künstlerischen Höhepunkte, und mit zahllosen sonstigen Aufträgen wird er reich und angesehen. Er kauft jetzt ein repräsentatives Haus am Münchner Rindermarkt, der Nobeladresse in der Stadt. Da bricht 1740 der Österreichische Erbfolgekrieg aus, und weitere Aufträge bleiben aus. Er muss 1746, nach Kriegsende, das Haus am Rindermarkt verkaufen und seinen Lebensstil einschränken.

Da kommen die Aufträge vom Prämonstratenserstift Steingaden für eine Wallfahrtskirche auf der Wies gerade recht. Für die beiden alten Männer, (Johann Baptist als Freskant ist siebzig und Dominikus als Baumeister und Stukkator ist fünfundsechzig), wird es das Lebenswerk, für das europäische Rokoko der Höhepunkt schlechthin. Während Dominikus, der in dieser Zeit zu einem der vier Bürgermeister Landsbergs bestimmt wird, langsam ermüdet und bald danach in Landsberg um Amtsentbindung nachsucht, steigt Johann Baptist zu einer letzten Hochform auf, heimst bedeutende Aufträge ein, schließt Verträge, beschäftigt viele Mitarbeiter, gestaltet eine seiner bedeutendsten Schöpfungen, den Steinernen Saal in Schloss Nymphenburg. Noch vor der abschließenden Fertigstellung der Wies stirbt am 09.07.1756 die Gattin Elisabeth. Bald, als spürte er, dass nicht mehr viel Zeit bleibt, und nach der Trauersitte der Zeit zu bald, schließt er im selben Jahr eine zweite Ehe mit Maria Christina Mansrieder aus Hall in Tirol. Er stirbt am 02.03.1758 mit 78 Jahren in München und wird auf dem Friedhof von St. Peter feierlich beigesetzt.

Die Witwe Maria Christina heiratet ein halbes Jahr später den in Johann Baptists Werkstatt tätigen Franz Xaver Feichtmayr (den Jüngeren), der zwar in dem Rennen um die Hofstukkator-Stelle dem Sohn Johann Baptists, Franz Michael, den Vortritt lassen muss, der aber meist die Hofaufträge einheimst. Maria Christina Feichtmayr, verwitwete Zimmermann, stirbt am 14.06.1796, und Feichtmayr heiratet im selben Jahr die blutjunge Maria Anna Mair, Tochter eines herrschaftlichen Kutschers.



*Abb. 7: Wiesbau auf einer historischen Postkarte aus den 20er Jahren.
Foto Wallfahrtsmuseum Wieskirche.*

Die Nachfahrentafel von Dominikus Zimmermann

Baumeister – Stukkator – Marmorierer – Maler



Abb. 8: Vater und Sohn Dominikus und Franz Dominikus. Armeseelen-Tafel im Wallfahrtsmuseum Wieskirche



Abb. 9: Maria Alexandra Zimmermann OCist. (1716–1776), Äbtissin im Reichsstift Gutenzell.

Dominikus

* 01.07.1685 Gaispoint

† 16.11.1766 Wies

∞ 09.01.1708

Theresia Zöpf von Gaispoint,
Tochter von Simon Zöpf,
Gastknecht v. Gaispoint und
Ehefrau Anna, verw. Bals,
geb. Metsch(?)

* 14.05.1685 (getauft) Gaispoint

† 04.06.1752 Landsberg

Von den elf Kindern der Eheleute Zimmermann starben drei gleich nach der Geburt (Maria Anna, Maria Theresia und Karl Benedikt) und weitere drei im frühen Kindesalter (Franz Dominikus, Ignaz Philipp und Franz Xaver Simon). Anna Justina wurde nur 20 Jahre alt und Joseph Nikolaus v. Tolentino ein paar Jahre älter. Johann Georg (Pater Judas Thaddäus OPraem) wurde 43 Jahre alt. Alle diese neun Kinder musste Vater Dominikus begraben. Nur Maria Franziska (Äbtissin Maria Alexandra OCist) und Franz Dominikus, bei dem er zuletzt wohnte, haben ihren Vater überlebt.

Die elf Kindern der Eheleute Zimmermann

Kinder in Füssen

Maria Anna

* 15.02.1709

Faulenbach bei Füssen
† Bald nach der Geburt
in Faulenbach

1

*P. Judas Thaddäus OPraem.
Reichsstift Schussenried*

Johann Georg

* 20.04.1710 Füssen

† 1753 Pfarrer in Mariazell

2

Franz Xaver Dominikus

* 15.11.1711 Füssen

† vor 1714 als Kind
in Füssen

3

Anna Justina

* 18.01.1713 Füssen

† 26.09.1733 Landsberg

4

Stukkator und Maurer

Franz Xaver Dominikus

* 05.08.1714 Füssen

† 02.03.1786 Wies

∞ 09.02.1750 Maria Lori

5

Kinder in Landsberg

Äbtissin M. Alexandra im
Reichsstift Gutenzell

Maria Franziska

* 25.10.1716 -- Landsberg

† 20.04.1776 Gutenzell

6

**Joseph Nikolaus
v. Tolentino**

* 09.09.1718 -- Landsberg

† 1752 vor der Priesterweihe

7

Ignaz Philipp Jakob

* 23.04.1720 -- Landsberg

† 21.11.1725 Landsberg

gestorben an „pustulis“
(Pocken)

8

Maria Theresia

* 17.04.1722 -- Landsberg

† 22.04.1722 Landsberg

9

Franz Xaver Simon

* 25.10.1723 -- Landsberg

† 24.04.1730 Landsberg

Gestorben an „pustulis“
(Pocken)

10

Karl Benedikt

* 17.02.1725 -- Landsberg

† 19.02.1725 Landsberg

11

**Abb. 10: Epitaph der Äbtissin Maria Alexandra
in der Klosterkirche Gutenzell.
(Foto: Dr. Michael Zimmermann)**

Dieses Epitaph enthält zwei Chronogramme in den
Eingangs- und Schlusszeilen, welche ihr Sterbejahr
zweimal benennen:

Eingangszeilen:

*hIer LIget Vnsere reCht Liebe fraV abbtIssIn /
MaRla aLeXanDra (MDCLXXVIII)*

1776 = Sterbejahr.

Schlusszeilen:

*DIes WVnsChen / aLLe Von Ihr InnIgIst
geLIbten / arMen (MDCLXXVIII)*

1776 = Sterbejahr.

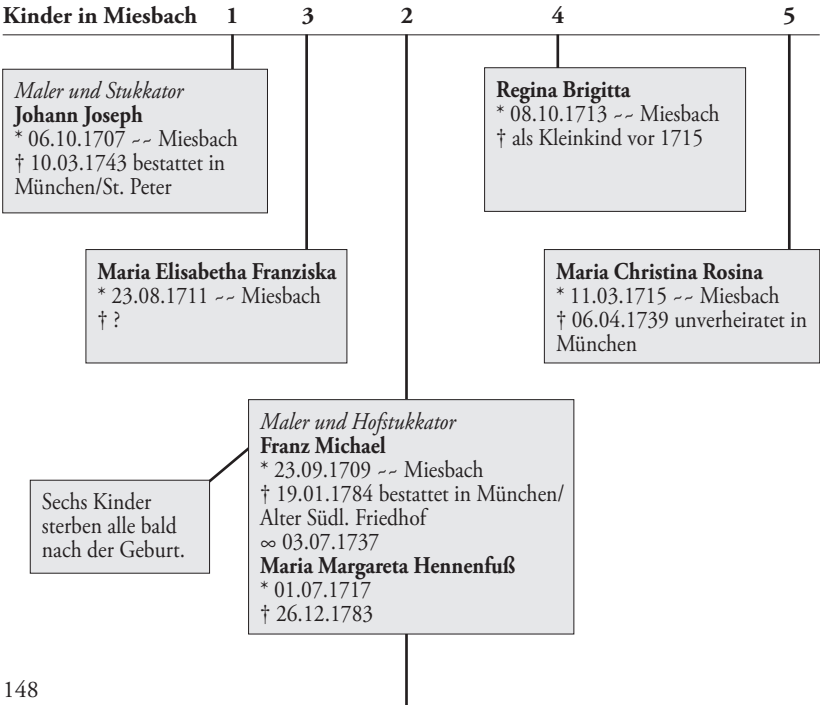


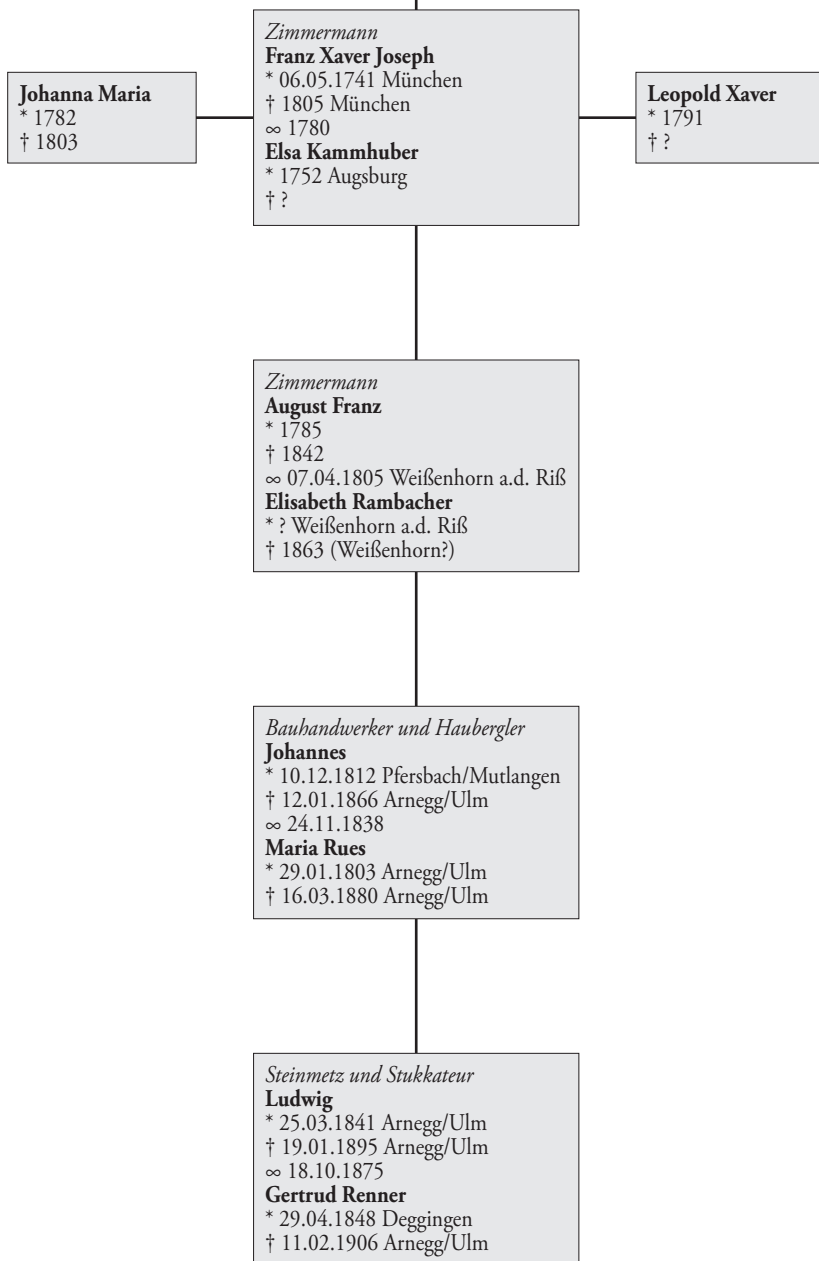
Die Nachfahrentafel von Johann Baptist Zimmermann Stukkator und Maler

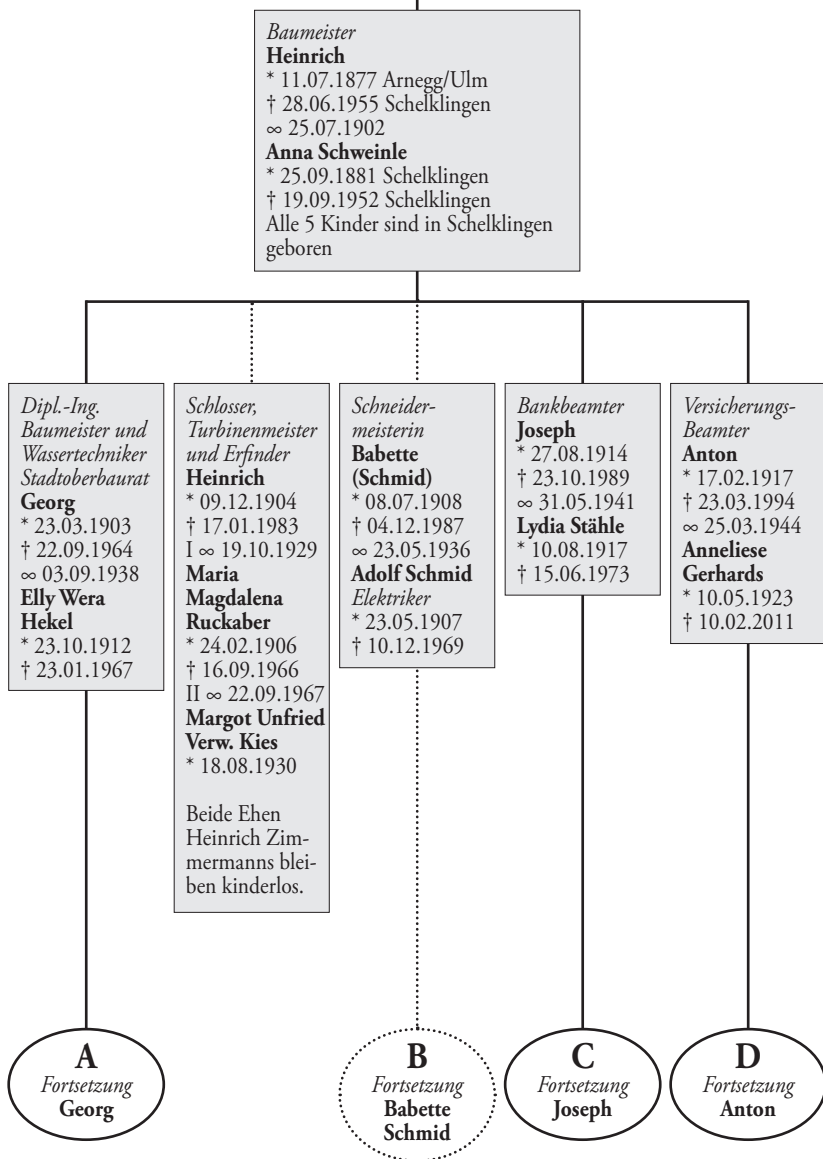


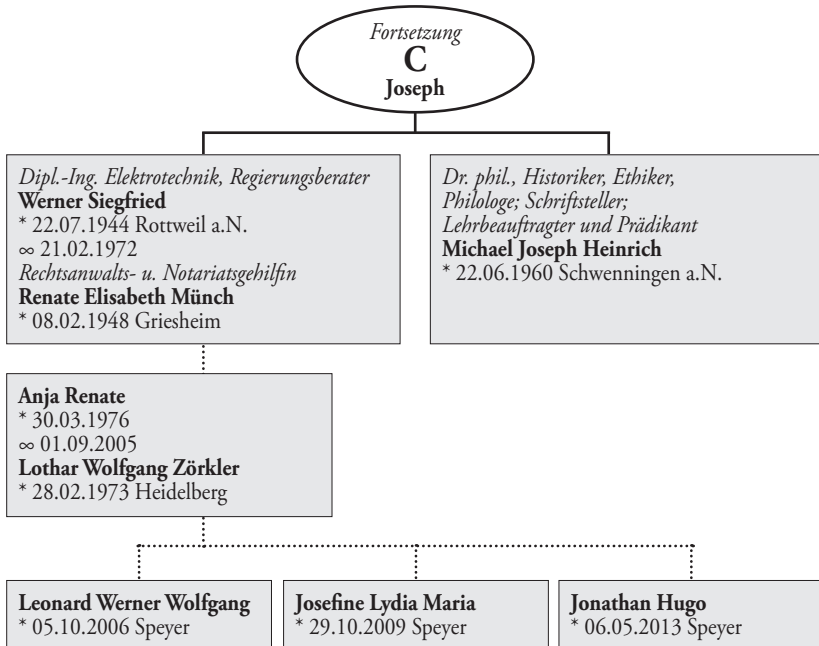
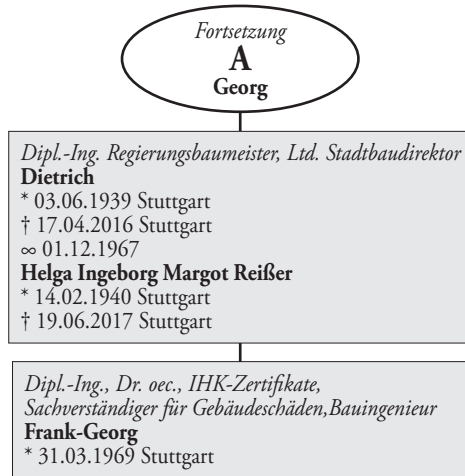
Abb. 11: Johann Baptist Zimmermann

Johann Baptist
 * 03.01.1680 -- Gaispoint
 † 02.03.1758 München
 I ∞ 28.03.1705 Tuntenhausen
Elisabeth Ostermayr
 * ? Riedenburg/Altmühl
 † 09.07.1756 bestattet in München/St.Peter
 II ∞ 11.11.1756 München
Maria Christina Mansrieder
 * ? Hall in Tirol
 † 14.06.1796 München
 II ∞ 1758 München
 Franz Xaver Feichtmayr

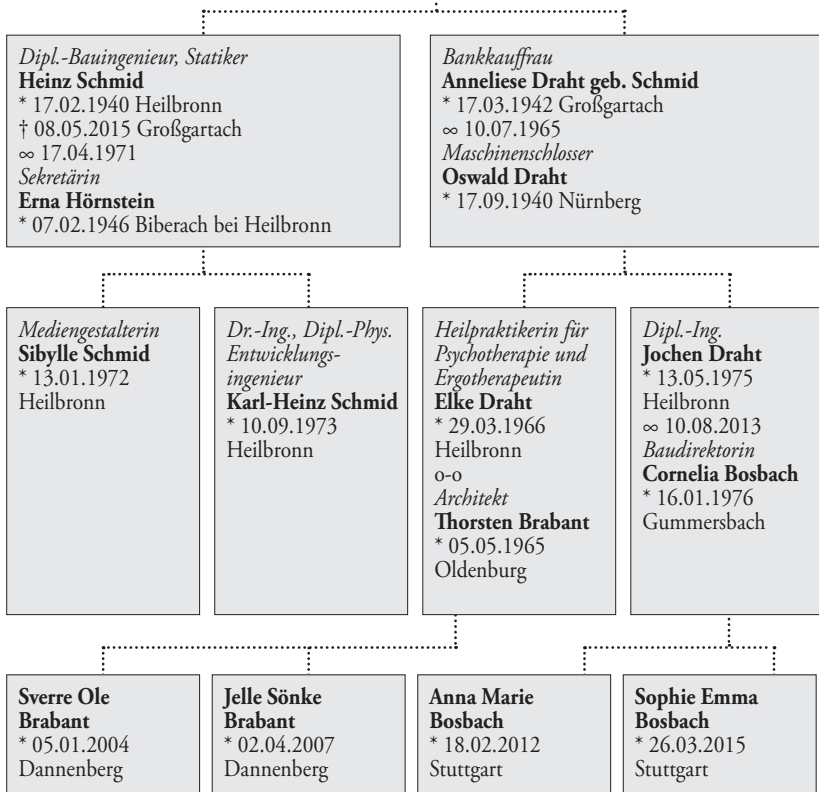


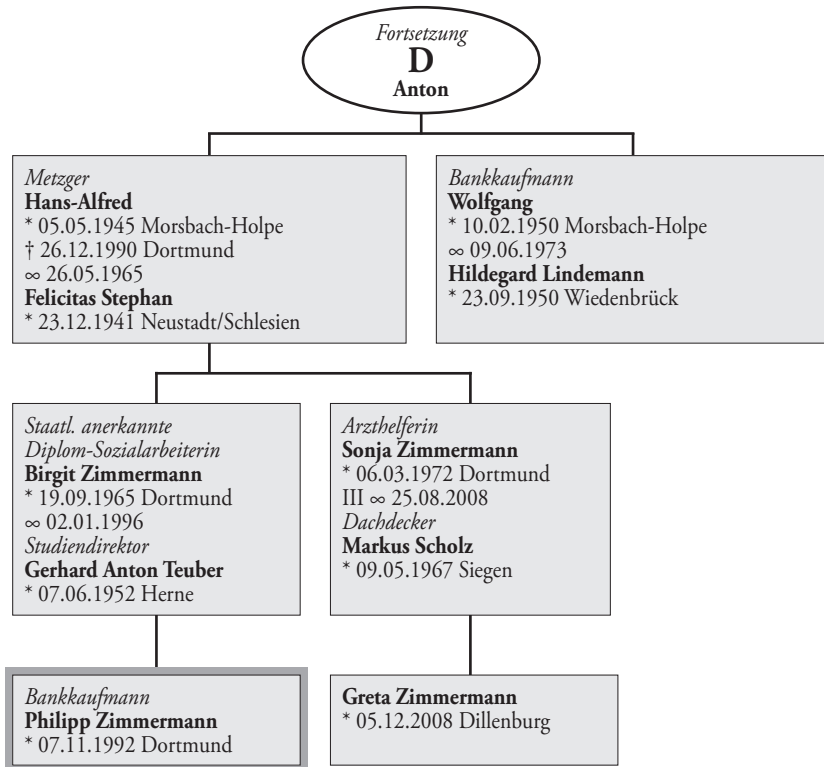






Fortsetzung
B
Babette Schmid





Der Name Zimmermann kann im Mannesstamm durch den jüngsten Spross Philipp (Linie D Anton) aber auch durch Frank-Georg (Linie A Georg) und Michael Joseph Heinrich Zimmermann (Linie C Joseph) genealogisch weitergegeben werden.

Familientreffen der Nachkommen Johann Baptist Zimmermanns 2019



Abb. 12: Treffen von Nachkommen Johann Baptist Zimmermanns der Familien Zimmermann, Schmid, Bosbach, Brabant und Draht im Jahr 2019.

Anhang:

Abbildungsnachweis:

- Abb. 1: Wallfahrtsmuseum Wieskirche
- Abb. 2: Wallfahrtsmuseum Wieskirche
- Abb. 3: Wallfahrtsmuseum Wieskirche
- Abb. 4: Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg, Datenbank Bauforschung
<https://www.bauforschung-bw.de/objekt/id/150057721017/reichsabteigutenzell-in-88484-gutenzell-huerbel/>
- Abb. 5: Dr. Michael J. H. Zimmermann
- Abb. 6: Wallfahrtsmuseum Wieskirche
- Abb. 7: Wallfahrtsmuseum Wieskirche
- Abb. 8: Wallfahrtsmuseum Wieskirche
- Abb. 9: Ausstellungskatalog Dominikus Zimmermann, Schnell&Steiner 1985
- Abb. 10: Dr. Michael J. H. Zimmermann
- Abb. 11: Foto eines Sticks im Wallfahrtsmuseum Wieskirche
- Abb. 12: Foto Michael Zimmermann

Verwendete genealogische Zeichen:

*	geboren
~	getauft
∞	verheiratet
I ∞	in erster Ehe
II ∞	in zweiter Ehe
III ∞	in dritter Ehe
†	gestorben
o-o	nichteheliche Partnerschaft
————	Abstammung in direkter Linie
.....	Abstammung in indirekter Linie

Anmerkungen und Quellen:

- 1 Zitat: Otto Forst de Battaglia, Wissenschaftliche Genealogie. Eine Einführung in die wichtigsten Grundprobleme, Bern 1948. Zu der Problematik der genealogischen Forschungen und den Hintergründen von „Ahnentafel“ und „Nachfahrentafel“ siehe: A. von Brandt, Werkzeug des Historikers, Kohlhammer-Verlag Stuttgart 1973, 47ff.
- 2 Alle relevanten Daten finden sich in: Hugo Schnell, Uta Schedler, Lexikon der Wessobrunner, Verlag Schnell&Steiner, München-Zürich 1988, 325ff.
- 3 Schnell/Schedler, Wessobrunner 325; siehe auch Sixtus Lampl, Dominikus Zimmermann wie ihn kaum jemand kennt, Verlag Schnell&Steiner, München. Zürich 1987, 24.
- 4 Schnell/Schedler, Wessobrunner a.a.O.
- 5 Werner Fees-Buchecker, Bürger, Baumeister, Bürgermeister. Landsberg und Dominikus Zimmermann, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte ZBLG Bd. 79, 2016 Heft 2, 271 und 277ff.
- 6 Zimmermann war Mitglied in drei prominenten Landsberger Bruderschaften, in denen er aktiv am Leben teilnahm (Rosenkranzbruderschaft, St. Sebastiansbruderschaft und Kongregation des hl. Johann Nepomuk, deren Mitglieder „von allen ärgerlichen Gesprächen sich enthalten“ sollen). Vgl. Klaus Münzer, Die Familie Zimmermann in Landsberg (nach Eintragungen im Pfarrarchiv), in: Dominikus Zimmermann. Zur 300. Wiederkehr seines Geburtsjahres. Ausstellungskatalog, Schnell&Steiner München. Zürich 1985, 70ff.
- 7 Pfarrmatrikel Steingaden Sterberegister 1766/67. Archiv des Bistums Augsburg, ABA Matrikelverfilmung Steingaden 1.
- 8 Zu den Familienangehörigen finden sich ausführliche Darstellungen bei Klaus Münzer, Die Familie Zimmermann in Landsberg, a.a.O.
- 9 Lampl, Zimmermann, wie Anm. 3, 19ff. verdanken wir die überzeugend ausgeführten Hinweise auf den Holzbock.

- 10 Ich danke Dr. Michael J.H. Zimmermann für den entsprechenden Hinweis auf diesen, in der bisherigen Literatur unbeachteten Zusammenhang.
- 11 2 Moses 6,14ff.
- 12 Die Arche ist seit patristischer Zeit ein Bild der Kirche als Sinnbild für Reise und Übergang, aber auch für die Todesfahrt im Einklang mit antiken Mythen (Homer, Pindar); vgl. Hildegart Kretschmer, Lexikon der Symbole und Attribute in der Kunst, Reclam Sachbuch 18909, Stuttgart 2011, 362f.
- 13 Zitiert nach: Hermann und Anna Bauer, Johann Baptist und Dominikus Zimmermann. Entstehung und Vollendung des bayerischen Rokoko, Verlag Friedrich Pustet Regensburg 1985, 14f.



Die Scheiterhaufen von Werdenfels

Chronik der Garmischer Hexenprozesse

Paradox der Geschichte

Wenn wir heute von Hexenverfolgungen sprechen, denken wir unwillkürlich an die finstere Zeit des Mittelalters, dessen fremde, uns oft unbegreifliche Welt am ehesten mit den Vorstellungen von Zauberei und Magie in Einklang zu bringen wäre. Doch nicht das Dunkel des Mittelalters, sondern die lichtvolle Epoche der Neuzeit, die mit ihrem modern anmutenden Menschenbild, ihrem Kunstverstand, ihrem Fortschrittsdenken und ihrer Suche nach Sinnfindung für ein Leben im Diesseits auf eine humane, aufgeklärte Weltsicht hoffen ließ, verstand sich darin, den durch rationale Einsichten verschärften Intellekt für den barbarischen Zweck zu nutzen, unschuldige Menschen, vornehmlich Frauen allen Alters und Standes, mit aberwitzigen Anschuldigungen vor Gericht zu stellen und nach quälenden Folterverhören einem ausgesucht grausamen Tod zu opfern, dem Scheiterhaufen.



*Die Grafschaft Werdenfels im 16. Jahrhundert
und ihre Lage im Süden des heutigen Bayern*

Ein Handbuch des Aberglaubens

Die Epoche dieser Justizmorde dauert – zeitgleich mit der Hochblüte von Humanismus und Renaissance – im Großen und Ganzen vom Ende des 15. Jahrhundert bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts. Einzelne Fälle sind noch für das 18. Jahrhundert bezeugt. Legitimation und Vorgehensweise waren seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert in einer Art Handbuch festgelegt. „Hexenhammer“ (*Malleus maleficarum*) hieß dieser fragwürdige pseudowissenschaftliche Traktat, verfasst von den Dominikanermönchen Heinrich Kramer (*Henricus Institoris*) und Jakob Sprenger, die durch eine Bulle Papst Innozenz VIII. (*summis desiderantes affectibus*) von 1484 ermächtigt, schon seit geraumer Zeit als Hexenjäger Ober- und Niederdeutschland durchstreiften und Diözesen, Reichsstädte und Pfarrsprengel zur Anstrengung von Hexenprozessen ermunterten. Das berühmte Hexenbuch der beiden Autoren wurde binnen kurzem zum Bestseller. Nach seiner Erstausgabe von 1487 erschien es – man höre und staune – noch 29mal im Druck, zuletzt 1669. Sein Inhalt, „eine Sammlung von Spitzfindigkeit, Scharfsinn und Unsinn“ (S. Riezler, S. 109), lässt sich in drei Abschnitte gliedern. Teil 1 und 2 beschreiben anhand von Fallbeispielen das Wesen von Hexerei und schwarzer Magie und definieren die Rolle von Mann und Frau bei ihrer Ausübung, der dritte Teil beschäftigt sich dann im einzelnen mit den Regeln und Vorschriften für den Ablauf der Hexenprozesse.

Interkessionalität

Der Beginn dieser Gerichtsverfahren in Deutschland fällt noch in die Ära der Glaubenseinheit. Doch auch die wenige Jahrzehnte später aufflammende Reformbewegung des Protestantismus, von der man sich einen entscheidenden Schritt zur Aufklärung erwartet hätte, vermochte der Hexenbarbarei kein Ende zu setzen. Wir sehen, wie aus den papstreuen Regionen der Wahn unvermittelt auch auf die protestantisch gewordenen Landesteile übergreift, wo er sich rasch und ungehemmt ausbreitet. Selbst den Bibelübersetzer Martin Luther hatten Klugheit und aufgeklärter Verstand nicht vom Ungeist des Hexenglaubens abbringen können, ja er polemisiert sogar gegen Leugner desselben. Zwar verwirft der Reformator einzelne Abscheulichkeiten, wie den Hexenritt und die Fähigkeit der Hexen, sich in Hunde und Katzen zu verwandeln, aber

er ist überzeugt, dass Hexen Gewitter machen, Krankheiten herbeizaubern und mancherlei sonstigen Schaden verursachen können (S. Riezler, S. 128).

Auf katholischer Seite begünstigt die Gegenreformation mit ihrem Bemühen um Rekatholisierung protestantisch gewordener Landesteile den Verfolgungswahn, da oft Rückschläge und Scheitern dem dämonischen Wirken der Hexen zugeschrieben werden. Ideologische Unterstützung erhält die Verfolgung zudem auch aus den Reihen der zeitgenössischen jesuitischen Dogmatiker. Der frühe jesuitische Geist eines Petrus Canisius, Gregor von Valentia, Jacob Gretser und Martin Delrio befürwortet die Hexenbekämpfung; später wird gerade das Jesuitentum unter Adam Tanner und Friedrich Spee zur Speerspitze der Eindämmungsbemühungen. In Süddeutschland tragen nach einer jahrzehntelangen Phase der Beruhigung die in der katholischen Restauration besonders engagierten bayerischen Herzöge Albrecht V. (1550–1579), Wilhelm V. (1579–1597) und Kurfürst Maximilian I. (1598–1651) den ab 1560 ringsum erneut aufschießenden Hexenwahn gezielt ins bayerische Stammland und seine Randterritorien, wo gegen Ende des Jahrhunderts die Exzesse kulminieren.

Statistisches

Die wissenschaftliche Auflistung der Prozesse auf bayerischem Gebiet (Ober- und Niederbayern, Schwaben und Oberpfalz) zeigt, dass innerhalb des Zeitrahmens von 1300 bis 1800 erhebliche Schwankungen in der Verfolgungsintensität auftraten. Für die gesamte Zeitspanne ergeben sich im Ganzen ca. 1000 Gerichtsfälle, bei denen etwa 3000 Personen in Haft genommen wurden. Über ca. 900 von ihnen (= 30 %) wurde das Todesurteil ausgesprochen. Von den genannten 1000 Prozessen konzentrieren sich ca. 900 (= 90 %) auf die 170 Jahre von 1560 bis 1730, in denen fast alle (98 %) der 900 Hinrichtungen vollstreckt wurden. Innerhalb dieser Zeitspanne finden sich nochmals Konzentrationshöhepunkte, im besonderen die Zeiträume von 1586 bis 1595 mit (mindestens) 437 (= 48 %) und 1628 bis 1630 mit 130 Hinrichtungsfällen (W. Behringer, S. 39). Die vom gleichen Autor S. 431–484, in subtiler Detailarbeit angefertigte „Chronologische Prozessliste, Zauber- und Hexenprozesse in Südostdeutschland 1300–1800“ präsentiert uns

– jeweils unter Angabe der Quelle – das relevante Zahlenmaterial, d. h. Prozessjahr, Prozessort sowie Minimalzahl der Verdächtigten und der Verurteilten samt Strafmaß.

Anklageerhebung

Hexereiverdächtige Personen sind fast ausnahmslos weiblichen Geschlechts, wogegen man sich den Teufel, zu dem die Unholdin ihre verwerfliche Beziehung unterhält, als Wesen von männlicher Gestalt denken muss. Grund ist zudem auch die aus der Scholastik übernommene Vorstellung von der Inferiorität des Weibes als *animal imperfectum*, das den Verführungen des Bösen keinen wirksamen Widerstand entgegenzusetzen weiß. Zu den Indizien, die verdächtig machen, gehören laut Hexenhammer mangelnder (oder zu häufiger) Kirchenbesuch, Aufenthalt auf dem Felde vor Unwetter, Kräutersuche, Verwandtschaft bzw. Freundschaft

mit verurteilter Hexe, Heimatlosigkeit, schlechter Ruf, hexenartiges Aussehen, hohes Alter, Hexenmale an unempfindlichen Körperstellen, daneben auch Tränenlosigkeit sowie ein zu geringes Körpergewicht.

Die Häufung der Bezeichnungen und Inhaftierungen vollzieht sich zwei Wellen. Vom Ort des Ursprungs greift die Anklage zunächst in mehreren Schüben auf Bewohnerinnen der Nachbarorte über, zu denen von Seiten der Beschuldigten verwandtschaftliche



*Zauberischer Milch- und Weindiebstahl
(aus: Hans Vintler, Tugendspiegel, Augsburg 1486)*

Bindungen bestehen (erste Welle). Nach dieser „geographischen“ Expansion setzt unmittelbar die zweite Welle der Verfolgung ein, die „soziale“ Expansion. Diese betrifft nun nicht mehr nur Außenseiter und Personen aus der Unterschicht der Gesellschaft, sondern vornehmlich auch den bürgerlichen und bürgerlichen Mittelstand. Gelegentlich richtet sich die Anklage sogar gegen Angehörige der lokalen Oberschicht sowie gegen siegelführende Personen von Besitz und Stand.

Ein Register von „Hexenverbrechen“ stützt die Anklage. Auch hierfür bietet der „Hexenhammer“ die wesentlichen Ansätze (vgl. W. Behringer, S. 15f):

- Teufelspakt (mit Abwendung von Gott), Teufelsbuhlschaft
- Fähigkeit zum Hexenflug bzw. Hexenritt, Hexensabbat (mit Anbetung des Teufels)
- Schadenszauber (Krankheitsbefall, Wetterschäden, Insektenplagen etc.)

Ein ausführlicheres Bild vermittelt der zeitgenössische Sammelband, das „*Theatrum de veneficiis*“ (Untertitel: Von Teufelsgespenst, Zaubern, Gifftbereitern, Schwarzkünstlern, Hexen und Unholden, Frankfurt / M. Basseus 1586), das in 17 Einzelschriften über die Auffassungen von Vertretern aller vier Konfessionen (Katholiken, Lutheraner, Calvinisten, Zwinglianer) zu Hexenfragen informiert. Das Autorenteam legt reichlich Material zum Thema vor und diskutiert die zahlreich vorhandenen Deutungsunterschiede nach Detailbereichen.



*Holzchnitt mit „Hexenverbrechen“
 (oben: Flug zum Hexentanz, Teufelsritt, Wetter-
 zauber, unten: Teufelsbuhlschaft,
 Kindsmisshandlung, Teufelspakt), Titelblatt aus
 „Peter Binsfeld, Traktat von Bekantnuß der Zau-
 berer und Hexen, München 1592“*

Anklagepraxis

Die Verhörprotokolle sind von erschreckender Gleichförmigkeit, so dass wir annehmen müssen, dass diese Aussagen den Beschuldigten Wort für Wort in den Mund gelegt wurden. Laut ihrer „Geständnisse“ hätten sie es widerspruchslös geschehen lassen, dass der in zunächst unauffälliger Verkleidung (etwa als „Bauer“) sich einschleichende „Buhlteufel“ sie zu Unzuchtshandlungen („fleischliche Vermischung“) verführt, sowie in einer Art Pakt zur Abkehr von Gott und zu vollkommener Ergebung in den Willen des Satans veranlasst habe. Meist ist auch die Rede von der

Zubereitung einer todbringenden Salbe aus widerlichen Ingredienzien, die der Böse herbeischafft, bzw. zu der er die Zutaten anordnet. Verunehrung von Sakramenten und Hostien-schändung sind ebenfalls stereotype Bestandteile des Schuldgeständnisses. Doch auch die Bekundung tief empfundener Reue und Bußfertigkeit und die Zurückweisung aller weiteren Verführungsversuche von Seiten des Dämons, vom Protokollanten oftmals im Abschluss bezeugt, werden das Todesurteil von der Beklagten nicht mehr abwenden.



„Hexentaten“: (von oben nach unten) Flug zum Hexentanz, Wettermachen (links), Teufelsbuhlschaft (rechts), Hexenschuss (links), Teufelsbeschwörung (Mitte), Milchdiebstahl (rechts), richterliche Urteilsfindung: Scheiterhaufen (Mitte); (rechts) angehexte Verstümmelung? (aus: Ulrich Tengler, Der neu Layenspiegel, Augsburg 1511)

Die Absurdität dieser „Geständnisse“ lässt darauf schließen, dass sie den Angeklagten auf der Folter unter unsagbaren Qualen abgepresst wurden. Den armen Frauen blieb nichts

anderes übrig, als zu versuchen, durch Eingeständnis aller Vorwürfe einer Fortsetzung der Misshandlungen zu entgehen. Die wenigsten Personen gestanden „gütlich“, das heißt ohne die Anwendung der Folter, ihre vermeintliche Hexerei ein. Meist bedurfte es härtester Torturen und der ganzen „Kunst“ des Scharfrichters, dem die Folterung oblag, um den Angeklagten das vom Gericht erwartete Schuldeingeständnis abzupressen.

Das Verhörprotokoll, das zum Verfahren gegen die Garmischerin Anna Lidl vom 25. April 1590 überliefert ist, zeigt gleichsam exemplarisch den ganzen Aberwitz dieser erzwungenen „Selbstbekenntnisse“ (Abdruck bei F. Kuisl, S. 20 f.):

*Gegenwierdig gefangne und gepundne Mallefzische Weißß
Person Anna Lidlin, Ires Alters ob den 40 Jarren. In die 20 Jarren
allda Zu gärmischen gehaust. Hat auf sowoll guet alls
Peinliche frag durch beharlich gleichförmige urgüchten Irer geüebten
Zauberey wegen Aufgesagt unnd bekenndt.*

*Ungeverlichen vor ainem Jarr verschiner Zeit sey ir der Pese geiist in aines Paur
Gestaldt, wis seines Claidts farb nit, allain ainen schwarzen Huet,
in Irer behausung im Stall Pay dem tag, alls Ir Mann Zu Holz ge-
wesen erscheinen. Er sie Puelschafft mit Ir zu pflegen Anngesprochen.
Dariber sie bede in Ir khammer ganngen. Unnd unnzucht fleischlicher
Vermischung geuebt. Sein Natur sey khalt gewesen. Hab sich Satoloß
genannt.*

*Darauf sy anngesprochen, sy solle sy ime gannz unnd gar Ergeben,
Welliches sy gethan, unnd ime ir Leib und Sellfier Aigen versprochen
Dariber sie bede Einnander die Lüngge Hanndt gebotten, seine Hanndt
sey Hart unnd khalt gewesen. Sie Lidlin auf Ires Pueltheuffels
begern, sich gott des Himlischen vatters unnd aller seiner Heilligen
unnd der gannzen Ennglischen Scharr verlaugnet unnd widersagt hab.
Dariber sy gleichwoll Herzlich Rey unnd Laidt trag.*

*Hierauf er ir in ainem glasl ain weisse Salben gegeben, darneben ir
Bevolchen Mennschen unnd Viech darmit Zuverderben, Zu wellicher
Salben Sie ime aus Irem Leib aus ainem diech Harr unnd fleisch zugeben
Verwilliget. Das Volgenns Ir Pueltheuffell selbs Heraus gerissen
mit sellicher Salben Hab sy ir selbs, Ir Aigne gaiiss Angeschmirt
darvon sy alsfalt todt gelegen, die noch überige Salben Stee noch
Annhaimbs in Irer Schlaffkhamer auf ainem Predt.*

*Unngeverlichen 14 tag vor Jungst Abgelauffnen Weinacht
sey sy auf ainem klainen Stuell (welliches sie in Pach geworffen)
neben Iren gespillen unnd Irem Pueln, dem Jacob Glazen wiert
Zu gärmischen, in den kheller gefarn, alda wein gethrunckhen,,sie Zaigt
Auch an, das die Hingericht Barbara Achrainerin sie Zu sellichen
Zauberey bewegt Hab, Darbey auch die verstrickht Brighitha
Waliserin gewesen.*

*Das Hochwierdig, den warenfronnleichnam Christ} Hab sy gleich
woll Järllich Zu Österlichen Zeiten scheinbarlichen in den Mundt
genommen, aber Vertigs Jarr die Hostien widerumben aus dem Mundt
gethan, dieselbig au dem freithojf von Ir geworffen, Ir Puel
teuffell Hab ir das SaCrament Hinfieron Zomissen
mit Ernnt Abgeschafft.*

*Sie Zäigt auch an, das deren tagen weil! sie in dem Schloss in Ver
Haft gelegen, ir Puell mit großer ungestume Zu ir khumen
sy ine aber nit Audients geben, sonnder ime von Ir Abgeschafft
Unnd ime widersagt.*

Die Schongauer Prozesse

Anna Lidl stirbt zusammen mit acht weiteren Verurteilten am 21. Mai 1590. Um diese Zeit sind die Garmischer Verfahren schon in vollem Gange. Doch Werdenfels steht nicht am Anfang der Verfolgungswelle, die ab dem Sommer 1589, wohl ausgelöst von vernichtenden Wetterkatastrophen (großflächige Hagelwetter am 26. Juni 1588 und 20. Mai 1589), mit „epidemischem Wüten“ (S. Riezler, S. 165), über den südbayerischen Raum hereinbricht. Zentrum dieser jäh aufflammenden Prozesskampagne gegen Zaubereiverdächtige ist zunächst das Landgericht Schongau. Während zeitgleich in den Pflegämtern München, Abensberg, Weilheim und Tölz jeweils nur einzelne Fälle zur Verhandlung kommen, ist hier die Zahl der Beschuldigten und Getöteten die höchste aller bayerischen Distrikte. In den fast drei Jahren, die sich die Verfahren hinziehen (bis Sommer 1592), fallen 63 Frauen, darunter eine Amtmanns- und eine Richtersfrau und drei Hebammen, dem Verfolgungswahn zum Opfer. Herkunftsorte der Frauen sind die Stadt Schongau selbst, ferner Altenstadt, Burggen, Dienhausen, Hohenfurch, Ingenried, Peiting, Sachsenried, Schwabbruck und Schabsoien. Die Verurteilten werden (in

abgemilderter Vollstreckung) enthauptet, ihre Leichen verbrannt. Wichtigste Informationsquelle ist neben den sporadischen Prozessakten vor allem der Briefwechsel zwischen dem Stadtrichter Hans Friedrich Hörwarth von Hohenburg und seinem obersten Gerichtsherrn Herzog Ferdinand von Bayern, dem sein Bruder Wilhelm V. die Regierungsgeschäfte über das Pflegamt Schongau übertragen hatte. Infolge der lückenhaften Aktenlage sind präzisere Daten zu den Personalien der Angeklagten und den jeweiligen Prozessumständen nicht in jedem Fall ermittelbar.

Was wir jedoch mit Sicherheit wissen, ist die Tatsache, dass bei den makabren Vorgängen um Schongau stets ein und dieselbe Person im Mittelpunkt stand, der Schongauer Scharfrichter „Meister“ Jörg Abriel. Prozessverlauf und Strafvollstreckung boten ihm Gelegenheit, im Umgang mit Hexen reichlich Erfahrungen zu sammeln und seine Vorgehensweise mehr und mehr zu perfektionieren, wodurch der Henkersmeister schon bald zum „einflussreichsten Mann im Herzogtum“ (Riezler, S. 172) aufstieg. Denn nicht nur die Tötung der Verurteilten, sondern auch das vorausgehende Verhörverfahren mit Folterung und Auffindung von „Hexenmalen“, vermeintlich eindeutigen Zeichen der schwarzen Kunst, gehörten zu seinem grausamen Handwerk. Somit war das Schicksal von Hunderten von Bezichtigten völlig in seine Hand gegeben. Während das Scharfrichterwesen ansonsten im Volk als ehrlose Zunft galt, die von den Bürgern gemieden wurde, genoss Abriel mit seinen Gehilfen in seinem Aktionsgebiet sogar ein gewisses Ansehen. Die nicht unbeträchtlichen Einkünfte, die ihm aus seinem Auftrag erwuchsen, machten es ihm möglich, dass er in Begleitung seiner Frau und zweier Gerichtsboten mit drei Pferden wie ein großer Herr im Lande umherreiste, um an den Orten, wohin er berufen wurde, seiner widerwärtigen Tätigkeit nachzugehen.

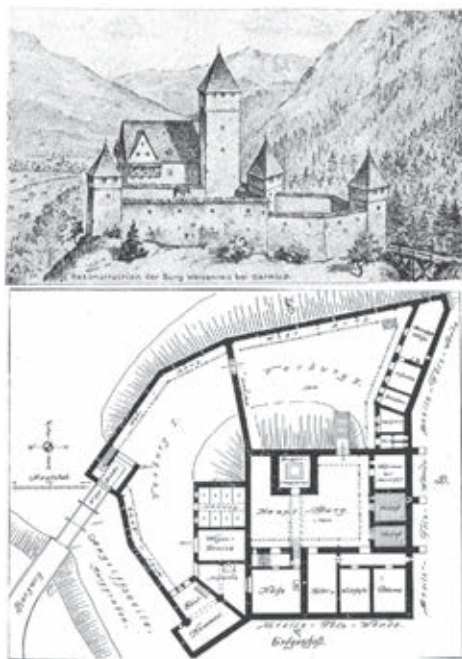
Werdenfels im Hexenwahn

Noch während die Prozesse in Schongau laufen, springt der Funke auf die Grafschaft Werdenfels über. Seit 1294 im Besitz des Hochstifts Freising, hatte Werdenfels mit seinen Untergerichten Garmisch, Partenkirchen und Mittenwald eine Sonderstellung zwischen dem habsburgischen Tirol und dem Herzogtum Bayern inne. Nicht unerhebliche Erz- und Silbervorkommen, einträgliche Transportrechte für Werdenfeler Fuhrleute, Mautpflicht an den Handelsstraßen nach Italien und

nicht zuletzt der 1487 von Venedig nach Mittenwald verlegte „Bozener Markt“ (bis 1679) hatten die Grafschaft trotz klimabedingt verminderter landwirtschaftlicher Produktivität zum „goldenen Landle“ gemacht. Der rege Durchgangsverkehr mit seinen Gespannführern, Trossknechten und Wachleuten, dazu gelegentlich Privatreisenden (Rompilger) begünstigte die Niederlassung diverser Bier-, Wein- und Tafernwirte. Aber auch den zahlreichen Handwerksbetrieben wie Schmieden, Sattlern, Schustern, Gerbern, Schreibern u. a. verhalf das Transportwesen zu einem gesicherten Auskommen. Die Bevölkerungszahl dürfte demgemäß während mehrerer Jahrhunderte bei rund viereinhalb- bis fünfeinhalbtausend Personen gelegen haben.

Während im Schongauer Raum die Verfolgungen zumeist von der Obrigkeit angestrengt und gesteuert wurden, ging die Bewegung in der Region Werdenfels weitgehend von der Mitte des Volkes aus. Erste Unru-

hen begannen im Vorfeld zu den späteren Exzessen schon in den achtziger Jahren, als noch Hans Paul Herwarth von Hohenburg, Bruder des Schongauer Richters, in der Grafschaft die Amtsgeschäfte führte (ab 1580). Dem bedachtsamen und umsichtigen Mann gelang es wiederholt, Anschuldigungen und Prozessforderungen der Einheimischen gegen zaube-reiverdächtige Frauen erfolgreich niederzuschlagen. Auch sein Nachfolger im Pflegamt Caspar Poißl von Atzenzell (ab 1583) verhielt sich zunächst durchaus besonnen und beschwichtigend, vermochte aber gegen Ende des Jahrzehnts, nachdem die Schongauer Ausschreitungen



„Burg Werdenfels“
*Gesamtansicht (Rekonstruktion)
 und Grundriss*

bereits eingesetzt hatten, dem Druck der Hexenankläger aus seiner Umgebung nicht mehr standzuhalten. Zunehmend verunsichert durch die gehäuften Anzeigen von Hexereidelikten aus der Einwohnerschaft zeigte er sich in der Folgezeit den Anforderungen seines Amtes immer weniger gewachsen. Mangelnde Urteilskraft und, wie er selbst bekennt, fehlende juristische Ausbildung mögen zudem Gründe für sein Versagen gewesen sein. Wir erleben Fall für Fall einen schwankenden und unsicheren Gerichtsherrn, unter dessen Regie das Verhängnis mit unerbittlicher Konsequenz fortschreitet.

Die Malefizprozesse

Auftakt der Unheilsserie ist der Spätsommer des Jahres 1589. Wieder flackert eine Lohe von Anschuldigungen auf. Sie hält sich jetzt nicht mehr im Anonymen, nun trägt sie einen konkreten Namen: Hans Ostler, Eibseefischer und Inhaber eines Einödhofes am Ufer des malerischen Sees. Sein Melkvieh ist erkrankt, die Milch zum Buttern unbrauchbar. Unwetter schädigen die Ernte des hochgelegenen Anwesens an der Grenze zu Tirol. Von den Tirolern droht manches Ungemach durch Fischereifrevel und räuberische Einfälle. Ostlers Verdacht, es könne sich um Hexerei handeln, fällt auf die Grainauerin Ursula Klöck, eine gebürtige Tirolerin aus dem Lechtal. Eine dubiose Zauberprobe, von ihm auf Anraten eines „Hexenaufspürers“ namens Mang Resenberger in's Werk gesetzt, scheint ihm den Verdacht zu bestätigen. In den See geworfene Topfscheiben sollen die Genannte vor seine Hofstatt rufen, also gleichsam an den Ort bannen – und wirklich kommt sie wenig später auf ein persönliches Gespräch bei ihm vorbei. Mehr geschieht in diesem Fall nicht. Dennoch wird Ursula Klöck am 28. September als Zaubereiverdächtige im Garmischer Amtshaus in Haft genommen. Zehn Tage später folgen ihr die fast 80jährige Elisabeth (Els) Schlamp und ihre ledig gebliebene Tochter Apollonia, beide aus Garmisch, auf Grund namentlicher Bezeichnungen aus der Bevölkerung ins Gefängnis nach. Noch unschlüssig über die zu verhängenden Maßnahmen, schickt Poißl am 17. Oktober einen Gerichtsboten an den Stiftsrat zu Freising: Seinen Untertanen seien die drei als Hexen bekannt, die viel Schaden an Gut, Leib und Leben ihrer Mitbürger angerichtet hätten. Der „Hexenfinder“ Meister Abriel habe an allen eindeutige „Hexenmale“ ausgemacht. Als Pfliegerichter bitte er, Poißl, um Weisungen für die Fortführung des Verfahrens. Die Antwort

lässt nicht lange auf sich warten. Bereits am 20. Oktober ergeht die Anordnung, die Weiber seien „gütlich“ und „streng“ zu befragen. Ein fünf Tage später anberaumtes Verhör noch ohne Folteranwendung erbringt allerdings keine hinreichend verwertbaren Ergebnisse. Nochmals schickt Poißl nach Freising. „Peinliche“ Befragung wird angeordnet und der Vollstrecker der Foltermaßnahmen, Abriel, wird wieder in's Land gerufen. Unter dem Zwang der Folter – Art und Grad sind nicht näher bekannt – gestehen die Gemarterten nicht nur alle Hexereivorwürfe, sondern bezichtigen auch noch eine Blutsverwandte, Barbara Achrainer, Schwester der Apollonia, als Beteiligte. Alle vier werden im Verlauf des Dezembers in das Verließ des Pflegschlosses verbracht. Dort erpressen die qualvollen Verhöre die Nennung einer weiteren Hexengenossin, der 60jährigen Margarethe Gättinger aus Hammersbach. Diese weiß in ihrer verzweifelten Lage keinen anderen Ausweg als sich den Qualen der Folterverhöre durch Selbstmord zu entziehen (21. Dezember). Zuvor hatte sie noch auf der Streckbank drei weitere Frauen als ihre „Gespielinnen“ angegeben, die Bäckerin Margarethe Knilling (die „Puslpöckin“) aus Partenkirchen sowie die Garmischerinnen Brigitte Walser und Agatha Loipold. Mit diesen Denunziationen expandiert die Verfolgung in eine Sekundärwelle von noch größeren Dimensionen. Von den Inhaftierten werden weitere Frauen angezeigt: Barbara Gänsler aus Garmisch, bezichtigt von Brigitte Walser, sowie die Garmischerin Margarethe Wolfhart, benannt von Apollonia Schlamp. Die furchtbarsten Früchte trägt jedoch die Geständigkeit der Ursula Klöck. Elf Personen sind die Opfer ihrer Anzeige: Anna Lidl aus Garmisch, Katharina Kempscher und ihr Ehemann Simon, der „Saubauer“ von Wamberg (in seinem Hausstand befinden zu dieser Zeit 8 Kinder im Alter von 4 bis 20 Jahren), Margarethe Klöck von Grainau, eine weitere Margarethe Klöck, Witwe aus Hammersbach (beide wohl Verwandte der Ursula Klöck), Magdalena Gättinger von Grainau, Apollonia Lidl, Witwe aus Garmisch, Schwester der genannten Katharina Kembscher, Margarethe Reiser, Witwe aus Garmisch, Barbara Ningedult (genannt „Lauxin“) von Partenkirchen und deren Mutter Anna Schlamp von Garmisch (genannt die „Alt Hans Schlampin“).

Erster Malefizrechtstag

Trotz dieser zahlreichen Denunziationsfälle befinden sich zu Anfang des Jahres 1590 zunächst nur die vier Erstverhafteten im Schlossver-

lies. Wieder schickt Poißl, wohl zur Beruhigung seines Gewissens, nach Freising (4. oder 5. Januar). Bemerkenswert in seiner Anfrage ist, dass er als „Abmilderung“ der Strafe die Tötung durch Strangulation oder Enthauptung vorschlägt, mit anschließender Verbrennung der Leichen. Beim Lebendigverbrennen, so Poißl, sei nämlich das Feuer so laut, dass kein Priester die armen Sünderinnen trösten könne. Das Antwortschreiben vom 31. Januar ordnet einen „malefizischen“ Rechtstag an, an dem die Hinrichtungen ohne „Abmilderung“ stattzufinden haben. Poißl legt ihn auf den 5. Februar fest. In Anwesenheit eines Freisinger Rechtsbevollmächtigten und zahlreicher, teils hoher Geistlicher der Umgebung (wie der Prälaten von Schlehdorf und Rottenbuch) fällt der Richterspruch. Ursula Klöck, Els Schlamp, Apollonia Schlamp und Barbara Achraimer sind – entgegen dem Ansuchen Poißls um Strafmilderung – bei lebendigem Leib zu verbrennen. Asche und persönliche Gerätschaften sind an einen „besonderen Ort“ zu verbringen. Das bescheidene Vermögen der Hingerichteten wird eingezogen. Ob es die Kosten der Verbrennung aufwog, die sich laut Rechnung auf einen Klafter Holz beliefen, wissen wir nicht.

Zweiter Malefizrechtstag

Der Tod der vier Frauen ohne eindeutigen Schuldbeweis hatte viele unter den Werdenfelsern nachdenklich gemacht. Von den zu befürchtenden Denunziationen bereits Verhafteter musste sich jede Familie bedroht fühlen. Die Angst, als „Hexe“ verbrannt zu werden, wuchs zunehmend unter der weiblichen Bevölkerung. Denn schon wenige Tage später beginnen erneute Verhaftungsaktionen, basierend auf den Anzeigen der am 5. Februar Exekutierten. Bis zum 25. April werden insgesamt zehn Personen ins Schloss verbracht: Simon und Katharina Kembscher, Anna Lidl, Margarethe Knilling, Brigitte Walser, Margarethe Klöck, Barbara Gänsler, Katharina Schwarz, Magdalena Gättinger und Margarethe Wohlfart. Scharfrichter Abriel, der wieder angereist ist, erhält für sein grausiges Handwerk Verstärkung zugewiesen, den Meister „Christoph“ und den Jung – Nachrichten Jacob, beide aus dem schwäbischen Biberach. Ab Ostern setzen die täglichen Folterungen ein. Die Puslbäckerin Margarethe Knilling trifft es besonders hart. Von ihr wird berichtet, sie sei durch die Folter „an allen Gliedern verderbt“, was sie bei ihrer Herzensgüte in der Tat nicht verdient habe; sie habe immer „reichlich Almosen gegeben,

die Fremden beherbergt und die Kinder geliebt und weine stets“ (aus einer Supplik ihres Ehemanns Georg Knilling an Freising, die aber anscheinend keinen Erfolg hatte; zit. nach F. Kuisl, S. 18). Die peinlichen Verhöre müssen von unerhörter Härte und Grausamkeit gewesen sein. Anders ist es nicht erklärbar, dass die Hinzurichtenden bei einer nochmaligen Befragung durch den Scharfrichter, ob sie bei ihrem Schuldestandnis blieben, lieber den Tod wählten, als zu widerrufen und somit weiteren Folterungen ausgesetzt zu sein. Für das Lebendigverbrennen der neun armen Weiber sowie die Tötung des Simon Kembscher (Todesstrafe Rädern) wird der 21. Mai festgesetzt. Doch ein Gewitterregen vom Vorabend hat das Holz der Scheiterhaufen völlig durchnässt, so dass sich Poißl für Erdrosseln mit anschließendem Verbrennen entscheiden muss. Für diese unbeabsichtigte „Abmilderung“ entschuldigt er sich in einem nachträglichen Bericht an Freising: man möge deshalb „keine Ungnade auf ihn werfen“. Wieder sind mehrere Priester zugegen,



*„Peinliche“ Vernehmung
(Folterung mit Beinschienen und Streckgalgen),
anonymer Kupferstich, frühes 17. Jahrhundert*

Wieder sind mehrere Priester zugegen, darunter die Pfarrer von Eschenlohe und Lermoos. Überliefert ist, dass vor der Prozedur eine Art Hinrichtungsmahl stattfand, an dem neben den Honoratioren auch die Delinquentinnen ihren Anteil erhielten. Der reichliche Verzehr an Wein und Brot ist durch detaillierte Rechnungen belegt.

Dritter Malefizrechtstag

Bereits zwei Tage später füllt sich das Schlossgefängnis mit neuen Opfern. Wieder sind es neun unglückliche Frauen, die nach qualvollen Martern einem schrecklichen Tod entgegensehen: die Mittenwalderin und ehemalige Sennerin Dorothea Zott, die Garmischerin Agnes Plöcker, die Partenkirchenerin Anna Part (genannt die „Alt Guampin“), Margarethe Hiebler (Ehefrau des Andreas Hiebler aus Vordergraseck), ferner die fünf schon vor dem 1. Malefizrechtstag denunzierten Frauen Apollonia Lidl (eine Schwester der Katharina Kembscher), Marga-

rethe Reiser, Anna Gänsler, Agathe Loipold (alle vier aus Garmisch), sowie Margarethe Klöck aus Hammersbach. Wieder erzwingt die Qual der Folter abgepresste „Geständnisse“. Allein Agnes Plöcker benennt zur Freude der Inquirenten zahlreiche „Gespielinnen“, darunter die später hingerichteten Anna Schenich, Barbara Mayr, Barbara Feuerer, Brigitte Kätzler (alle vier aus Garmisch) und Anna Knilling aus Partenkirchen. Zur Gruppe dieser nächsten Todesopfer gehören auch die Mittenwalderinnen Barbara Sailer (die „Wassersäckin“) und Ursula Prandner (beide angezeigt von Dorothea Zott) sowie die Grainauerin Elisabeth Püschl und die bresthafte Margarethe Völckl aus Partenkirchen (beide benannt von Apollonia Lidl), dazu die Garmischerin Anna Zobl (angegeben von Margarethe Reiser). Gemäß Weisung aus Freising wird die Tötung der an erster Stelle aufgeführten neun Delinquentinnen auf den 18. Juni 1590 festgesetzt. Zur geistlichen Betreuung sind sechs Priester zugegen, die Vollstreckung wird von drei Scharfrichtern („Meister“ Christoph aus Biberach und zwei Nachrichter aus Hall / Tirol) durch Erdrosseln und Verbrennen der Leichen vollzogen. In einem Rechnungsverzeichnis über die Verfahrenskosten ist unter anderem von einem nicht unerheblichen Ausschank an Wein als „Henkerstrunk“ an die Verurteilten die Rede.

Vierter Malefizrechtstag

Die Gefängniskammern des Schlosses brauchten nicht lange leer zu stehen. Schon am 19. und 20. Juni werden wiederum neun Frauen in Gewahrsam genommen: Die Mittenwalderinnen Dorothea Gäb und Barbara Sailer (letztere von der ermordeten Dorothea Zott angezeigt), Barbara Grasegger aus Hintergraseck, die junge Barbara Jungholzer aus Garmisch (beide bezichtigt von Simon Kembscher), Anna Schenich aus Grainau, die Garmischerinnen Barbara Mayr und Anna Knilling (alle drei benannt von der hingerichteten Agnes Plöcker), ferner Ursula Thurn aus Partenkirchen und die 94jährige Ursula Prandner aus Mittenwald (angezeigt von Dorothea Zott). Hinzu kommen Juliane Noll aus Mittenwald (Denunziantin Dorothea Zott ?) und Elisabeth Püschl aus Grainau (vor dem 3. Malefizrechtstag denunziert von Apollonia Lidl). Die ersten Zehn der genannten Frauen (bis auf Ursula Prandner) werden in der Korrespondenz mit Freising als Hinzurichtende bestätigt. Zum Hinrichtungstag, dem 23. Juli 1590 finden sich wiederum mehrere Pfarrer der umliegenden Pfarreien ein. Die Tötung wird vom Nachrichter aus Hall

mit seinen Helfern durch Erwürgen und Verbrennen vollzogen. Auf der Richtstatt, so wird überliefert, riefen einige der Verurteilten den Umstehenden zu: „Ihre frommen Weiber, fliegt über alle Berge; denn wer von euch dem Züchtiger in die Hände fällt, und an die strenge Marter kommt, die muss sterben.“



Die „Unholdt“ im Fiüssener Totentanz des Jakob Hiebeler von 1602:

Die in einfache, bäuerliche Tracht gekleidete Greisin, offenbar wegen ihres Buckels leicht vornüber gebeugt, wird vom Knochenmann mit weit ausulndem Schritt ins Höllenfeuer abgeführt. Der sie begleitende Ziegenbock und die Heugabel in ihrer Linken gelten als geläufige Hexenattribute. Links im Hintergrund der Heuberg (in der Schwäbischen Alb), auf dem zwei Personen ein Feuer entfacht haben. Der emporquellende Rauch füllt zunehmend den ganzen Himmelsbereich mit bedrohlicher Schwärze aus (wohl Andeutung des Wettermachens). Textleiste am oberen und unteren Bildrand (nichtabgebildet):

Der Tod:

*Hupff auf du bessigs kammelthier,
Im feur muest du ietz schwitzen schier.
Dein gabel reitten bat ein endt,
Vom hewberg hol ich dich gar gshwendt.*

Die Unholdt:

*Gott selbst auch seine haylgen zwar,
Hab ich verlaugnet offenbar.
Mein glübt hab ich dem teuffel thon,
O weh, o weh waß wiert mein lohn.*

Inzwischen beginnt die Stimmung in der Bevölkerung umzuschlagen. Zweifel und Misstrauen wachsen. Georg Knillings Bittschrift an Freising vor dem 2. Malefizrechtstag war zwar nur ein erster Ansatz zur Umkehr, zumal er Zutreffendes in der Anklagebegründung als rechtens einräumte („... wenn sie „inzichterweis“ befleckt sei, müsse er sich wohl gedulden, dass ihr recht geschehe“; zit. nach S. Riezler, S. 183), doch auch aus weitergehenden Kreisen des Mittelstands werden die Zweifel und Bedenken über die Hexenverfahren lauter. Man klagte, dass der Pfleger mit der Tortur umbarmherzig sei, „dass die armen Leute ihre Unschuld keinem Menschen, weder dem Beichtvater noch dem Prokurator bekennen dürfen, sonst kommen sie gleich wieder an die strenge Marter. ... Die Züchtiger machen mit ihrer unleidlichen Marter viel mehr Unholden, als wir im Lande haben. ... Warum ha-

ben die Züchtiger die Freiheit, dass man sie auch nicht auf die unerhörte Streckbank richtet? So möchte man vielleicht auf den Grund kommen, ob ihre Kunst vom heiligen oder vom bösen Geist wäre.“ (zit. bei S. Riezler, S.183)

Fünfter Malefizrechtstag

Einmal in Bewegung ist das Räderwerk der Prozessmaschinerie nicht mehr zum Stillstand zu bringen. Wieder füllen sich die Schlossverliese mit Beschuldigten. Anna Windegger aus Partenkirchen, die Garmischerin Katharina Schmid (verraten von der bereits toten Elisabeth Püschl) und Anna Widemann sind die neuen Opfer (23. / 24. Juli). Maria Schorn (verraten von der bereits am 4. Rechtstag gerichteten Anna Knilling) und Simon Kembscher befinden sich schon länger in Gewahrsam, desgleichen Anna Schlamp („Alt Anna Schlampin“), die während der folgenden Tage unter der Folter stirbt, und die Mittenwalderinnen Katharina Veit und Ursula Prandner.

Die Exekution (lebendig Verbrennen) von sechs der Genannten (ohne Maria Schorn) findet am 20. August statt. Die härteste Strafe muss Simon Kembscher erleiden, der wegen mehrerer unter der Folter gestandener Morde mit dem Rade gerichtet und verbrannt wurde.

Sechster Malefizrechtstag

Zwei Tage später füllen neue Opfer die Gefängniskammern. Die am 22. August in das Schlossverlies verbrachten neun Frauen stammen aus allen drei Werdenfelser Gerichten: Veronika Schorn, Anna Zobl und Ursula Möltzer (Garmisch), Anna Strobl (Grainau), Rosina Krin (Radmachersfrau aus Farchant) und Apollonia Völckl (die „Spiessin“), Margarethe Völckl (angezeigt von der bereits hingerichteten Apollonia Lidl), Barbara Ningedult (die „Lauxin“ – alle drei aus Partenkirchen) sowie Barbara Gugg aus Mittenwald (angezeigt von der bereits getöteten Katharina Veit). Die neun Personen werden gemäß Order aus Freising zum Verbrennen bei lebendigem Leib verurteilt. Mit ihrer Hinrichtung am 1. Oktober 1590 sind ein gutes Jahr nach Verhaftung der ersten „Hexe“ nunmehr bereits 48 Personen (eingeschlossen die Selbstmörderin und die in Haft Verstorbene) exekutiert worden (die Zahl soll noch auf 51 steigen).

Siebenter Malefizrechtstag

Vom Oktober 1590 bis zum letzten Hinrichtungstag sollte mehr als ein Jahr vergehen, ausgefüllt mit eindringlichen Briefkontakten der Verfahrensparteien mit der Freisinger Regierung. Nachdem am 29. Oktober die Hebamme Brigitte Kätzler und Barbara Feuerer (beide aus Garmisch) in das Schlossgefängnis verbracht worden waren, fassten ihre (*underthenigen armen hochbetrübten*) Ehemänner (Bernhart Kätzler und Sebastian Feuerer) zusammen mit vier weiteren Ehemännern der bereits inhaftierten Frauen Georg Frelich, Georg Arnold, Georg Windegger (alle aus Partenkirchen) sowie Hans Schlamp aus Garmisch, den Entschluss zu einer Bittschrift an die *hoch und ehrwürdigen Hern Stathalter und Räte* zu Freising: Man ersuche, die unschuldigen Frauen wenigstens über Weihnachten aus der Haft zu entlassen. Georg Windegger, Ehemann der schwangeren Anna, bietet sogar an, *die Strafe, die sein Weib erwirkt, selbst zu erdulden*. Die Supplik sowie das hochherzige Austauschangebot bleiben erfolglos; die dreißigjährige Anna Windegger wird nach ihrer Niederkunft (zusammen mit Brigitte Kätzler und Barbara Feuerer) als eine der letzten dem Tötungswahn geopfert. Die übrigen Frauen, Felizitas Frelich, Anna Arnold, Margarethe Rösch und Maria Schlamp überleben nur, da sie während der Urteilstermine schwanger bzw. schwer erkrankt sind. Das entschiedene Auftreten der Supplikanten, die alle den siegelmäßigen Geschlechtern der Grafschaft angehören, scheint den Pfleger zum ersten Mal betroffen gemacht zu haben. Sein Brief an Freising vom 2. Januar schließt mit der Bitte, *mir hier gnädig Schutz und Schirm zu halten, damit nicht durch solche Personen* (die Bittsteller Feuerer und Kätzler) *nicht Aufruhr erfolge*. Ein späteres Schreiben (30. März) enthält die Befürchtung, dass *nachdem Zweifel in das Volk gebracht worden seien, er so verhasst sei, dass er sich nicht mehr aus dem Haus traue*. Seine Befürchtungen, die den Sommer fort dauern, werden geschürt durch den Auftritt der Kätzler vor der Gerichtsschranke, die ihr erzwungenes Geständnis öffentlich widerruft: Sie wisse keinen anderen „Puhl-Teufel“ als den Pfleger selbst, der auf dem Ross vor ihr sitze. Poißl will fortan nicht mehr dem Gericht beiwohnen, fürchtet Aufruhr und fühlt sich durch den Widerstand im Volk bedroht: *Bei dieser Weis' werde ich als Unschuldiger wohl zuletzt um Leib und Güter kommen müssen*. Die drei Frauen, für die sich ihre Ehemänner so nachdrücklich eingesetzt haben, müssen jetzt nicht zuletzt deshalb sterben, damit dieser Widerstand gebrochen wird. Die

Hinrichtungen am 4. November 1591 erfolgen durch Verbrennen bei lebendigem Leibe. Scharfrichter ist Meister Abriel aus Schongau. Drei Priester begleiten die Verurteilten auf ihrem letzten Weg. Für alle Beteiligten, auch die Delinquentinnen fließt reichlich Wein, wie die vorliegenden Rechnungen bestätigen.

Nach diesem letzten Tötungsexzess kehrt in der Grafschaft endlich Ruhe ein. Mag sein, dass angesichts der eigenen Ängste und der Missstimmung im Volk der Amtseifer Poißls allmählich zu erlahmen begann. Vielleicht überkam ihn auch ein Grauen über die erschreckend hohe Zahl der durch sein Zutun Geopferten, denn er schlägt seinen Vorgesetzten bereits im Januar 1592 die Freilassung der fünf noch einsitzenden Frauen vor. Ein Grund für sein Einlenken ist zudem seine wachsende Geldnot. Die Aufwandskosten (nach vorliegenden Rechnungen insgesamt ca. 4000 Gulden, einschließlich des Nachrichtersolds in Höhe von 850 Gulden) können trotz Konfiskation des eher spärlichen Vermögens der Hingerichteten nicht mehr zur vollen Summe aus der Gerichtskasse aufgebracht werden. Täglich, so sein Bericht vom 18. Januar 1592, gingen von Wächtern, Amtsleuten und Nachrichtern Forderungen ein, die er nicht mehr begleichen könne. Die Antwort aus Freising lässt für ein halbes Jahr auf sich warten. Die Inhaftierten verbleiben zunächst im Gefängnis. Die Freisinger Stiftsräte, die bislang nur Hinrichtungen anordneten, sind nicht so leicht zur Milde umzustimmen. Erst im Juli 1592 werden Maria Schlamp, Felicitas Frelich und Margarethe Rösch nach Hause entlassen, die hochschwangere Anna Arnold folgt im Dezember des gleichen Jahres nach, endlich im Juli 1596 kommt nach sechsjähriger, qualvoller Gefängnishaft Maria Schorn frei.

Die Rückschau ergibt, dass neben den 51 Getöteten noch zahlreiche andere Personen (ca. 127) in das Hexengeschehen verwickelt waren. Wenn man bedenkt, dass diese den nur ca. 900 damaligen Werdenfelser Familien angehörten, die sich alle, wie Poißl an einer Stelle anmerkt, *in Freundschaft, Schwägerschaft oder Gevatterschaft zugetan waren*, so könnte laut F. Kuisls Vermutung heute der überwiegende Teil der altansässigen Werdenfelser mindestens eine „Hexe“ zur Ahnfrau haben (S. 41). Angesichts der hohen Zahl der Beklagten und Exekutierten muss es befremden, dass bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt – abgesehen von einem schlichten Holzkreuz an der Partenkirchener Richtstätte (nahe dem Polizeiparkplatz) – keine von offizieller Stelle ausgehende Rehabilitation der Justizopfer erfolgte.

Andernorts noch kein Ende des Wahns



*Hexenverbrennung in Dernberg, Harz,
Flugblatt 1555*

Zwei Jahre nach der Freilassung der Maria Schorn stirbt Poißl (1598), seine Frau Benigna von Gumpenberg war ihm bereits am 7. Juli 1592 nach langer Krankheit, die sie überdies für ein Werk der Hexen hielt, im Tod vorausgegangen. Scharfrichter Jörg Abriel stirbt

vermutlich 1605 in München. Doch das Drama der Hexenverfolgungen ist noch lange nicht zu Ende, sondern verlagert sich in der Folgezeit in die Nordprovinzen des heutigen Bayern, nach Franken. Dort erreicht das Tötungsszenario in den Jahren 1626 bis 1630 seinen schaurigen Höhepunkt. Allein im Hochstift Bamberg sollen nach glaubhaften Quellen in dieser Zeit bis zu 600 Personen als Hexen verbrannt worden sein. Hochstift Würzburg vermeldet sogar 900 Verbrennungen. Auch die Verfolgungen im Oberen Erzstift Mainz, in den Gerichtsorten Aschaffenburg, Miltenberg und Amorbach, erreichten beachtliche Ausmaße. Dabei scheinen die sozialen Schranken gänzlich durchbrochen worden zu sein. Aus der Residenzstadt Würzburg wissen wir, dass bereits bei den 29 ersten Hexenbränden (1627 bis Februar 1629) mehrere junge Adelige, zwei gelehrte Theologen, fünf Chorherrn, vierzehn Vikare, die Frau des früheren Kanzlers, eine Bürgermeisterin und drei Ratsfrauen, zwei Ratsherren und verschiedene weitere Angehörige der gehobenen Beamten- und Bürgerschaft als der Hexerei schuldig verbrannt wurden. Auch in Bamberg griffen die Verfolgungen auf höchste Kreise der Regierung über: *Darauf der Cantzler und Doctor Horn, des Cantzlers Sohn, sein Weib und zwei Töchter, auch viele vornehmen Herren und Raths- Personen, sonderlich etliche Personen, die mit dem Bischof über die Tafel gesessen, sind alle gerichtet und zu Aschen verbrant worden* (aus *Kurtzer und wahrhafftiger Bericht und erschreckliche neue Zeitung von 600 Hexen ..., welche der Bischoff zu Bamberg hat verbrennen lassen ...Bamberg1659*)

Auf dem Weg zu Vernunft und Menschlichkeit

Noch während die Hexenjagden kulminieren, formiert sich in eben diesen europäischen Verfolgungszentren deutlich vernehmbar die Gegenpartei. Als einer der ersten, dessen Bedenken weithin Aufmerksamkeit weckten, gilt der holländische Kanoniker Cornelius Loos, der in seiner 1591 erschienenen Schrift *de vera et falsa magia* (Von wirklicher und vorgetäuschter Zauberei) begründete Zweifel am Hexenwesen und seiner Ahndung anmeldet: Was von den Werken und Bekenntnissen der Hexen behauptet werde, sei bloße Einbildung und Aberglaube und die Exekution der diesbezüglich Angeklagten geradewegs Justizmord. Damit war der mutige Aufklärer schon ein ganzes Stück zu weit gegangen und nur sein unerwarteter Tod (1593) entzog ihn selbst der Verurteilung. Zu den erster Deutschen, die die „Geständnisse“ der Hexen in Frage stellten, gehört der calvinistische Arzt Johann Weyer (oder Wier) aus Cleve mit seinem 1568 veröffentlichten Werk *de praestigiis daemonum* (Von

CAVTIO
CRIMINALIS
Seu
DE PROCESSIBVS
CONTRA SAGAS
Liber.
AD MAGISTRATVS
Germaniae hoc tempore necessarius,
Tum autem
CONSILIARIIS, ET CONFESSARIIS
Principum, Inquisitoribus, Iudicibus, Advocatis,
Confessoribus Reorum, Concionatoribus,
ceterisq; lectu vtilissimis.
AVCTORE
INCERTO THEOLOGO ROMANO
EDITIO SECVNDA.



FRANCOFVRTI,
Sumptibus IOANNIS GRONAEI Aulicij.
ANNO MDCXXXII.

CAVTIO
CRIMINALIS
Oder
RECHTLICHES BEDENKEN
WEGEN DER HEXEN-
PROZESSE
FÜR DIE OBRIGKEITEN
Deutschlands gegenwärtig notwendig,
Aber auch
FÜR DIE RATGEBER UND BEICHTVÄTER
der Fürsten, für Inquisitoren, Richter, Advokaten,
Beichtiger der Angeklagten, Prediger,
und andere sehr nützlich zu lesen.
VON
EINEM UNGENANNTEN ROMISCHEN
THEOLOGEN
ZWEITE AUFLAGE.



FRANKFURT,
Bei IOHANNES GRONAEUS Aulicus.
1632

*Titelblatt der Cautio criminalis des Friedrich Spee von 1632
mit Titel der Übersetzung*

den Blendwerken der Dämonen). Die Bekenntnisse von nächtlichen Ausfahrten und Tänzen, von Teufelsbuhlschaft und Verwandlung von Menschen in Tiere seien nichts als Hirngespinnste eines traumatisierten Verstandes oder auf der Folter erzwungene, oft von den Richtern indoktrinierte Phantasiegeständnisse.

Die entscheidenden Anstöße zur Prozesskritik aber gingen von Ordensangehörigen des späten Jesuitentums aus, vertreten durch die Kanoniker Adam Thanner (1572–1632) und Paul Laymann (1575–1635) – sowie vor allem den Theologen und Dichter Friedrich (von) Spee (1591–1635). Die beiden ersteren stehen noch in der Tradition des konventionellen Hexenglaubens, der im Prinzip stets ein gerichtliches Vorgehen fordert. Andererseits schreckt sie die ungerechtfertigte Härte und Grausamkeit der Vernehmungen. Tanner (*Theologia scholastica* 1626 /7), humaner und kompromissbereiter, Laymann (*Theologia moralis* 1625),

zunächst noch in Gegnerschaft zu Tanner, später auf die menschlichere Linie seines Mitbruders einschwenkend, erheben einmütig ihre Stimme für eine mildere und wenn möglich gewaltfreie Prozessführung und weitgehende Einschränkung des Folterwesens, das die Angeklagten vielfach zu Fehlaussagen und Falschbezeichnungen nötige. Bei Friedrich Spee endlich vernehme man „die Stimme mitfühlender Menschlichkeit“ (S. Riezler, S. 248). Sein Weg, nicht das Hexenwesen als solches zu bestreiten, sondern die Ungerechtigkeit und Grausamkeit der Prozesspraxis zu brandmar-



*Friedrich (von) Spee (1591–1635),
Ölporträt unbekannter Herkunft*

ken, entzieht den Geständnissen und Denunziationen die Glaubwürdigkeit, die für ein gerichtliches Vorgehen unerlässlich ist, und führt damit per se den Hexenprozess ad absurdum. Die aus seiner Feder stammende, aber aus Vorsichtsgründen anonym veröffentlichte Schrift *cautio criminalis seu de processibus contra sagas* (1631) „Prozessuale Bedenken oder von den Gerichtsverfahren gegen Hexen“, während weniger Monate mit leidenschaftlicher Hingabe niedergeschrieben, gründet auf eigenen leidvollen Erfahrungen, die der Verfasser als Beichtvater zum Scheiterhaufen verurteilter „Hexen“ machen musste.

In Altbayern scheint, was die Hexenverfolgungen betrifft, von da an ein emotionsfreierer und mehr vernunftgeleiteter Geist Einzug gehalten zu haben. Bereits den Ausbruch der Pest von 1634 sah man nicht mehr als Hexenwerk an, und die Bedrohung, die mit der Besetzung Münchens durch die Schweden im Dreißigjährigen Krieg über das Land hereinbrach, ließ alle vermeintlichen Hexengefahren in den Hintergrund treten. Ganz aber ist der Hexenglaube noch nicht aus Gesetzgebung und gerichtlicher Verfolgung geschwunden. Die Protokolle berichten von letzten Hexenverbrennungen in Landshut (1754 und 1756) und an der Grenze des Stammlandes in der Fürstabtei Kempten (Hinrichtung der Maria Anna Schwäglin 1775). Erst die Säkularisation von 1803 und die Ausrufung des Königreichs Bayerns von 1806 beseitigen die letzten Spuren des unseligen Wahns.

Literaturauswahl

Wolfgang Behringer, Hexenverfolgung in Bayern, Volksmagie, Glaubenseifer und Staatsräson in der Frühen Neuzeit, 3. Auflage, München 1997 (mit umfangreichem Literaturverzeichnis S. 485–518)

Christian Buck, Unterm Krummstab, 736–1803: Die Geschichte der Klöster, Künstler, Bürger und Bauern zwischen München und dem Gebirg, Weilheim 1991

Fritz Kuisl, Die Hexen von Werdenfels, Verlag Adam, Garmisch-Partenkirchen, 1979

Sigmund Riezler, Geschichte der Hexenprozesse in Bayern, im Lichte der allgemeinen Entwicklung dargestellt, Stuttgart 1896

Friedrich von Spee, Cautio Criminalis oder Rechtliches Bedenken wegen der Hexenprozesse, Ersterscheinung Rinteln 1631, Übersetzung von Joachim-Friedrich Ritter, Weimar 1939 (10. Auflage, München 2020)

Rudolf Steiger, Der Tod als Tanzmeister (Der Füssener Totentanz von 1602 im Spiegel der europäischen Totentanzidee), 2011 (unveröffentlicht)

Dr. Hubert Vogel, Der große Schongauer Hexenprozess und seine Opfer, Hsg. Stadt Schongau 1989

Internet: <https://dewiki.de/lexikon> > Hexenprozesse in der Grafschaft Werdenfels

„Johnny Cash, Landsberg Airbase, Gebäude 23, Stube 85“

Johnny Cash im Fliegerhorst in Penzing 1951–1954

Über die Amerikaner im Fliegerhorst in Penzing wurde schon berichtet¹. Johnny Cash erscheint dabei nur am Rande, da er zu einer Spezialeinheit von Horchfunkern gehörte, über die bis heute kaum etwas bekannt ist. Dazu kommt noch, dass er, im Gegensatz zu Elvis Presley, als einfacher Soldat seinen Dienst verrichtete und niemand ahnen konnte, was aus ihm einmal werden würde.

Dennoch hat diese Zeit tiefe Spuren im Leben des jungen Soldaten Johnny Cash hinterlassen.

„Johnny Cash“ wurde am 26. Februar 1932 in Kingsland, Arkansas, geboren und auf den ungewöhnlichen Kürzel-Vornamen „J. R.“ getauft. Er war viertes von sieben Kindern, wuchs in sehr ärmlichen Verhältnissen auf, heiratete 1954 Vivien Liberto (1934–2005) und hatte mit ihr die Kinder Kathy, Cindy, Tara und Rosanne. Er starb am 12.09.2003.

Wenn man heute von „Johnny“ Cash redet, nennt man seinen Künstlernamen, dessen Entstehung indirekt auf seine Militärzeit zurückgeht. Sein Name „J. R.“ sind seine Initialen. Sie stehen für „John“, den seine Mutter wollte, und „Ray“, den Spitznamen seines Vaters. Ein halberziger Kompromiss zwischen den Eltern, denn der zwei Jahre ältere Bruder hieß schon Ray. Daher dieser ungewöhnliche Vorname. Als sich „J. R. Cash“ bei der Armee bewarb, musste er einen ‚ordentlichen Vornamen‘ eintragen und so schrieb er „*John R. Cash*“, obwohl er noch nie so genannt wurde. Seinen zweiten Vornamen „R.“ behielt er bei, aber der erste Schritt war getan. Als er im Juli 1951 seine spätere Ehefrau, Vivian Liberto, kennenlernte, sagte er zu ihr „*Nenn mich nicht etwa J. R. oder John sondern „Johnny*“². Soweit bekannt ist, war es das erste Mal, dass ihn jemand bei diesem Namen nannte. Sein Künstlername war geboren, lange bevor er berühmt wurde. Um im Folgenden nicht zwischen diesen

Namen wechseln zu müssen, wird durchgängig der Name Johnny verwendet.

Ebenso verhält es sich mit der Bezeichnung des Fliegerhorstes in Penzing. Auch er erscheint in der Literatur zu Johnny sowohl als Penzing als auch als Landsberg, was die Lokalisierung vereinfachen soll. Da der Fliegerhorst aber auf Penzinger Flur liegt, soll dieser Terminus verwendet werden.

Im Folgenden kommen Luther Perkins und Marshall Grant mehrfach zu Wort. Die beiden bildeten zusammen mit Johnny Cash die erste Band nach seiner Rückkehr in die Staaten und sind wichtige Zeitzeugen.

Wer die zahlreichen Biografien von Johnny liest, wird nur wenig über seine Zeit im Fliegerhorst in Penzing finden. Das hat verschiedene Gründe. Johnny war Morsefunker (Tastfunk) in einem der geheimsten Bereiche der (militärischen) NSA, über den auch heute fast nichts bekannt ist. Die Verschwiegenheitsklausel, die er unterschrieb, galt über seine Zeit beim Militär hinaus. Zum anderen wussten seine Biographen zwar, dass er als Soldat in Deutschland war, konnten aber die Kaserne, in der er fast seine gesamte Militärzeit verbrachte, nicht betreten, da sie bis vor wenigen Jahren militärisch genutzt wurde³. Das gleiche Problem hatten auch Frau Dr. Edith Raim, Privatdozentin für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Augsburg, Herr Edmund Eppe, Inhaber des Plattenladens Discy, und Frau Sonia Fischer, Leiterin des Landsberger Stadtmuseums, als sie 2015 die Ausstellung „*Don't Take Your Guns to Town!*“ – Johnny Cash und die Amerikaner in Landsberg 1951–1954“ planten⁴. Für eine kurze Zeit richtete sich der regionale Fokus auf die Kaserne, in der Johnny seine Zeit in Deutschland verbrachte. Aber auch diese äußerst erfolgreiche Ausstellung vermochte es nicht, die Erinnerung an diesen großen Künstler und die Örtlichkeiten in Deutschland aufrecht zu erhalten.

Ohne aber den Ort zu sehen, wo er sich aufhielt, die Aufgaben zu kennen, mit denen er in Landsberg beschäftigt war, und die Menschen kennenzulernen, mit denen er seine Zeit in Deutschland verbrachte, ist es nicht möglich, zu verstehen, was ihn ausmachte und wie die Zeit in Penzing ihn veränderte.

Wer war dieser „J. R. Cash“, der 1950 in die Armee eintrat?

Seine Jugend war geprägt von der harten Arbeit auf den Baumwollfeldern, einem strengen Vater und einer liebenden Mutter⁵, auf deren

Drängen ein Radio angeschafft wurde. Für den Vater war „*Radio hören*“ vertane Zeit, in der nicht gearbeitet wurde. Er ging jeden Abend nach den 20 Uhr-Nachrichten ins Bett mit den Worten „*Radio aus, Licht aus, schlafen gehen, Morgen wartet die Arbeit.*“⁶ Um nicht den Zorn des Vaters auf sich zu ziehen, hörte Johnny immer nur ganz leise Radio. Dabei legte er ein Ohr an den Lautsprecher, suchte einen Sender und hörte hochkonzentriert der Musik zu, ohne zu wissen, dass dies der Grundstein für seine militärische Karriere werden sollte. Seine Mutter schenkte ihm 1942 im Alter von zehn Jahren seine erste Gitarre. Aber das Spielen dieser Gitarre gelang ihm nicht. Im Teenageralter traf er Jesse Barnhill⁷, der durch eine Polioinfektion einen verkümmerten rechten Arm hatte und dennoch Gitarre spielte. Cash war davon sehr angetan. Jesse versuchte, auch Johnny das Gitarrenspielen beizubringen, hatte aber auch keinen Erfolg⁸. Seine Mutter glaubte an ihn und wollte nun seinen Gesang fördern und schickte ihn zum Gesangsunterricht zu einer Klavierlehrerin. Diese stellte nach kurzer Zeit fest: „*Sing, deinen Stil, ich kann dir nichts beibringen und lass dir niemals von irgendjemand in deinen Stil hineinreden, niemals, hörst du.*“⁹ Der Versuch der Mutter, ihn in der Kirche singen zu lassen, bezeichnete Johnny später als das „*schrecklichstes Erlebnis meines Lebens*“. Er war zu schüchtern, um vor einer großen Gruppe seinen Möglichkeiten freien Lauf zu lassen¹⁰. Alle Versuche seiner Mutter, die Liebe ihres Sohnes zur Musik in erfolgreiche Bahnen zu lenken, waren gescheitert. Zurück blieb ein introvertierter, schüchterner Junge voller Selbstzweifel.

Nach der Schule stellte sich für ihn die Frage: Wohin? In Dyees sah er keine Zukunft für sich. Von einem Freund ließ er sich überreden, nach Michigan mitzufahren und einen Job in der Automobilindustrie zu suchen. Sein Heimweh, sein 2,5 km langer Fußweg zur Arbeit und die eintönige und mühsame Arbeit empfand er als noch schlimmer als das verhasste Baumwollpflücken. Er fühlte sich als Außenseiter. Als er nach einer Verletzung zum Arzt musste, sagte dieser: „*Ihr Kerle aus dem Süden sucht doch immer nur nach einer Gelegenheit, euch vor der Arbeit zu drücken.*“¹¹ Nach einer Woche in der Autofabrik hatte er genug von der eintönigen Arbeit und den Vorurteilen. Völlig entmutigt kam er mit nur noch 64 kg Gewicht bei 1,85 m Körpergröße zu Hause an. Er war so verzweifelt, dass er das Angebot seines Vaters annahm, ihm einen Job in der Margarinefabrik zu beschaffen, in der er selbst arbeitete. Er kündigte auch dort nach wenigen Tagen und fragte sich, ob sein Vater vielleicht

doch recht hatte. Er taue zu nichts. Er sei faul und ziellos. In seiner Verzweiflung, eine Arbeit zu finden und zu beweisen, dass er etwas kann, entschloss er sich, noch einmal in die Fußstapfen des Vaters zu treten. Er wollte zur Armee gehen, denn er erinnerte sich gerne an die Geschichten, die sein Vater aus dem Ersten Weltkrieg erzählte¹². Obwohl er von seinem Vater unabhängig sein und ihm nicht nacheifern wollte, wünschte er sich nichts mehr als seine Anerkennung.

Die Militärzeit 7. Juli 1950 – 4. Juli 1954

Kurz nach Beginn des Koreakrieges¹³ und sechs Wochen nach Verlassen der High-School, verpflichtete er sich am 7. Juli 1950 bei der Luftwaffe und sagte Dyess endgültig Ade. Als er den Zug zur Lackland Air Force Base bestieg, wich die Begeisterung der Nervosität. Im Zug sprach er mit niemandem, auch nicht mit den anderen Rekruten, die sich auf ihre Abenteuer bei der Armee zu freuen schienen. Hatte er anfangs die große Sorge, nach Korea geschickt zu werden, war es nun die Sorge, wie er diese Zeit überleben sollte. Aufgrund des bisherigen Scheiterns war er zutiefst verunsichert und voller Ängste. Würde ihn die Air Force rauswerfen, wenn er den Anforderungen nicht gerecht würde? Sorge bereitete ihm auch der Umgang mit Alkohol, den er bisher ebenso wenig kannte wie eine Beziehung zu einem Mädchen. So kam er in der Air Force Base an. Johnny kam in der Grundausbildung gut mit dem militärischen Drill zurecht und obwohl er nie sportlich gewesen war, meisterte er die körperlichen Herausforderungen mühelos.¹⁴ Er war im Unterricht so gut, dass ihn die anderen um Hilfe baten. Am Ende der Grundausbildung gab es eine Reihe von weiteren Eignungstests, die er gut absolvierte und u. a. eine Empfehlung als Funker erhielt. Als Funker muss man nicht nur gut hören können, sondern auch in der Lage sein, das Gehörte möglichst schnell zu verstehen und umzusetzen, das sogenannte Hörverstehen. Mit hoher Wahrscheinlichkeit ging diese Eigenschaft Johnnys auf das leise Radiohören in Dyees zurück. Für sein besonders gutes linkes Ohr sollte er als Abhörspezialist berühmt werden¹⁵. Durch diese ersten Erfolge wuchs sein Selbstvertrauen. Er hatte es den „*Großstadt-Jungs*“ gezeigt und als er zum ersten Mal mit der neuen Uniform nach Hause kam, schüttelte ihm sein Vater die Hand, was selten vorkam. So fuhr ein wesentlich selbstbewussterer Johnny von Lakeland zur weiteren Ausbildung nach Beloxi zur Keesler Air Base am Golf von Mexiko. Dort angekommen, erfuhr er

erstmals, welche wichtige Rolle die Funker beim Militär spielen konnten. Das steigerte seine Lernbereitschaft noch mehr, und das Abhören des feindlichen Funks weckte sein besonderes Interesse. Es war eine sehr anspruchsvolle Tätigkeit, weil die ausländischen Militärstrategen alles versuchten, um ihre Funksprüche abhörsicher zu machen. Regelmäßig sendeten sie auf denselben Frequenzen bedeutungslose Störgeräusche, bevor sie zu den echten Morsezeichen übergingen. Als Abhörfunker musste er sich diese Signale acht Stunden am Stück über Kopfhörer anhören und versuchen, die echten Funksignale von den Ablenkungsmanövern zu unterscheiden. War der Morse-Code einmal isoliert, musste er die Buchstaben notieren und an eine Gruppe Übersetzer weiterleiten, die sie zu entschlüsseln versuchten. Je mehr er als Abhörfunker lernte, desto größer wurde in seinen Augen der damit verbundene Hauch von Glanz und Abenteuer. Das motivierte ihn noch mehr und er schloss seinen Morsekurs mehrere Wochen vor dessen planmäßigem Ende ab, worum ihn viele Kameraden beneideten. Nun glaubte auch er, etwas gefunden zu haben, was er wirklich gut konnte¹⁶. Mit dieser Leistung hatte er sich besonders qualifiziert und gehörte zu den Soldaten, die am Ende der Ausbildung gefragt wurden, ob sie sich einer neuen Eliteeinheit von Abhörfunkern anschließen wollten, dem neu gegründeten USAF Security Service. Es folgten weitere vier Monate einer intensiven Vorbereitung, in denen seine Kenntnisse weiter vertieft wurden. Am 27.04.1951 reiste er zurück nach San Antonio, diesmal zur Brooks Air Force Base.

Nach seiner Ausbildung zum Abhörspezialisten war er für das neu gegründete und geheime „12th RSM“ (12. Radio Squadron Mobile)¹⁷ vorgesehen und wartete am 11. September 1951 in Camp Kilmar in New Jersey auf



Abzeichen der 12th RSM.

Quelle: Internet

<https://berlinerphil.tripod.com/inact690hist.htm>

die Abreise nach Deutschland. In der ersten Oktoberwoche des Jahres 1951 trafen sie in Bremerhaven ein und von dort ging es über Sonthofen nach Penzing, wo er wenige Tage später ankam.

„Johnny Cash, Landsberg Airbase, Gebäude 23, Stube 85“

So lautete nun seine Adresse in Deutschland. Die Unterkunftsgeläude begeisterten die jungen Soldaten. Aber der Dienst als Abhörspezialist war noch anstrengender, als er sich das gedacht hatte. Aus einer 8-Stunden-Schicht konnten beim Ausfall von Personal oder aufgrund besonderer Vorkommnisse auch eine 12-Stunden-Schicht werden. Danach war man so erledigt, dass bis zur nächsten Schicht nur noch geschlafen wurde. Dieser Probleme war sich die militärische Führung bewusst und führte folgendes System ein: Sechs Tage lang wechselweise eine 8-Stunden-Schicht als Früh-, Mittags- oder Spätschicht. Danach drei Tage frei, dann wieder sechs Tage Schichtdienst.

Bob Mehaffey, sein Vorgesetzter und Chef der 40 Mann starken Einheit, hatte die Aufgabe, die Soldaten bei dieser extrem anstrengenden Arbeit bei Laune zu halten, was nicht immer einfach war. Mehaffey berichtet ¹⁸ „*Wir haben etliche Funker verloren, die den Druck nicht aushielten und durchdrehten. Manche kehrten danach schnell zu den Einheiten zurück, manche aber auch nie.*“ Wenn ein Funker so erschöpft war, dass er es nicht mehr aushielt, verlor er auch emotional die Kontrolle. Einmal im Jahr 1951 erhob sich in einer 12-Stunden-Schicht einer der zuverlässigsten Männer, rannte zur Wand und schlug den Kopf dagegen. Immer wieder und unter Tränen. Als Mehaffey fragte, was los sei, sagte er: „*Ich kann die Tür nicht finden.*“ Er wurde behandelt, bekam Medikamente und 24 Stunden Bettruhe. Er kehrte an seinen Arbeitsplatz zurück. Auch Johnny berichtet von einem Vorfall, der sich 1952 zugetragen haben soll ¹⁹. „*Als ich etwa ein Jahr in Deutschland war wurde mir einfach alles zu viel. Wir arbeiteten im Obergeschoss und bevor ich noch wusste, was ich tat, nahm ich meine Schreibmaschine und warf sie durchs Fenster und dann fing ich an zu weinen. Man gab mir Medikamente und den Rest der Nacht bekam ich frei.*“ Er wollte damit wohl sein persönliches „Gefangen-sein“ ausdrücken, wie es im Song „*Folsom Prison Blues*“ zum Ausdruck kam. Tatsächlich fühlte sich Johnny in seiner Umgebung so entfremdet, dass er sich bisweilen selbst im Krieg wähnte – gegen das System, die

Obrigkeit, die Reglementierungen und – in zunehmendem Maße – gegen die Verführungen. Denn im Standort galten für ihn die strikten Sicherheitsregeln des Security Service, die eine angespannte, beklommene Atmosphäre schafften. Was schon dadurch zum Ausdruck kam, dass sie als Luftwaffensoldaten ständig Waffen trugen, was eigentlich in Kasernen dieser Art unüblich war.

Drei Jahre ohne Heimaturlaub und einmal im Jahr ein Telefonat nach Hause

Er hatte während seiner Ausbildung ein Mädchen kennengelernt, das versprach, auf ihn zu warten. So weit weg von zu Hause, zum ersten Mal verliebt und unmöglich, sich in den nächsten drei Jahren etwas näher zu kommen, hatte er große Sorge, er könne seine Freundin Vivian Liberto in dieser Zeit verlieren. Verstärkt durch seine Selbstzweifel und die vielen Versuchungen, denen die amerikanischen Soldaten ausgesetzt waren. Tausende Kilometer weg von zu



Eingang zur Kaserne um 1949.

Quelle: Archiv Fliegerhorst Penzing.

Hause lebte er in einer typischen Militärkultur, in der sich sein ganzes Umfeld mit den verbotenen Früchten tröstete – mit Frauen, Alkohol und der neuen Freiheit. Im Deutschland der Nachkriegszeit hatten noch nicht alle genug zu essen. Eine warme Mahlzeit war ein Geschenk. Die Versuchungen waren riesig und aus Langeweile an den freien Tagen wurde Frust und oft der Grund für Schwierigkeiten. Um dem vorzubeugen, gab es in der Kaserne ein Kino, ein Schwimmbad, einen (verkleinerten) Golfplatz, einen Fotoclub, einen Sportschützenclub, einen Angelverein, eine Bibliothek, eine (Hobby-)Autowerkstatt und vieles mehr. In den drei Jahren gab es keinen Heimaturlaub und für die Mannschaftsdienstgrade, wie Johnny einer war, pro Jahr nur ein Telefonat nach Hause auf Kosten der Armee. „Überseegespräche“ kosteten über 30 Dollar. Bei einem Monatsverdienst von 85 Dollar eine stattliche Summe.

Die ersten Instrumente

Da er kein eigenes Instrument besaß, hat er in der ersten Zeit mit den Kameraden gesungen. Sein erstes Instrument war eine Mundharmonika. Über das Geigenspiel kam er wieder zum Gitarrenspiel und erwarb in einem Landsberger Musikgeschäft seine erste „4,80 Dollar-Gitarre“²⁰. In der Kaserne bat er seinen Kameraden Orville Rigdon, ihm das Gitarrespielen beizubringen, hatte aber wieder zu wenig Geduld. Wirklich gelernt hat er es nicht, aber das war ihm egal. Er sagte selbst: *„Wenn ich singe, werde ich eins mit der Gitarre, dann ist es egal, ob ich nur drei Akkorde kann. Mir bereitete das Zupfen der Gitarre nie größere Freude als während jener kalten Abende in Deutschland, an denen wir Lieder sangen. Wir füllten damit viele Abende aus. Es war Gospel und er versetzte uns nach Hause.“*²¹ Die Aussage, dass es sich dabei um seine „erste Gitarre“ handelte und er in der Kaserne das Gitarrespielen von einem Kameraden lernte, ist – wie schon ausgeführt – nicht haltbar.²²

Die „Landsberg Barbarians“ – Die erste Band

Johnny kamen in der Kaserne zwei Dinge zugute. Zum einen gab es den Unteroffiziers- und den Offiziersklub in der Kaserne, die eine Bühne für Musiker hatten, und in den Lokalen in Landsberg (Zederbräu und Gockl) brachten die amerikanischen Soldaten ihre eigenen Musiker mit. Zum anderen war es zu dieser Zeit üblich, der hungernden deutschen Bevölkerung und dabei insbesondere den deutschen Kindern, zu helfen. Dafür wurden – oft durch die Offiziersfrauen organisiert – Wohltätigkeitsveranstaltungen abgehalten, um Geld für Hilfsaktionen zu sammeln. In diese Zeit fällt auch sein erster Auftritt, der ihn in der Kaserne endgültig bekannt machte. Am 1. Februar 1952, Johnny war gerade vier Monate in Penzing, wurde in der Sporthalle im Fliegerhorst eine Benefizveranstaltung zur Unterstützung der Poliobekämpfung durchgeführt. Für die Spende eines Dollars konnte man sich ein Lied wünschen. Johnny sang bei dieser Veranstaltung von 12 Uhr mittags bis Mitternacht, bis er so heiser war, dass er nicht einmal mehr sprechen konnte. Fast 200 Dollar spielte er an diesem Abend ein, wofür er besonders belobigt wurde. Kurz darauf wurde er in das „Entertainment Committee“ berufen und die Vorankündigungen von Veranstaltungen nannten nicht mehr die Namen der beteiligten Musiker, sondern nur noch „zwei Instrumentalisten begleiten den Sänger Johnny

Cash. „²³ 1952 gründete sich die Band „*Landsberg Barbarians*“, die Johnny so beschreibt „*Ich, zwei andere Flieger mit Gitarren und einer aus West Virginia mit einer Mandoline.*“²⁴ Die Bezeichnung „*Flieger*“ steht hier für den niedrigsten Dienstgrad in der Luftwaffe. Warum er die Namen der Mitspieler nicht nennt, bleibt unklar. Sicher ist, dass der Name „*Barbarians*“ eine Anspielung auf den Titel der amerikanischen Soldatenzeitung „*Landsberg Bavarian*“ war, die in der Kaserne verteilt wurde.“²⁵

Lieder aus Penzing

„*Keiner kommt von einer Reise so zurück, wie er weggefahren ist.*“²⁶ Jede Reise verändert einen Menschen. Johnny selbst hatte eine sehr ambivalente Beziehung zu seiner Zeit in Deutschland. Einmal nennt er sie „*elende Jahre*“ und wundert sich, „*wie ich in der Blüte meines Lebens so viel Zeit für die U. S. Air Force und den kalten Krieg opfern konnte*“, ein anderes Mal erinnert er sich gerne und bezeichnet sich selbst als „*I am not a Stranger to Deutschland*“²⁷. Tatsächlich ist seine Erinnerung ein schlechter Berater²⁸. In den vier Jahren seiner Militärzeit wurde aus dem schüchternen und introvertierten „*Krautpflücker der Südstaaten*“ ein Musiker. Es war nicht nur die Hinwendung zur Musik, sondern auch die Abnabelung von Dyess und seinem Umfeld. So sah es Cash auch selbst. „*Je mehr Wochen und Monate ins Land zogen, um so ferner rückte mir Dyess, die kleine Kirche dort, und alles, was ich in der Heimat gelernt hatte, wie auch das Leben, das ich dort geführt hatte. ... Im ersten Jahr ging ich noch oft in die Kapelle der Kaserne in Landsberg, aber durch den unregelmäßigen Dienst, ... hatte ich immer gute Gründe den Gottesdienst zu vernachlässigen.*“²⁹

Auch wenn er seine Zeit beim Militär und in Deutschland im Rückblick nicht überbewerten wollte, hatte ihn diese Zeit nicht nur verändert, sondern auch eine Entwicklung in Gang gesetzt, die ohne diese Erfahrungen und Erlebnisse nicht möglich gewesen wäre. „*Johnny Cash hat seine Erfahrungen und Erinnerungen an Deutschland in Musik verwandelt.*“³⁰ Seine Lieder, die einen Bezug zu Penzing hatten, wurden Hits.

„*Hey Porter*“ – Der Sehnsuchtssong aus Penzing

Bei den ersten Musikproben nach seiner Rückkehr in die Staaten hatte er einen Kopf voller Ideen, aber noch keine Inhalte für neue Stücke, bis er ein Stück Papier aus Landsberg mit dem Gedicht „*Hey Porter*“ aus

der Hose zog. Die Songfragmente, die er in Penzing angefertigt hatte und nun wieder einmal durcharbeitete, führten ihn zurück in die Gefühls- und Gedankenwelt der (letzten) Tage in Penzing und die endlos langen Bahnfahrten. Nach über drei Jahren in Deutschland wollte er „*die Felder, das Land, den Wald, den Fluss und den Badensee*“ seiner Heimat wiedersehen. Der Song blieb für Johnny sein erster und wichtigster Hit. Noch 1991 hat er „*Hey Porter*“ überarbeitet³¹.

„Folsom Prison Blues“ – Dieser Hit wäre ohne Landsberg nicht denkbar

Auch dieses Lied geht auf seine Erfahrungen und Erlebnisse in Penzing zurück. Am 13. Oktober 1951, wenige Tage nach seiner Ankunft in Penzing, sah er im „Amerikino“ im Fliegerhorst den Film „*Inside the Walls of Folsom Prison*“. Noch am selben Abend schrieb er seiner Freundin Vivian und berichtete davon. Eines Tages, seine Zeit in Deutschland war schon fast zu Ende, hörte er in der Kaserne aus der Stube des Kameraden Chuck Riley ein Musikstück, ein Pop-Blues über einen Eisenbahnzug und die



„Post Exchange“.

Hier kaufte Chuck Riley 1954 die Schallplatte.

Quelle: Archiv Fliegerhorst Penzing.

Klage einer einsamen Frau über eine verlorene Liebe. John war vom Text und der eindringlichen Musik des „*Crescent City Blues*“ gleichermaßen fasziniert. „*Johnny wollte mit diesem Song die absolute Einsamkeit einfangen, die er manchmal während der unerträglich langen Tage in seinem Abhörraum verspürt hatte. Er wollte nicht nur über jemand schreiben, der sich nach ei-*

*nem Mädchen sehnte, sondern über jemand, der innerlich so leer war, dass er sich von seiner Familie und seinem Glauben abgeschnitten fühlte. Er wollte mit diesem Song „wahre Verzweiflung“ ausdrücken.“*³² Es sollte jedoch noch Monate dauern, bis er das Stück fertig hatte.³³ Als der Song am 30.07.1955 aufgenommen wurde, war Johnny 23 Jahre alt. Neben „*Hey Porter*“ ist „*Folsom Prison Blues*“ der Song, der auf keinem Konzert fehlen durfte.

Warum erreichte ihn dieser Film so sehr? Man stelle sich ein Kino vor, eine Männergemeinschaft aus lauter jungen Soldaten, die mindestens drei Jahre von zu Hause getrennt sind, deren geregelter und unendlich langweiliger Dienst zwar viel Freizeit zulässt, aber eben nur zu den Bedingungen des Militärs. Die sich in einem engen Korsett aus Regeln und Regularien bewegen müssen. Er selbst schreibt einmal an seine Freundin „*Um allein zu sein und zu beten muss man schon auf die Toilette oder in den Keller gehen.*“ Privatsphäre und persönliche Freiräume musste man sich erkämpfen, sie waren nicht selbstverständlich. Er musste sich seine Stube mit blöden „*Yankees*“ teilen, für die es sich lohnen würde, den „*Bürgerkrieg wieder aufleben zu lassen*“, schreibt er seiner Freundin. Die wenigen Momente der Freiheit in den Lokalen der Umgebung oder auf Reisen endeten auch für Johnny viel zu oft in Alkoholkonsum und Schlägereien, denen er durchaus nicht aus dem Weg ging. Seine schiefe Nase ist lebenslanges Zeugnis dieser Tage. Aber nicht nur in der Freizeit wurde der Frust abgebaut, auch im Dienst. Aufgeladen mit diesen Gefühlen, weit von zu Hause entfernt, voller Selbstzweifel, die versprochene Liebe unerreichbar weit weg und keine Chance, an dieser Situation etwas zu ändern, machte es leicht, Sympathien für die Eingesperrten im Folsom Prison zu empfinden. Ohne seine Zeit in Landsberg hätte ihn dieser Film nicht so berührt, wie er es hier getan hat.³⁴

„Blue Suede Shoes“ – Eine Erinnerung an Landsberg, die anderen zum Ruhm verhalf

Eine andere Geschichte verbindet sich mit dem Song „*Blue Suede Shoes*“. Zusammen mit Johnny Cash diente in Landsberg auch C. V. White, ein Afroamerikaner, ein fröhlicher Typ, der sich gerne auffällig kleidete. C. V. White legte viel Wert auf sein Äußeres und fragte deshalb immer wieder nach, ob er auch gut aussehe. Dann sagte er immer „*Just don't step on my blue suede shoes*“ (‘Tritt bloß nicht auf meine blauen Wildlederschuhe’). Dabei trug er zu seiner Ausgehuniform schwarze Lackschuhe, wie jeder Soldat. Johnny erzählte später Carl Perkins, seinem Freund und Begleiter, diese Geschichte. Daraufhin schrieb Perkins das Lied. Der Erfolg dieses Songs beruhte darauf, dass die Musik Elemente von Blues, Country und Pop enthielt und dadurch zu einem Hit in allen drei Charts werden konnte. Dieser Song wurde der erste Millionenseller, allerdings mehr für Carl Perkins und für Elvis Presley.³⁵

„Don't take your guns to Town“ – Eine Hommage an einen guten Freund

Viele seiner Songs speisten sich aus seinem Faible für Geschichten. Die Erzählung *„Don't take your guns to town“*, 1958 erstmals aufgenommen, war nichts Neues und stand ganz in der Tradition älterer Country-Hits. Wer die Hintergründe zu diesem Lied nicht kennt, könnte glauben, es sei typische Massenware, die Johnny ohne Probleme produzieren konnte. Dabei verbirgt sich hinter dieser Erzählung eine Hommage an einen sehr guten Freund und Kameraden in Penzing. Bei Billy Joe handelt es sich um seinen Freund Billy Joe Carnahan, über den er schreibt: *„Gelegentlich verbrachte ich die drei freien Tage mit meinen Freunden Bill Carnahan und Ted Freeman beim Angeln. Einer unserer beliebtesten Angelplätze war ein Forellenbach bei einem Städtchen namens Groß-Kitscherkoffen.“* Mit „Kitscherkoffen“ ist Großkitzighofen bei Buchloe gemeint³⁶. Der Song wurde Nr. 1 in den Country-Charts und Nr. 33 in den Pop-Charts. Es war auch der erste Song, auf dessen Melodie ein deutscher Text gesungen wurde. Aber nicht von Johnny, sondern 1960 von Udo Jürgens mit dem Titel *„Komm, leg die Knarre weg“*. Auf Initiative von Dr. Edith Raim besuchten die Kinder von Bill Carnahan im Mai 2017 Landsberg und den Fliegerhorst, um zu sehen, wo ihr Vater zusammen mit Johnny Cash seinen Militärdienst absolvierte.³⁷

„So Doggone Lonesome“ – Die ‚hoffnungslose Einsamkeit‘ in Penzing

Besser hätte er seine drei Jahre in Penzing nicht beschreiben können. Was folgt, sind Sätze über seine Niedergeschlagenheit, seine Ängste, seine Selbstzweifel aber auch den Versuchungen, denen er widerstehen musste. Die Zeile *„Soll ich allein versuchen, meinen Kummer zu vergessen, oder meine Zeit mit euch verbringen.“* Es waren die Frauen, denen er in Deutschland widerstehen wollte, es aber nicht immer schaffte. Etwas mit einem Mädchen in Augsburg und in München gehabt zu haben, gestand er seiner Freundin Vivian, um sich sofort zu entschuldigen *„Aber sie bedeuteten mir nichts. Ich würde Tausend von ihnen gegen einen Kuss von dir eintauschen.“*³⁸ Luther Perkins und Marshall Grant sind sicher, dass dieser Herzschmerz Song einer der wichtigsten für Johnny war.

„Wide open Road“

Im März 1955 nahmen sie noch *„Wide open Road“* auf. Während es für Johnny nur Durchschnitt und kommerzielle Massenware war, hielt es

Johnnys Bruder Roy für den besten Song. Sicher ist, dass Johnny das Stück in Deutschland begonnen, wenn nicht sogar schon geschrieben hatte³⁹.

Das Ende seiner Dienstzeit

Im April 1954 wurde er vorzeitig zum Staff Sergeant (Stabsunteroffizier) befördert. Er hätte seinen Vertrag sofort verlängern können, die Army wollte ihn behalten. Kurz überlegte er noch und fragte nach einer Stelle in der Air Force Band. Die Army wollte aber auf den guten Funker nicht verzichten und drohte ihm sogar: *„Sie haben einen Geheimhaltungseid abgelegt. Sie sind immer noch dabei, selbst wenn sie entlassen sind.“* Auch das ist einer der Gründe, warum wir heute so wenig von seiner Zeit in Landsberg wissen.⁴⁰

Was ist geblieben aus seiner Zeit in Penzing?

Für Johnny war es ein großer Glücksfall, dass er sich für diesen Weg entschied. Aus dem schüchternen, introvertierten und mit Komplexen beladenen jungen Mann wurde ein selbstbewusster Funker, der so gut war, dass er in einer Spezialeinheit der amerikanischen Air Force eingesetzt wurde. Und selbst in dieser Gruppe war er ein herausragender Soldat. *„Johnny hingegen gehörte zu denen, die die schwierige Aufgabe hatten, den Funk der Russen abzuhören. Die ihre Morsezeichen in so hoher Geschwindigkeit sendeten, dass die meisten amerikanischen Abhörfunker einfach nicht Schritt halten konnten.“*⁴¹ Der Dienst stellte enorme Anforderungen an die physische und psychische Belastbarkeit der Soldaten. Der Schichtbetrieb hatte aber den Vorteil, dass sie wesentlich mehr planbare Freizeit als jeder andere Soldat und außer einem 24-Stunden-Wachdienst oder gelegentlichem Dienst in der Telefonzentrale der Kaserne keine anderen Verpflichtungen hatten. Die gemeinsam



*Der geschlossene Gebäudekomplex
„Klosterhof“, in dem sich die Einheit
von Johnny Cash befand.*

Quelle: Archiv Fliegerhorst Penzing.

verbrachte Zeit ermöglichte ihnen, Musik zu machen und zu singen. Es war nicht nur seine Leidenschaft, sondern auch eine gute Möglichkeit, den stressigen Dienst zu vergessen und abzuschalten. Anfangs noch ohne Instrument probierte er verschiedene aus, um festzustellen, dass ihm das Singen wichtiger war.

Viel ist schon über die Musik und den Musiker Johnny Cash geschrieben worden, aber wie sahen seine Kameraden in Penzing den musikbegeisterten jungen Soldaten, der zwar ein außerordentlicher Funcker aber noch kein Weltstar war? Wenn seine Kameraden nach Johnny befragt wurden, fiel sehr oft das Wort „*schlau*“. Mit Ben Perea aus New Mexiko hatte er die Ausbildung durchlaufen. Er sagte dazu „*Er war herausragend. Er war das Vorbild – derjenige, auf den die Ausbilder verwiesen. Wir alle wussten, dass er sehr schlau war.*“

Der Kamerad Chuck Riley, der später einen Universitätsabschluss in Wirtschaftswissenschaften erwarb, war von Cashs geistigen Fähigkeiten beeindruckt. „*John war alles andere als ein klischeehafter Hillbilly. Er verfügte über eine sehr hohe Intelligenz. ... Er hatte ein bemerkenswertes Vokabular und eine schnelle Auffassungsgabe. So groß sein musikalisches Talent auch war, dachte ich doch immer, dass seine Intelligenz vielleicht sogar eine noch größere Begabung sei.*“⁴² Sein Vorgesetzter, Bob Mehaffey, der auch die regelmäßigen Leistungsbeurteilungen schrieb, sagt über ihn: „*Johnny unterschied sich nicht sonderlich von den anderen. ... Wir waren alle noch Grünschnäbel. Keiner wusste, was er später machen wollte – außer Johnny. Von Anfang an wusste er, dass er Sänger werden wollte. Ich sehe ihn noch auf seinem metallenen Bettgestell sitzen; er hatte die Matratze aufgerollt und klimperte auf seiner Gitarre herum.*“⁴³

„Johnny Cash war kein Musiker. Er wurde es hier in Bayern“

So beginnt ein Bericht über die Ausstellung in Landsberg⁴⁴. Johnny wäre auch ohne seine Militärzeit Musiker geworden. Aber er wäre es sehr viel später und anders geworden, denn nur beim Militär war er für eine gewisse Zeit frei von allen Sorgen um die materielle Existenz. In den drei Jahren reifte sein Entschluss, Musiker zu werden. Die Zeit in Penzing prägte sein Leben und seinen Charakter. Sie gab ihm die Freiheiten und die Zeit, die er brauchte, um alles auszuprobieren, was seine Möglichkeiten zuließen. „*Wenn ich nicht gerade arbeite oder schlafe, mache ich*

eigentlich nichts anderes, als Musik zu spielen oder zu hören.“⁴⁵ Er verdankt der Armee seine beste Zeit, die er für die Musik hätte haben können. Penzing wurde zur Geburtsstunde seiner Musik⁴⁶. Und weil Johnny am besten war, wenn er authentisch war, wenn er ausdrückte, was er erlebte und fühlte, waren die Lieder aus seiner Zeit in Penzing seine großen – wenn nicht seine größten – Erfolge. Deshalb steckte in seinen „*Penzinger Liedern*“ mehr eigene Erfahrung und persönlicher Beichte, als ihm lieb war. Hinzu kommt, dass sich Johnny recht freimütig aus anderen Songs bediente. Das ermöglicht uns heute, bei einigen Liedern zu erkennen, was in seinem Kopf vorging, als er die Songs schrieb oder produzierte. Das erlaubt uns einen tiefen Blick in seine Gefühlswelt, die in Penzing noch so ganz anders war als in seiner Zeit als Weltstar.⁴⁷

Es war nicht nur Talent, das Johnny zu so einer Persönlichkeit werden ließ, es war auch seine Herkunft. Das ländliche Arkansas, das stabile familiäre Umfeld, die bescheidenen Verhältnisse, in denen er aufwuchs, bildeten die Grundlage. Dazu kamen einige Schicksalsschläge, wie der Tod seines geliebten älteren Bruders Jack, der in eine Kreissäge fiel, oder die traumatischen Erfahrungen eines Hochwassers. Musik wurde seine Möglichkeit, Meinungen, Anliegen und Gefühle auszudrücken. Johnny fand ‚seinen Weg‘, der ihn von anderen unterschied. Dieser Weg war nicht so geplant, nicht so gewollt und schon gar nicht vorausberechnet – eher instinktiv und gefühlsmäßig. Und daran hatte seine Zeit in Penzing einen erheblichen Anteil. Dass ihn diese Zeit verändert hat, sah auch seine Tochter Rosanne: *„Er nahm seine Vorurteile mit nach Deutschland. Er kannte nichts anderes. Er war begeistert, die Welt kennenzulernen und genoss dieses neue Gefühl von Erfahrung und Weltgewandtheit. Damit einher gingen größere Toleranz und ein Bewusstsein für das Übel des Rassismus. Es half ihm toleranter zu werden.“*⁴⁸

Es waren diese Zufälle, die sich für Johnny noch bezahlt machen sollten. Wäre er nur zwei Wochen später in Penzing eingetroffen, hätte er den Film über Folsom Prison nicht gesehen. Und hätte Chuck Riley nicht dieses Album von Gordon Jenkins gekauft *„weil es nichts Besseres gab“* (Chuck Riley), wäre er nie dazu inspiriert worden, den für seinen gesamten Werdegang so wichtigen Song zu schreiben.

Am 24. Dezember 2018 erinnerte die amerikanische Soldatenzeitschrift *„Stars and Strips“* noch einmal an ihn und begann den Artikel mit folgenden Worten:

„Es ist unwahrscheinlich, dass irgendein Einsatz in Europa die Geschichte des Rock, n‘ Roll und der Country-Musik so sehr beeinflusst hat, wie als Johnny Cash hier das Gitarrenspiel lernte.“⁴⁹

Anmerkungen und Quellen:

- 1 Wintersohl, Herbert; Die US-Air Force im Fliegerhorst Penzing (1945–1958) in Lech-Isar-Land, Heimatkundliches Jahrbuch 2021, S. 53–82.
- 2 Hilburn, Robert; Johnny Cash – Die Biografie, Berlin 2018, S. 42 und 52, zitiert: Hilburn
- 3 Erst 2017 wurde die dort stationierte Einheit, das Lufttransportgeschwader 61 (LTG 61), aufgelöst und der Standort wird nun privatisiert.
- 4 Nur durch einen glücklichen Zufall konnte kurz vor der Eröffnung der Ausstellung der Kontakt zur Kaserne hergestellt und Führungen „Auf den Spuren von Johnny Cash in der Kaserne“ angeboten werden. Für das Stadtmuseum wurde diese Ausstellung zu einer der erfolgreichsten. Siehe: Landsberger Tagblatt vom 15. März 2016, „Cash als Glücksfall fürs Museum“, 2014 besuchten 5383 Personen das Museum, 2015 waren es 9000 Besucher, 6731 Gäste wollten dabei allein die Johnny-Cash-Ausstellung „Don’t Take Your Guns To Town“ sehen. Bleibt zu hoffen, dass die Ankündigung der Museumsleiterin, Sonia Fischer, „das Thema um den Weltstar als Teil einer künftigen Dauerausstellung zu integrieren“ realisiert wird.
- 5 Cash, Johnny mit Carr, Patrick; Cash – Die Autobiographie von Johnny Cash, deutsche Ausgabe, 2. Auflage, Hamburg 2013, S. 27, zitiert: Cash-Carr.
- 6 Cash-Carr, S. 29
- 7 Dobler, Franz; Johnny Cash ... und die seltsame und schöne Welt der Countrymusik, 5. Auflage, München 2008, Zitiert: Dobler. Er irrt, wenn er ihn „Pete Barnhill“ nennt. Siehe auch: Michael Streissguth: „Making sense of Johnny Cash in Dyees, Arkansas – Remarks given at the Johnny Cash heritage Festival 2017“, S. 87, bzw. unter https://www.edbatista.com/2006/06/johnny_cash_on_.html.
- 8 Hilburn S. 33f Dennoch hat Johnny ihm im Text zum Album American Recordings ein Denkmal gesetzt „Von ihm habe ich meinen Gitarrenstil, mit dem Daumen die Melodie zum Rhythmus zu spielen.“
- 9 Hilburn S. 33–34
- 10 Hilburn S. 36
- 11 Hilburn S. 41
- 12 Hilburn S. 40f, Cash-Carr S. 65
- 13 Ende Juni 1950 kam es zur ersten großen Konfrontation des Kalten Krieges. Nordkorea marschierte in Südkorea ein. Das bezeichnete Cash „als Wink des Schicksals“ und er meldete sich als Freiwilliger zur Luftwaffe. Das mag so stimmen, hatte aber wahrscheinlich auch einen anderen Grund, die wieder eingeführte allgemeine Wehrpflicht in Amerika. Im Zweiten Weltkrieg eingeführt, lief sie 1947 aus und wurde im beginnenden Kalten Krieg 1948 wieder eingeführt. In Amerika waren die Wehrpflichtigen

die Ersten, die in den Krieg geschickt wurden. Wahrscheinlich wollte er das verhindern und meldete sich freiwillig zur Armee. Vorbereitet hatte er sich auf diesen Schritt nicht.

- 14 Hilburn S. 45f
- 15 Dobler S. 375
- 16 Hilburn S. 47
- 17 Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges begann auch die Rückverlegung der amerikanischen Truppen in die USA. Penzing war einer der Flugplätze, von denen aus die Rückverlegung erfolgte. Die Machtblöcke entwickelten sich rasch auseinander. Von den 1,9 Millionen Soldaten, die 1945 in Deutschland kämpften, waren 1948 nur noch 88.000 in Deutschland. Die Rückverlegung wurde gestoppt und bis 1951 waren wieder 252.000 amerikanische Soldaten in Deutschland. Im Herbst 1948 wurde der USAF Security Service (amerikanischer Luftwaffen-Geheimdienst) als Reaktion auf die zunehmend komplizierte Feindkommunikation gegründet. Diese Einheit war den besten Abhörfernern vorbehalten, und Johnny entschied sich für das „*westdeutsche Landsberg*“. Zu seiner großen Enttäuschung war der Abhörposten in Landsberg aber so ‚streng geheim‘, dass es ihm verboten war, irgendjemandem von seinem sensiblen Auftrag zu erzählen, nicht einmal seiner Familie.
- 18 Hilburn S. 58 + 59
- 19 Hilburn S. 59. Im Gegensatz zu Johnny kann sich Mehaffey an diese Geschichte nicht erinnern.
- 20 Hilburn S. 86 und Cash-Carry S. 86. Nach dem Kauf der Gitarre wollte er sofort spielen, hätte aber auf den Bus warten müssen, der ihn von Landsberg zurück in die ca. 6 km entfernte Kaserne gebracht hätte. Er entschied sich für einen Fußmarsch, hängte sich die Gitarre um und stampfte durch den knietiefen Schnee Richtung Kaserne. Als er ankam hatte er die Lust am Spielen verloren: „*Ich war total durchgefroren*“. Diese „*billige deutsche Gitarre*“ nahm er mit in die Staaten und nutzte sie, bis sie 1957 zu Bruch ging, als sein Bruder Tommy mit seinen Neffen im Haus herumtobte.
- 21 Cash, Johnny; Der Mann in Schwarz – Eine schonungslose Selbstbiographie, aus dem Amerikanischen übersetzt, Hamburg 1975, S. 67, zitiert: Cash.
- 22 Die Aussage, dass es seine erste Gitarre war, hat zu Irritationen geführt, denn seine Mutter schenkte ihm 1942 zu seinem zehnten Geburtstag eine Gitarre (Dobler S. 376). Es ist wohl so zu verstehen, dass er die „*erste selbst gekaufte*“ Gitarre meinte.
- 23 Edith Raim und Sonia Fischer (Hrsg.), Don't take your guns to town – Johnny Cash und die Amerikaner in Landsberg 1951–1954, München 2015, Begleitbuch zur Ausstellung im Landsberger Stadtmuseum. Hier: Edith Raim, Die Amerikaner in Landsberg, S. 91–134, S. 112. Diesem Beitrag sind nicht nur viele Bilder von Johnny Cash in Landsberg zu verdanken sondern auch der Hinweis auf die amerikanischen Soldatenzeitungen und die mühevolle Auswertung des „Landsberg Bavarian“, dessen vollständige Auswertung für die Geschichte der Amerikaner in Landsberg noch aussteht.
- 24 Cash-Carry S. 74
- 25 Raim S. 98. Die Soldatenzeitung „*The Landsberg Bavarian*“ wurde mehrere Jahre an die Soldaten im Standort verteilt. Ziel war ein Informationsblatt über den Fliegerhorst, das über Veranstaltungen, Klubs, Sport und den üblichen Klatsch berichten wollte. Die letzte Ausgabe erschien am 1. Juni 1956.

- 26 Zitat nach Graham Greene, 1904–1991.
- 27 Dobler S. 68 und 72
- 28 Dobler S. 82
- 29 Cash S. 68
- 30 Raim S. 114
- 31 Hilburn S. S. 71f, 126
- 32 Raim S. 113, Hilburn S. 70f, 104, 109
- 33 Der Folsom Prison Blues wurde erstmals am 30. Juli 1955 aufgenommen. Über die Entstehungszeit dieses Liedes gehen die Meinungen auseinander, weil Johnny Cash behauptete, er hätte es in Penzing geschrieben. Marshall Grant sagte, Cash habe den Song erst nach seiner Rückkehr in die Staaten geschrieben. Er nahm an, das Band sei in Memphis aufgenommen worden. Marty Stuart, ein Produzent, glaubt, dass Cash „*Folsom Prison Blues*“ in Deutschland schrieb, weil er eine frühe Version auf einem Band gehört habe, das mit dem von Cash erworbenen Bandgerät aus Penzing aufgenommen worden sei (s. Hilburn S. 815). Auch in diesem Fall war die Erinnerung für Johnny ein schlechter Berater. Denn zu der Zeit, als er in Penzing den Film sah (1951!), liebte er zwar schon die Musik, wusste aber noch nichts über das Songschreiben. Siehe dazu: Hilburn S. 57, 104.
- 34 Raim S. 108ff
- 35 Raim S. 113f, Hilburn S. 62, 66, Bob Shoupe, der zur gleichen Zeit mit Johnny in der Einheit gedient hat, geht fälschlicherweise davon aus, dass es sich bei C. V. White um „*Herb Cannon*“ handelt, siehe: <http://www.vivausafss.org/Shoupe.htm> (abgerufen am 21.07.2021)
- 36 Hilburn S. 197, Raim S. 113, Dobler S. 51, Cash S. 68
- 37 Landsberger Tagblatt vom 8. Mai 2017. Bei den Kindern handelte es sich um Linda Deckart, Sheila Kinney und Judd Carnahan.
- 38 Hilburn S. 119, 121
- 39 Hilburn 110
- 40 Hilburn S. 71, Dobler S. 73
- 41 Hilburn 60
- 42 Hilburn S. 47f, 56, 60
- 43 Hilburn S. 64
- 44 Bayerisches Fernsehen, Kultursendung „Capriccio“, 22.10.2015, 22 Uhr
- 45 Hilburn S. 70, Johnny an seine Freundin Vivian 1954.
- 46 Dobler S. 69–73. „*Die Bedeutung der Militärbasis für die Musikgeschichte kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Hier hat er seine erste Gitarre gekauft. Hier hat er den Musiker in sich entdeckt.*“
- 47 Hilburn S. 102, 104, 213
- 48 Hilburn S. 67
- 49 <https://www.country.de/2012/02/23/johnny-cash>, abgerufen am 28.12.2018.

Historische Vereinsfahne der Birkländer Veteranen von 1898 mit einzigartigen Besonderheiten für die Nachwelt gerettet

Mit seiner historischen Vereinsfahne von 1898 besitzt der Veteranen-, Reservisten- und Kameradschaftsverein Birkland ein kostbares Juwel. Nach aufwändiger Restaurierung segnete Pater Joyce Lanithottam das wertvolle Schmuckstück beim feierlichen Gottesdienst zum Volkstrauertag 2020 in der Pfarrkirche St. Anna. Schade, dass dies bedingt durch Corona ebenso wie die Kranzniederlegung am Kriegerdenkmal nur im kleinen Rahmen stattfinden konnte. Allzu gerne hätten die Veteranen groß gefeiert und sich bei ihren Spendern bedankt. „Die Gedenktage im November erinnern an die Vergänglichkeit des Lebens, und die Gleichnisse in den Evangelien rufen uns zu Wachsamkeit auf“, hob Pater Joyce in seiner Predigt deutlich hervor. Jeder von uns dürfe sich seiner eigenen Talente erfreuen. Sie sind eine Einladung Gottes an uns, die Le-



Abb.: 1 Pater Joyce Lanithottam segnete im Anschluss an den feierlichen Gottesdienst die frisch restaurierte historische Fahne aus dem Jahr 1898.



Abb.: 2 Mit gesenkten Fahnen, Böllerschüssen und einem ergreifenden Trompetensolo von Ludwig Pröbstl gedachten die Birkländer bei der Kranzniederlegung am Kriegerdenkmal der Gefallenen und Vermissten der Weltkriege.

bensaufgabe mit kraftvoller Liebe zu erfüllen. Dass jeder Einzelne einen kleinen Beitrag leisten muss, damit jeder die Möglichkeit hat, ein menschenwürdiges Leben zu führen, stellte Zweiter Bürgermeister Gunnar Prielmeier deutlich heraus. Der Spruch „die Menschheit lernt nur langsam und vergisst gerne und schnell“ von Hans Paul Bürkner zog sich wie ein roter Faden durch seine emotionale Ansprache.

Dem tatkräftigen Engagement von Vorstand Karl-Heinz Rammelsberger, der großherzigen Spendenbereitschaft der Birkländer Bürger und dem kunstfertigen handwerklichen Können von Fahnen Kössinger ist es zu verdanken, dass dieses zeitgeschichtliche Dokument für die kommenden Generationen gerettet werden konnte. „Ein Glücksfall für unsere gesamte Gemeinde“, freut sich Peitings Altbürgermeister Michael Asam. Sicherlich war jetzt auch ein „günstiges Zeitfenster“. Wegen zu hoher Reparaturkosten ließ der Verein zur 100-Jahrfeier im Juli 1965 eine neue Fahne anfertigen. Da diese nun zur Restaurierung anstand, fuhr eine Delegation mit beiden Fahnen nach Schierling. „Das ist ja eine Kostbarkeit mit einzigartigen Besonderheiten,“ zeigte sich Gabi Gallrapp von Fahnen Kössinger begeistert. Diese historische Fahne sollte man restau-

rieren. Angetan war sie besonders vom Bildnis der Heiligen Anna und Heiligen Maria: „Das wunderschön ausgeführte Samtbild ist unglaublich gut erhalten und die Farben sind auch nach den vielen Jahren noch sehr intensiv“, geriet sie ins Schwärmen. Da solche Bilder heute nicht mehr hergestellt werden können, schlug sie vor, es vom altem Grundstoff herauszutrennen und auf einen neuen zu übertragen.

Eine Seltenheit ebenso das „O“ in der rechten oberen Ecke für König Otto. Sandra Rose, seit 20 Jahren in der Firma, ist dies bisher nur von zwei Fahnen bekannt. Vorgeschlagen wurde den Birkländern auch, beim Spruchband auf der Rückseite zur Originalfassung „In Treue fest! Mit Gott für König (statt dem nachträglich geänderten Volk) und Vaterland“ zurückzukehren. Bei einer früheren Renovierung wurde die Fahne komplett überstickt. Dadurch ist sie sehr schwer geworden, und es kamen die eigentlichen Stickereien leider nicht mehr gut zur Geltung. Da half nur noch eine Generalsanierung, die geschätzten Kosten in Höhe von rund 12.000 Euro sowie ca. 600 Euro für die Reparatur der Original-Fahnnenspitze – eines Königslöwen – konnte der Verein alleine nicht stemmen. Jedoch bekam die Vorstandschaft bei der Versammlung 2017 Rückendeckung für das Angehen des Projekts. Da es sich bei der Fahne um ein Kulturgut handelt, wurde erfolgreich versucht, Geld aus öffentlichen Förderöpfen zu bekommen. Der Bezirk Oberbayern, Fachbereich Heimatpflege gab einen Zuschuss in Höhe von 1.296 Euro, von der Kulturstiftung der Kreis-



Abb.: 3 Bereits über 100 Jahre alt ist die Kurbel- und Kettstichmaschine von Cornely, mit der hier gearbeitet wird.



Abb.: 4 Behutsame händische Ausbesserungsarbeit mit der Plattstichmaschine

Sparkasse Schongau erhielt der Verein einen Betrag von 1.500 Euro. Je 1.000 Euro kamen von der Raiffeisenbank Pfaffenwinkel und der Bürgerstiftung Peiting. Dank eines aufwändigen farbigen Flyers mit erläuternden Bildern, den Peter Ostenrieder in einer Auflage von 500 Stück kostenlos erstellte und der von Karl-Heinz Rammelsberger persönlich an alle Haushalte übergeben wurde, flossen die Spenden. So konnte die Fahne Anfang Dezember 2019 zu Fahnen Kössinger gebracht werden. Unter der Devise retten, was zu retten ist, ging man dort behutsam ans Werk. Die

Ausbesserungen wurden in der gleichen über 140 Jahre alten Sticktechnik – Kettstich- und Kurbelstickerei – ausgeführt wie auf dem Original. Eine Besonderheit auch, so Sandra Rose, dass die Raute am Rand wieder Hand genäht wurde. Die Fahne erhielt zudem eine neue Aufhängevorrichtung und passende Fransen. Vorstand Karl-Heinz Rammelsberger zeigt sich hoch erfreut, dass die Firma bei den Angebotspreisen von 2017 geblieben ist und auch die Fahnenbänder restauriert werden konnten. Die Gesamtkosten beliefen sich auf 12.357 Euro.

Fahnenmotive ganz im Zeichen des Krieges 1870/71

Die Fahnenmotive sind geprägt von der Pfarrpatronin, der Heiligen Anna, vom Krieg 1870/71 und dem Bayerischen Königshaus. Die Vorderseite wird beherrscht von der Darstellung der Heiligen Anna und Heiligen Maria. In den Ecken das L für König Ludwig II: (König von



Abb.: 5 Vorderseite der Fahne

Bayern 1864 bis 1886, unten links) und das O für König Otto (König von Bayern 1886 bis 1916, oben rechts) sowie der Merenti-Orden (gestiftet am 19. Juli 1866 durch König Ludwig II. als Auszeichnung für Verdienste um die Bayerische Armee, oben links) und das Eiserne Kreuz (gestiftet von Kaiser Wilhelm I. für Verdienste im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71, unten rechts). Mit Paris, Sedan, Orleans und Wörth in den Ecken wird an bedeutende Kriegsschauplätze des Deutsch-Französischen Kriegs erinnert. Auffallend die vielen Blumenverzierung Edelweiß, Lorbeer (Symbol für Sieg 1870/71) und das Eichenlaub (Symbol für Kraft und Stärke).

Die Königslöwen mit dem altbayerischen Wappen auf der Rückseite sowie den Wappen von Oberbayern (links oben), Franken (rechts oben), Bayern (links unten) und Niederbayern (rechts unten) stehen



Abb.: 6 Rückseite der Fahne

wohl mehr für den Frieden und das ehemals selbständige Bayern. So schreibt Bernhard Ücker in seinem Buch „Wie Bayern unter die Pickelhaube kam“: „1870 hat Verdun vor den Deutschen kapituliert, doch ... in unseren Tagen hat leider die Welt noch immer nicht vor Verdun kapituliert, vor den Kreuzen, die dort oben stehen wie die tausendfältig aufgegangene Saat aus den einst nur wenigen Gräbern“. Nachdenkliche Worte auch und gerade für die künftigen Volkstrauertage.

Bildnachweis

Abb.: 1, 2 Gerhard Heiß, Volkstrauertag Birkland 2020

Abb.: 3, 4, 5, 6 Fahnen Kössinger, Restaurierung der historischen Vereinsfahne

Bericht des Johann Freisl (1836–1899)
zu seiner Reise ins „Heilige Land“
vom 1. Oktober bis 12. November 1898

Hinweis: Der teilweise in einer Art Telegramm-Stil verfasste Text wurde originalgetreu wiedergegeben, Orthografie und Interpunktion wurden behutsam modernisiert. Zum besseren Verständnis wurden gelegentlich Einfügungen vorgenommen und durch eckige Klammern kenntlich gemacht. Zusätzliche Anmerkungen sind durch Endnoten markiert.

Nr. I

Ereignisse von einer kleineren Karawane Orientreisender vom 1. Oktober 1898 bis 12. November 1898 unter Herrn Führer Frischhut, dem wir das beste Zeugnis erteilen konnten, und deren Erlebnisse und Abenteuer.

Zusammenkunft in München, Hotel „Deutscher Kaiser“, wovon aber viele der angemeldeten Herren wahrscheinlich [wegen] strapaziöser Reiseverhältnisse sich nicht mehr einfanden. Abfahrt München 8 Uhr ½. Abends über Kufstein, Trient, Mori, Ala, Italien, wo im Revisions-saale von einem unserer mitreisenden Herren aus Versehen ein Kistchen Zigarren nebst Schnupftabak konfisziert wurde, etliche Zigarren nebst Schnupftabak erhielten wir jedoch. Verzollen wäre teurer als der Wert der Sachen gewesen, am Rückwege hieß es, wir hätten selbiges der Stadt überwiesen. Bei einem von unserer Gesellschaft wurde eine Revolverkugel entdeckt, man musste den Revolver auch zu Gesicht bekommen, wo durch vieles Reden des Führers die Waffe des betreffenden Herrn wieder [zurück]gegeben wurde. Dann ging die Reise nach Verona, wo wir uns gütlich taten, es wurde immer Toubledot¹ gespielt. Von da ab ging die Reise über Mailand, wo wir den Dom besichtigten, dann gelangten wir endlich durch die nächtliche Schlaflosigkeit und Mühe in Genua an, wo wir im Hotel Garni übernachteten. Genua ist eine größere, an einer Anhöhe schön gelegene Stadt, [es] soll sich auch dort der schönste Gottesacker der Welt befinden. Von dort ging es ab mit Eisenbahn

zum Seehafen, von wo wir uns mit dem Norddeutschen Lloyd-Dampfer einschifften nach Neapel. Das Schiff ist benannt „Friedrich der Große“, dasselbe hatte ein Maß von ca. 150 Metern Länge, etwa 20 Meter Breite.

In Neapel angekommen besuchten wir das Arsenal St. Elmo, sehr hoch gelegen und bietet einen imposanten Anblick über die ganze Stadt und dem Meere. Nach eingenommener Mahlzeit fuhren wir per Bahn nach Pompei, eine Stadt überschüttet vom Vesuv im Jahre 67 nach Christus. Die Stadt bildet eben jetzt den Anblick mehr einer Ruine, die Mauern ragen hoch empor, Straßen sind sehr eng und groß gepflastert. Ferner befindet sich dort noch die Badeanstalt, auch die ehemaligen Theater-räumlichkeiten. Auch befinden sich dort sehr viele künstliche Bildhau-erarbeiten von Stein, wie große Säulenkapitelle und Postamente pp. Das Museum ist gewiss sehr interessant, worin viele Mumien [zu sehen sind], welche einen versteinerten Anblick bieten. Ferner Ess- und Trinkgeschirr, Haarkämme, Öllampen pp., auch Kaufläden.

Nr. II

Abseits befindet sich ein sehr künstlerisches Gemälde, welches jungen Leuten, namentlich Frauenpersonen, nicht gestattet ist, selbiges zu besichtigen. Der Beschauer muss den Gedanken fassen, nicht nur zur Zeit, sondern schon vor mehr als achtzehnhundert Jahren gab es in Kunst und Wissenschaft sehr begabte Menschen. Der Vesuv, der einen Berg bildet, eine kürzere Strecke von Pompei entlegen, quillt² schwarze Rauchwolken von etwa der Ansicht nach 15 Meter Durchschnittsbreite unaufhörlich empor.

Nun begaben wir uns endlich wieder auf unser Schiff und dampften entlang dem Golf von Neapel und den Abruzzen zu nach Port Said/Afrika, wo wir verschiedene Inseln zu Gesicht bekamen, welche alle von uns rechts lagen. Dieselben bieten von Ferne einen Anblick von Bergen steinig und mit Gesträuch bewachsen. Diese Inseln führten, wie wir erfahren konnten, die Namen Korsika, Elba und wie sie alle heißen mögen, auch Sardinien mit der Hauptstadt Messina³, Sizilien, endlich die Insel Kreta, wo wir auf dem mittelländischen Meer bereits nach 5-tägiger Fahrt in Port Said landeten.

Die Meeresfahrt ging ausgezeichnet vonstatten. Es befanden sich auf selbigem bei elfhundert Personen von verschiedener Nationalität, alt

wie jung, reich wie arm, sehr viele Goldminensuchende aus Dalmatien, welche die Reise antraten nach Australien. Wir hatten auf dem Schiff eine sehr nette Kabine erhalten, aber leider auf kurze Zeit, es zog eine kränkliche Familie ein und wir mussten uns in der unteren Kajüte [einfinden], wo es von Auswanderern strotzte und wo man nicht wusste, ob man seiner Kleider nebst anderem frühmorgens noch im Besitz ist.

Zwei unserer Mitreisenden, welche etwas unpässlich wurden, was nicht zu [ver]wundern ist, ließen sich eine bessere Kabine anweisen. [Diese] kostete jede der kommenden Nächte à 50 francs mehr. Betreff der Kost lässt es [gegenüber] der deutschen viel zu wünschen übrig. Bairisches Bier ist warm, ein Quart etwa 70 décimes, Fleisch nicht entsprechend, Kaffee schlecht, Brot nicht gut, Kartoffelspeisen entsprechend. Der Abfall von diesen Speisen wird ins Meer geworfen und ist selbiges den Haifischen sehr angenehm, wo man bisweilen mit dem Rachen solche Exemplare emportauchen sieht. Etliche Tage, als wir in Port Said anlangten, wurde ein Nordländer beim Baden, welcher sich zu weit in die Tiefe wagte, verschlungen.

Endlich konnten wir ans Ufer [von] Port Said, wo wir uns etwas ausruhten und restaurierten. Bald darauf ging die Reise weiter ins Innere von Afrika, nämlich nach Kairo, wo wir die Reise per Eisenbahn fortsetzten. Diese Bahnen sind nicht so zweckentsprechend wie in Deutschland, sondern schmalspurig und eng.



Reisepass für Ägypten

Nr. III

Die Reise ging nun den Suezkanal entlang, welchen Napoleon I. in Angriff nahm, durch die arabische Wüste, welche ein [...] Ansehen hat⁴, das Erdreich ist Sand nebst hohen zusammen gewehten Sandbergen. Es begegneten uns ganze Karawanen von Sudanesen mit Eseln und Maultieren, welche ihre Früchte nach Hause brachten, wo dort etwas von

Zuckerrohren, Reis und Bohnen gedeiht. Die Leute haben ihre Wohnungen meist aus Lehm und Reisig gebaut so ähnlich wie bei uns Eichkätzchen- oder Fuchshöhlen. Das Nachtquartier ist dort für alle, für die Familien, für Büffelochsen, für Esel und Kamele. Das Wasser, schmutzig und grau, wird durch hölzerne Räder von den Büffelochsen aus dem Boden gepumpt, und gibt dies Machwerk einen Anblick von betreffenden Holzrädern, welche doch eine Übersetzung haben, den Anblick, als wenn drei Instrumente hierzu verwendet würden, nämlich Säge, Hacke und Stemmeisen.⁵

Die Leute sind alle schwarzbraun. Ihre Kleidung besteht, verschiedenfarbig, ziemlich langes Hemd, um die Mitte einen Gürtel, Schuhe keine wegen zu großer Hitze, Kopfmützen verschieden. Auf den dortigen Eisenbahnen verkehren nicht so viele Züge wie bei uns, und [es] wird im langsameren Tempo gefahren.

In Arabien kann jeder heiraten, wenn er Geld im Besitz hat und kann sich Frauen halten so viel es selbiger ernähren kann. In unserm Coupé war gleich ein kunsthafter Mann zu sehen mit drei verschleierte Frauen. Junge Mädchen von 12 bis 13 Jahren können heiraten und werden dem Bewerber auf zwei bis drei Tage von den Eltern zur Probe abgegeben. Sollten aber selbige nicht taugen, so können selbige ungeniert zurückgebracht werden.

Endlich gelangten wir nach Kairo, eine Stadt von etwa neunmal hunderttausend Einwohnern. Wir logierten in einem großartigen Hotel mit prachtvollen Gartenanlagen auf einem hohen Aussichtsturm, wo wir die ganze Stadt übersehen konnten. Welch herrlicher Anblick! Herr Hotelier war aus Baiern, Landshut gebürtig und sehr fein gebildet. [Wir] hatten dort einen Aufenthalt von drei Tagen.

Eines Abends bei dunkler Nacht machten wir bei dichtem Menschengewirr in den Straßen einen Ausflug mit Eselritt zum Baiern-Bier, welcher Wirt ein Wittenberger⁶ war. Das Gewirr von dieser Menschenwelle gab den Anschein mit ihren Kostümen, wie dass man glaubte, zu Hause einem Maskenzug beizuwohnen. Die Eseltreiber, welcher Ritt für uns sehr waghalsig war, schlugen auf ihren Esel ohne Erbarmen ein, dass es im Galopp durchging, wo wir uns dann verloren, aber in der Bierhalle doch wieder zusammenfanden.

Nr. IV

Des anderen Morgens begaben wir uns per Gleise nach den Pyramiden, welche etwa 1½ Stunden von Kairo entlegen sind, und gelangten dorthin über den Nilfluss, welcher etwas dunkelrotes Wasser in sich hat. Die Brücke ist abziehbar, damit die Flöße ihren Durchgang finden. Auf dem Wege begegneten uns ganze Karawanen von Eseltreibern und Maultieren, welche ihre Ware in die Stadt brachten. Kühe von schwerem Schlag baden sich in den Nebenflüssen des Nils. Sollte dieser Fluss nicht weit über die Ufer austreten, so wird es als Missjahr angesehen. Man erntet Zuckerrüben, Mais, Bohnen pp. Die Ernte ist jährlich 3 Male.

Die Fahrt ging nun weiter zu einem Hotel nahe an den Pyramiden gelegen, wo wir uns gütlich taten. Von dort ging es auf einer kurzen Strecke durch Kamelritt, wo es nicht gut zu reiten ist, an betreffende Stelle. Die Pyramiden (Gottesacker) bilden einen nach oben zusammengehenden Berg, welcher aus Quadersteinen zusammengesetzt ist. Oben eine kleine Ebene, so für 30 Personen Raum, wo eben zirka 12 bis 13 Personen selbigen bestiegen hatten. Ein Araber bestieg, ungerufen von uns, denselben und forderte von uns bei Ankunft 2 Piaster, welcher Betrag ihm auch ausgehändigt wurde. Die Pyramiden bestehen schon seit mehreren tausend Jahren und war[en] die Begräbnisstätte für Kaiser, Könige und andere Fürstlichkeiten. Eine alte ausgegrabene Kirche voll Kunstarbeit, auch ist zu gleicher Zeit eine ausgegrabene, zusammengesetzte Figur aus Stein, 6 Meter Höhe, 1½ Meter Breite, aber ohne Nase, welche von Napoleon I. weggeschossen wurde, sichtbar. Immer steht man dort bis über Knöchel im Sand, welcher rötliche Farbe hat und sieht nebenbei Spuren von Schlangenwindungen, welche sich dort bei Nachtzeit in Mengen aufhalten. Auch ist die Hitze dort bereits nicht zum Aushalten. Wir hatten jeder von uns einen Kameltreiber/Araber bei uns, welche uns verschiedene Gegenstände zum Kauf anboten, wo aber von diesen Leuten von einer Zufriedenheit keine Spur ist. Zugleich ließen wir uns an den Pyramiden, auf Kamelen sitzend, fotografieren, welche⁷ aber sehr viel zu wünschen übrig ließen.

Endlich kehrten wir mit den Kamelen wieder in das nahegelegene Hotel zurück, die Kameltreiber mussten uns nun verlassen. Bei dieser Gelegenheit schlich sich der Hotelier heran, rannte auf die Straße und schlug einen aus dieser bestehenden Mannschaft von 20 Mann windel-

weich, worauf die andere Mannschaft schnellstens das Hasenpanier ergriff. Bei uns in Deutschland würde selbiges nicht der Fall sein, aber der Araber ist etwas furchtsam und dabei feig, was wir öfters erfahren konnten.

Wir reisten dann per Wagen nach der Stadt Kairo, wo wir nach einer kleineren Entfernung das dortige Museum erreichten, welches sehr alttümliche, kostbare Schätze in sich hat, auch sehr viele Mumien, welche

Nr. V

von den Pyramiden – manche noch ganz gut erhalten – dorthin befördert wurden, wo für jede Gebeine ein eigener Sarg beordert ist, und an manchen die Kopfform nach vielen tausend Jahren noch sichtbar sind.

Wir gelangten nach kurzer Wegstrecke zur Stadt Kairo, von welchem Hotel wir zur Nachtzeit wieder einen Eselritt unternahmen. Wir gelangten unversehens in eine Straße, die sogenannte Fischergasse, welche in nichtsittlicher Beziehung [als] hafenentsprechend bezeichnet werden kann. Auch ist der sogenannte Bauchtanz der Öffentlichkeit ausgesetzt. Diese Betrachtungen zu veröffentlichen, davon schweigt des Sängers Höflichkeit.

Anderen Tags machten wir uns wieder reisefertig und gelangten mit Eisenbahn durch die arabische Wüste und [entlang] dem Suezkanal wieder nach Port Said, wo wir uns in einen kleineren österreichischen Dampfer „Lotte“ einschifften und die Reise wieder fortsetzten nach Jaffa, wo drei von unseren Reisenden die Seekrankheit nebst vielen anderen Mitreisenden bekommen hatten, welche eben durch Schaukeln des Schiffes entsteht und ein Erbrechen hervorruft.

In Jaffa angekommen wurden wir mit Blockschiffen von den Arabern ans Gestade befördert, welche Ausschiffung schon mehrmals große Verluste von Menschenleben hervorgerufen hatte. Es befinden sich dort hohe Felsentürme, wo bei hohem Wellenschlag die Blockschiffe ankerten und dadurch Unglücke entstehen. Auch für uns war es sehr gefährlich, da der Wellengang 3 bis 4 Meter Höhe⁸ zeigte. So sieht man diese Schiffe 40 bis 50 Meter auf- und abtreiben, so dass man glauben könnte, das Unglück ist fertig.

Bei dieser Ausschiffung kann mit den Passagieren bei hohem Wellenschlag nicht human umgegangen werden, denn es wird jeder an x-beliebigen Körperteilen angefasst und in das Schiff beordert. Einen Mann sah ich, welcher sich an einem Araber-Schiffsknecht durch Stöße rächte, ein Herr von unseren Reisenden wurde gefragt, wie ihm die Ausschiffung entsprach. Er sagte, selbiges hatte Reu und Leid gemacht. Einen Araber sah ich, wie er sich mit dem Hl. Kreuze bezeichnete, einer blickte wieder zum Himmel empor, ein Herr von unseren Reisenden erhielt am Gestade beim Aussteigen einen Wellenschlag bis über die Knie. Nun begaben wir uns ins dortige Hotel „Frank“, wo wir übernachteten und uns gütlich taten.

Des anderen Tages begaben wir uns mit Eisenbahn nach Jerusalem, wo wir im Hotel „Willams“ einen 7-tägigen Aufenthalt hatten. Die Fahrt dorthin ging durch lauter verödete Täler und Berge. Jerusalem, ist die Stadt an einer Anhöhe gelegen, hat 2 fahrbare große Straßen, eine nach Norden, eine nach Süden. Diese Straßen sind sehr unreinlich, staubig und steinig.

Nr. VI

Handwerker wie Kesselschmiede, Schneider, Schuster, Steinhauer pp. arbeiten auf offenen Straßen und dienen ihre Füße als Sessel. In Metzgerläden sieht man durchsichtiges⁹ Ziegen- und Schafffleisch. Kamel- nebst Eselfleisch soll nicht genießbar sein und [es] werden selbige, wenn nicht mehr brauchbar, auf die Heide geführt, wo selbige dort verenden. Hunde, sogenannte Wolfshunde, laufen herrenlos umher. Wenn selbige zu stark sich vermehren, so werden sie auf eine Insel befördert, wo sie sich selbst einander auffressen.

Wagenschupfen¹⁰ und Viehställe gehören zur Seltenheit. Es gibt in Jerusalem bloß einen Viehstall, welcher sich außerhalb der Stadt befindet. Dort ist alles mitsam vereint. Zum Beispiel Esel, Schafe, Kamele, auch Pferde, Ziegen, Futterasch¹¹, Männlein wie Weiblein kampieren dort im Freien und bietet den Anblick wie bei einem Militärlager.

Jerusalem nebst Kleinasien ist nach unserer Zeitrechnung. Zum Beispiel abends wird es etwa 1½ Stunden früher Nacht, dagegen früher Tag. Die Morgen sind sehr lieblich und angenehm. Nun unternahmen wir mit Eselritt den Antritt zum Ölberg durch das Tal Josephat, welches sehr tief gelegen ist, wo aber alles verwüstet und verdorrt ist. Wir wurden

so von den Türken genötigt, von den Eseln abzustiegen und die gefährliche Strecke zu gehen. Der Weg führte uns durch vieles Steingeröll und mehrere Beduinen-„Räuberhütten“.

Es ging nach vielen Beschwerden zum Ölberg, wo wir am Garten Gethsemane anlangten. Dieser Garten ist sehr schön umzeichnet und [ge]bildet, einem Kloster ähnlich, hat sehr herrliche Blumenbeete und ist in allem sehr schön ausgestattet, auch sehr große Palmenbäume. Der Eintritt wurde uns nicht gewährt, doch erhielten wir zum Angedenken sehr schöne Blumen. Über eine kleine Strecke gelangten wir an die Stelle, wo Christus Blut schwitzte und in Naturgröße dargestellt ist und bildet den Ort einer steinernen Nische, wo selbiges auf den Wanderer einen tiefen Eindruck macht.

Unweit dieser Stelle ist das Lazarett der Aussätzigen. Diese Leute halten sich meistens im Freien auf und bitten den Wanderer um Almosen. „Bakschisch“ – das heißt auf deutsch „etwas schenken“. Diese Leute geben einen herzzerreißenden Anblick, beiderlei Geschlechts, welche unaufhörlich bitten und jammern, so dass man gerne die Geldbörse hervorzieht und sie beschenkt. Wenn man diese Leute etwas genauer betrachtet, so sieht man die Folgen, welche ihnen diese Krankheit verursachte. Dem einen fehlt der Fuß bis an die Knöchel, dem einen fehlen die Finger bis an das Gelenk, ein anderer hat tiefliegende Augenhöhlen, wieder ein anderer verlor seine Nase, viele derselben geben wider den Anblick eines Verstorbenen.

Nr. VII

Endlich gelangten wir zum Ölberge, was uns eine herrliche Aussicht bot. Dort befindet sich eine schöne, nicht zu große Kirche. In Asien werden selbige als Moscheen benannt. In dieser Kirche sind 30 Tafeln angebracht, wo nach alten fremden Sprachen das Vaterunser zu lesen wäre, auch [das] deutsche ist zu finden. Außerhalb dieser Moschee befindet sich rechts ein herrlicher Brunnen mit Eisengitter umzäunt, links der umzäunte Stein, wo Christus geruht hat. Der Bettel¹² der Türken brachte uns viel Unangenehmes hervor. Von dort setzten wir unseren Eselritt fort nach Jerusalem.

Dort angekommen beteten wir den Kreuzweg ab. Die erste Station beginnt am Anfang einer türkischen Festung, welches mit Militär bela-

gert ist¹³, und ziehen sich durch enge Gassen der Stadt hin zur Grabeskirche, wo fünf derselben¹⁴ noch enthalten¹⁵ sind. Die Figuren haben meistens Manneshöhe. Die Grabeskirche, welche das Sehenswerteste in Jerusalem bietet, präsentiert immer einen Wert von vielen Millionen, der vielen Lüster und Leuchter Schnitzereien sind großartig ausgeführt.

Am Heiligen Grab, welches einen plattförmigen Marmorstein bildet, wurden unsere Einkäufe wie Rosenkränze, Christuskreuze pp. gemacht. Wo Christus ans Kreuz geschlagen wurde, findet man einen Altar von voller Pracht, wo zu Füßen eine Nische angebracht ist und sich eine verzierte Vertiefung befindet, wo der Kreuzesstamm gestanden haben soll, ferner Zeichen, wo Christus gen Himmel fuhr. Andächtige befinden sich dort das ganze Jahr hindurch, Tag und Nacht.

Auch besuchten wir das Grab der Mutter Anna. Die Stelle, wo Judas Christum verraten hatte, die Apostelquelle wo Elias von den Raben gespeist wurde. Auch befindet sich in einer Kirche ähnlich im Umfang ein großer Marmorstein, wo Christus mit seinen Jüngern weilte.

Im Zentrum der Stadt befindet sich der Teich Salomon, welcher zurzeit ausgetrocknet ist. Wir besuchten die Stelle „Tempel“ genannt, wo Jesus die Käufer und Verkäufer austrieb. Dieser Ort ist sehr groß und einfach gebaut. An einer Anhöhe gelegen befindet sich das Haus David. Wieder im Zentrum der Stadt das Gebäude des reichen Prasers¹⁶, welches hoch gebaut ist.

Unweit befindet sich die Klagemauer der Juden, welche ausgejagt wurden und sich dort ganze Reihen



Steine aus dem Heiligen Land

ansammeln unter Beten und Jammern. Mit ausgestreckten Armen ver-
richten sie ihre Gebete, der Klagemauer zugewandt, Elias möchte kom-
men und sie wieder einziehen lassen. Manche dieser Juden haben einen
Typus von kleinerer Statur, gebogene Nasen, gerollte Haare an der Seite,
die einen sind gekleidet in Samt und Seiden, wieder andere ganz ärmlich.
[Das] Militär [hat] ganz einfache, verschiedenfarbige Uniform, meistens
dunkelrot. Ihre Musik, wenn man selbiges anhören muss, macht den
Eindruck etwas besser als wie bei uns zu Fastnacht eine Maskenmusik.
Als wir dieses alles besichtigt hatten, kehrten wir in unser Hotel zurück.

Nr. VIII

Anderen Tags begaben wir uns, begleitet von unserem Hotelier
Willams, mit Gewehren und den dazu gehörigen Munitionen nach
dem Toten Meer, welches sehr weit von Jerusalem entlegen ist. Es wird
dorthin eine neue Fahrstraße angelegt, welche noch nicht vollendet sein
wird. Endlich kommen wir in Jericho an, ein Ort nicht zu groß, meistens
bewohnt von Beduinen, welche sich an der neuen Straße beschäftigen,
nachts im Freien schlafend und sich zur Kost in ihre Höhlen zurück-
ziehen. Jericho ist ein ganz verwilderter, mit Gesträuchen umgebener,
unscheinbarer Ort. Nach einer annehmbaren Restauration¹⁷, wo wir
übernachteten, mit guten Betten versehen, ist dort zu finden. Auch gibt
es dort Baiernbier. Des anderen Tags ging unsere Reise zum Toten Meer,
aber unter bereits nicht zu aushaltender Hitze, Staub und Gräben. Dort
angelangt am Gestade des Wassers war nichts zu sehen als Sand bis über
die Knöchel, eine halbeingefallene, kleinere Lehmhütte. Das Wasser ist
schwarz, schwefelhaltig, hat ein fettes Aussehen und gelbschlammig. Fi-
sche können sich da nicht halten. Auch wenn man baden wollte, kann
man nicht untergehen. Ein Herr von uns wagte es hineinzuwaten, wusch
sich Hände und Füße, reichte uns gefüllte Flaschen mit Wasser hervor,
welches wir an uns nahmen. Dieser Herr zeigte uns nach 3 Tagen noch
das fettige Aussehen seiner Füße und Hände. Man sieht dort kein le-
bendes Wesen, weder Mücken noch Tiere. Sollte es jemals eine Wachtel
wagen, über das Gestade zu fliegen, so werde selbige am Ufer tot aufge-
funden.

Über das Gestade hinüber liegt Sodom und Gomorra. Wäre eine
Zille¹⁸ oder kleines Schiff dort in Tätigkeit gewesen, so hätten wir diese



Vitrine der Reiseandenken aus dem HeiligenLand

Fahrt nie unterlassen. Das Meer liegt 350 Meter unter dem Meeresspiegel, und [es] soll sich dort eine Insel vor mehreren hundert Jahren befunden haben, welche versunken ist. Das Meer hat den Einfluss vom Jordan, aber keinen Ausfluss.

Nun reisten wir zum Fluss Jordan, zwar ebenen Weges, aber es möchte uns die Seel' herausgebeutelt haben. Dort angelangt am Gestade, rechts und links sind hohe Gesträuche, das Wasser ist grau, man bemerkt nicht, läuft der Strom ab- oder aufwärts, und macht auf den Wanderer einen besonderen Eindruck, da an dieser Stelle Johannes taufte. Sollte ein Gebäude oder sonstiges dort errichtet worden sein, so wurde selbiges von den Türken wieder zerstört. Wildschweine gibt es dort in Menge, auch Panter. Auch ist es an diesem Fluss wie am Toten Meer sehr gefährlich zu reisen. Wie uns Herr Führer Willams mitteilte, wurden öfters Engländer nebst anderen Herrschaften von den Beduinen bis auf das Hemd ausgeraubt, das Leben kostete es nie einen.

Nr. IX

Unter vielen Strapazen ging der Marsch wieder nach Jericho zurück nahe dem Versuchungsberg, wo der Satan zu Christus sagte: „Wenn du der Sohn Gottes bist, stürze dich da hinunter!“ Wir setzten die Reise fort nach Jerusalem. Die neue Erlöserkirche war noch nicht ganz vollendet. Diese Kirche, auch Moschee wurde selbige genannt, ist nicht von großartigem Stil gebaut, besitzt einen entsprechenden Turm und ist innen wie außen nach einfachem Stil gehalten. Zurückkehrend nach Jerusalem besuchten wir auch mit Wagen das etwa zwei Stunden entlegene Bethlehem, wo Christus geboren war. Diese Stätte bildet wieder eine Kirche von verschiedenen Gängen und Altären und hat von innen schweres Aussehen. Auch unternahmen wir einen Eselritt nach St. Johannes, wo Johannes enthauptet¹⁹ wurde.

Von da ab fuhren wir mit Eisenbahn nach Jaffa. Beim Aussteigen dort wollte jeder der Araber uns vorerst bedienen, wegen Bakschisch betteln, wo eine Keilerei unter jenen entstand, denn jeder wollte Verdienst haben. Wir logierten im Hotel „Frank“. Bereits neben diesem Hotel ist ein herrlicher Garten, ausgestattet mit Blumenbeeten, großen Ölbäumen, verschiedenen Ornamenten, Kapitellen pp., aber alles von Alterszeiten her. Auch war eine Masse von Papageien, große wie kleine, verschiedenfarbig, auch verschiedene Affen konnte man zu Gesicht bekommen. Ein Herr regalierte²⁰ zwei auf einem Pflock sitzende Affen aus seiner Westentasche mit Zucker. Dies entsprach ihm²¹ sehr und [er] wurde noch so frei, sich selbst in des Herrn Tasche zu mit seinen Krallen zu greifen²², um noch zwei Zehnerl zu entwenden, welche nicht mehr zu bekommen waren. [Der] Kaiser mit seinem Gefolge nahm dort sein Absteigequartier. Wir waren mit der Reise immer 3 Tage voran und konnten selbigen nie zu Gesicht bekommen.

Anderen Tags ging die Reise in schnellstem Tempo wieder auf das Schiff, wo wir schlaflos und ermüdet in Haifa ankamen. Wir begaben uns in ein Kloster und traten bald die Reise fort nach Nazareth, von wo aus eine neue Straße angelegt wird nach Tiberias, wo man alt wie jung meist sitzend arbeiten sieht. In Nazareth angekommen logierten wir in einem Kloster. Wir begaben uns nun zur Stätte des Hl. Josef, welche eine Kirche bildet. Auch sieht man dort noch einen zugemauerten Türpflock, wo Josef seine Werkstätte hatte. Es machte dies auf uns einen tiefen Eindruck, dass sich keiner der Tränen erwehren konnte.

Von nun an ging es mit Wagen, welche sehr einfach sind, nach Tiberias. Der Wagen war bespannt mit drei Araberpferden von kleinem Schlag, welche gegen unsere Pferde sehr ausdauernd sind. Das Geschirrzug ist elendiglich, die Pferde sind voller Pletzen²³ und Narben und wird auf selbige ohne Erbarmen eingehauen. Auf dem Wege dorthin kann man auf Gerippe von Kamelen stoßen. Auch befinden sich dort Schlangen nebst Panter.

Endlich langten wir in Tiberias an, ein Ort nicht zu groß, und setzten auf dem See Genezareth mit einer Zille²⁴ die Wasserreise fort zu einem Schlosse und unter großartiger Hitze wieder zurück, wo wir übernachteten. Drei von unseren Herren schliefen auf den Dächern, zwei in den unteren Räumen, ein Herr neben der Bettstelle, welche für [den] Kaiser angeordnet gewesen wäre.

Nr. X

Der See Genezareth ist von kahlen, struppigen und steinigen Bergen umgeben, der Jordan durchfließt selbigen und ergießt sich ins Tote Meer. Der See Genezareth ist dem Starnbergersee nebst Länge und Breite sehr ähnlich.

Früh traten wir über Berg und Tale die Reise wieder retour an nach Nazareth, wo wir in einem Kloster übernachteten. Des anderen Tags setzten wir die Reise wieder fort nach Haifa und traten den Weg an nach dem Berg Karmel, welcher hoch gelegen ist und eine schöne Ansicht bietet ins nahe Meer. Wir waren dort zwei Tage und wurden sehr gut aufgenommen. Ein Herr erzählte mir, wie er bei einem Spaziergang einer Rauferei zusah, welche aus Priooren und Patern und zugelaufenen, wahrscheinlich Bettlern, welche nie zufrieden sind, entstand, wo beide derselben mehrere²⁵ auf den Boden zu liegen kamen.

Nach vollendeter Andacht ging der Marsch wieder zu Fuß nach Haifa. Wir gingen dem Anschein nach [an] einer Kaserne vorüber, da redete uns ein Herr, welchen wir schon auf dem Schiff kennen lernten, an mit dem Bemerken, er sitze schon 10 Tage hier im Gefängnis, und zwar wegen seiner Papiere und Passdokumente. Wir hatten in dieser Sache auch gewiss viel zu leiden und wurden deshalb wegen der Kaiserreise betr. der Attentate sehr genau genommen.

Unterhalb dem Berge Karmel, am Wassergestade, befindet sich auch ein Nonnenkloster. Auch gibt es Kolonien, welche von Wittenbergern²⁶ angesiedelt sind, auch das gleiche in Jerusalem.

Nun gelangten wir unter vielen Missverhältnissen betr. der Schifffahrt endlich wieder in Port Said an, wo wir uns wieder gütlich taten.

Dort angekommen mussten wir mehrere Stunden Aufenthalt nehmen. Es wurde von einem Kohleschiff etwa von 500 Arabern das Material zur Heizung in unser Schiff befördert. Diese Arbeit von diesen Leuten anzusehen war sehr interessant. Dieses Geschrei, dieses Getöse, alle waren schwarz, bloß um die Mitte ein Tuch, die übrigen Körperteile waren nackt. Das Schiff wurde schwarz von lauter Staub und Schmutz. Da sich aber auf jedem Schiff zur Reinigung Wasserschläuche befinden, so wurde es in kurzer Zeit wieder in reinen Zustande gesetzt.

Wir schifften uns nun ein und gelangten nach viertägiger Reise in Neapel an, wo uns der Vesuv mit seinem feurigen Körper entgegenleuchtete. Von dort kehrten wir mit Eisenbahn nach Rom. Dort angekommen logierten wir wieder in einem Kloster und besichtigten mehrere der interessantesten Sehenswürdigkeiten. Petruskirche, Sankt Paulkirche, den Vatikan zu sehen ist sehr beschaulich, die Katakomben, an einer großen Anhöhe gelegen, sind sehr merkwürdig.

Nr. XI

Das Kolosseum ist sehr hoch gebaut, einer alten Ruine ähnlich, und etwas rundförmig angelegt. Was der Sage nach in selbigem alles geschehen sein mag, davon schweigt die Geschichte. Anderen Tages setzten wir die Reise an nach Verona, Trient, Rosenheim, München, wo wir uns nach verschiedenen Richtungen zerstreuten.

Jeder von uns wird sich diese Reisetour ins Gedächtnis eingeprägt haben und nicht leicht wieder zu bewegen sein, solche wieder anzutreten.

Anmerkungen

Biographie von Johann Freisl

Johann Freisl geb. 1. Mai 1836 in der Jaudenmühle bei Habach. Seine Eltern betrieben eine Mühle, Sägewerk und eine Landwirtschaft. Nach dem Schulabschluss erlernte er das Müllerhandwerk in Weilheim. Anschließend machte er eine Ausbildung zum Steinmetz in Habach. Da nur einige Jahre zuvor im Wald seiner Eltern ein Sandsteinvorkommen entdeckt worden war, das sehr gut zur Herstellung von Futterbarren oder Wasserbehältern (Wassergraut) geeignet war.

1871 ließ er sich als Steinmetzmeister in Benediktbeuern nieder. Er war nicht verheiratet. Ab 1890 unternahm er fast jedes Jahr Reisen ins europäische Ausland. Auf seinem Reisetock, der noch vorhanden ist, sind seine Reiseziele eingraviert z.B. Holland, Belgien, Frankreich oder Spanien. Nach seiner Pilgerreise ins Heilige Land, 1898, plante er für 1899 noch eine weitere Reise nach Schweden und Norwegen. Diese kam nicht mehr zu Stande, weil er seinen Reisepass vergessen hatte und nach Hause zurückkehren musste. Er erkrankte plötzlich und verstarb einige Tage später am 29. September 1899 in seiner Heimatgemeinde Habach.

Auf seiner Reise ins Heilige Land führte er nicht nur ein sehr genaues und lebendiges Reisetagebuch, sondern er brachte auch viele Reiseandenken mit, die er in einer großen Glasvitrine aufbewahrte. Diese befindet sich heute in meinem Haus in Habach, ebenso wie die Grabrede des Pfarrers anlässlich seiner Beerdigung.

- 1 Evtl. auch „Doubledot“ zu lesen; es handelt sich hier wohl um ein altes Kartenspiel
- 2 „Aus dem Vesuv ...quellen ...“
- 3 Sardinien: Hauptstadt Cagliari; Messina: einer der Hauptorte Siziliens
- 4 Evtl. „Ansehen“ durch ein Adjektiv ergänzen: z. B. „seltsames“, „besonderes“
- 5 Zu lesen wie: „Dieses Machwerk der betreffenden Holzräder, welche doch eine Übersetzung haben, sieht aus, als wenn drei Instrumente hierzu verwendet würden, nämlich Säge, Hacke und Stemmeisen.“
- 6 Mögliche Bedeutungen von „Wittenberger“: Entweder Oberbegriff für evangelische Christen (s. Wittenberg = Zentrum von Luthers Wirken) oder lautlich angelehnt an „Württemberg“: Diese Bezeichnung könnte sich auf die 1850 im Königreich Württemberg gegründete deutsche Tempelgesellschaft beziehen, eine pietistische Bewegung aus dem Raum Stuttgart, die sich ab der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts aus religiösen Gründen in Palästina ansiedelte und erkennbaren positiven Einfluss auf die Entwicklung des Landes in mehreren Bereichen ausübte.
- 7 „welche“ bezieht sich wohl auf die Fotografien
- 8 Im Original steht hier das Pronomen „sich“
- 9 Gemeint ist evtl. „farbloses“
- 10 Wagenschuppen, Unterstand für landwirtschaftliche Geräte
- 11 Futterage, Bestände von Futter

- 12 Der Bettel im 19. Jh. geläufig; heute die Bettelei
- 13 Gemeint ist wohl der leicht ansteigende Weg zum Eingang der zur ehemaligen Festung Antonia, dem angeblichen Ort von Jesus' Verurteilung. Der Eingang wurde Ende des 19. Jahrhunderts von türkischem Militär bewacht.
- 14 Hier Bezug auf die Kreuzwegstationen
- 15 eher: erhalten
- 16 Vermutlich Bezug auf Lk 16, 19–31: Der reiche Mann und der arme Lazarus
- 17 Besser zu verstehen ist: „Auch eine annehmbare Restauration ...“
- 18 Zille = hölzerner Kahn für Lastentransport
- 19 Der Ritt von Bethlehem aus erfolgte vermutlich nach Ein Kerem, dem Geburtsort Johannes des Täufers und nicht, wie hier irrtümlich erwähnt, der seiner Enthauptung. In diesem Ort steht auch die im Text genannte St. Johannes-Kirche.
- 20 „regalierte“ = schenkte
- 21 ihm = hier: einem
- 22 Verständlicher ist: „sich selbst in des Herrn Tasche mit seinen Krallen zu vergreifen ...“
- 23 offene Wunden
- 24 s. Anm. 18
- 25 Gemeint ist: „wo mehrere auf beiden Seiten ...“
- 26 s. Anm. 6

Die Palästina-reise des Deutschen Kaisers Wilhelm II. war nur 10 Tage später, vom 11. Okt. bis 26. Nov. 1898, an deren Höhepunkt er die Erlöserkirche in Jerusalem einweihte.

Herzlichen Dank für die Transkription an Frau Brigitte Sengenberger (Studiendirektorin für Deutsch). Der Reisebericht ist verfasst in Kurrent-schrift, die sie mir in die heutige Schrift übertrug.

ALBIN VÖLK

Die Grenzmarkbeschreibung des Klosters Wessobrunn um das Jahr 960

**Wo waren Suuabesneita, der Hengistisbach und
was steckt hinter dem rätselhaften Bilstein?**



Bilstein (Foto A. Völk)

Nach der Zerstörung des Klosters Wessobrunn durch die Ungarn im Jahre 955 wurde vermutlich anlässlich der Wiedererrichtung des Klosters im Jahr 1065 eine Beschreibung der damaligen Grenzmark für die Zeit um 960 erstellt, um die ursprünglichen Grenzen des Klosters Wessobrunn festzuhalten. Diese Beschreibung ist uns in einem lateinischen „Codex latinus monacensis“ Clm 22021 glücklicherweise erhalten geblieben und wird in der Bayerischen Staatsbibliothek aufbewahrt.¹

Die Grenzmarkbeschreibung enthält jedoch Ortsangaben und Landschaftsbezeichnungen, die wir heute nicht mehr kennen oder zuordnen können. Dazu gehören vor allem auch die Ortsangaben „vicus Taringari“ „Hengestisbach“ „Bilstein“ und „Suuabesneita“, die uns



Bilstein (Foto A. Völk)

Rätsel aufgeben. Diese Grenzbereiche sind dabei nicht nur für das Kloster Wessobrunn von Interesse, sondern gleichsam für alle damaligen Anrainer, seien es die Klöster Polling und Rottenbuch oder die Herrschaftsgebiete der Grafen von Dießen oder Seefeld-Peißenberg.

Wo also verliefen Mitte des 10. Jahrhunderts die Grenzen, wo sind die o.g. Orte zu finden? Dieser Frage soll hier auf den Grund gegangen werden.

In der frühen Neuzeit gab es noch keine Grenzvermessungen und

punktgenaue Markierungen durch Grenzsteine. Die Abgrenzung eines Herrschaftsbereiches orientierte sich damals eher an besonderen Landschaftsbestandteilen wie Anhöhen, Schluchten, Flüssen, Bachläufen, an anderen markanten Elementen wie z.B. Quellen, Großsteinen und nicht zuletzt auch an Straßen.

Folgen wir aber zunächst dem Wortlaut der o.g. Grenzbeschreibung:

„Termini ad teritorium Wescinesbrunense pertinentes:

Incipientes de Bibarbach et sic tendunt ad Lanchuuate et inde recto itinere per silvaticam plateam usque in campum Bellesuangensem. Campus autem Bellesuangensis cum suis terminis ad teritorium nostrum pertinet usque in rivum Michlenbach. De Michlenbach ad vicum Taringeri vadunt, de vico Taringeri ad rivum Baltereszella Hengestisbach, de Hengestisbach ad Bilstein, de Bilstein usque ad plateam Suuabesneita, de Suuabesneita ad Sbarauuaresbach, de Sbarauuaresbach ad Rotam flumen. Eodem autem flumine decurrente ad predictum rivum Bibarbach tendunt.“

Die Übersetzung lautet wie folgt:

„Grenzmark das Wessobrunnische Gebiet betreffend:

Beginnend vom Bibarbach und sich so ziehend nach Lanchuuate und von da in gerader Linie entlang der Waldstraße bis zum Gebiet von Bellesuang, das bis zum Bach Michlenbach zu unserem Gebiet gehört. Vom Michlenbach verläuft (die Grenze) bis zum Dorf/Gehöft des Taringer, vom Dorf/Gehöft des Taringer zum Bach Balthereszella Hengestisbach, vom Hengestisbach zum Bilstein, vom Bilstein bis zur Hochstraße nach Suuabesneita, von Suuabesneita nach Sbarauuesbach, von Sbarauuesbach zum Rott-Fluß, von ebenda nun aber dem Bach abwärts folgend und zum vorgenannten Bach Bibarbach.“

Der Historiker Dr. Reinhard Höppl hat in seinem Werk „Die Traditionen des Klosters Wessobrunn“², versucht, den nach althochdeutscher Sprache beschriebenen Grenzverlauf nach bekannten und vermuteten Orten nachzuzeichnen.

Sowohl Dr. Höppl als auch der Sprachforscher Bruno Schweizer³ sehen den „Bibarbach“ in einem Quellarm der Windach. Die Grenzlinie soll dann seinem westlichen Oberlauf bis etwa Ludenhausen/ Gimmenhausen folgen, angelehnt an frühen Besitz des Klosters im dortigen Bereich.

„Lanchuuate“, das sich etymologisch vom ahd. „wat“ ableitet und so viel wie „sumpfiges Gebiet, seichte Stellen“ bedeutet, wird beim Moor- und Filzgebiet westlich von Abtsried verortet. Als geradlinige Waldstraße („plateam recto itinere“) wird die im 10. Jahrhundert noch aktive Römerstraße zwischen Epfach und Raisting gesehen. Sie führt etwas nördlich von Schellschwang den Kohlgraben hinab bis zum „campus Bellesuangensis“, das ist die Ebene beim heutigen Weiler Stillern westlich von Raisting, später Pelschwang genannt.

Mit der Bezeichnung „Michlenbach“ beginnt die Unsicherheit, da man nicht weiß, welcher Bereich des ca. 5 km langen Baches, dessen Anfänge südlich von Abtsried im Bayerdiessener Forst liegen und der zwischen Stillern und Raisting in die Rott mündet, gemeint ist. Auch das Dorf oder Gehöft des Taringer ist nicht lokalisiert.

Die weiter genannten Grenzpunkte „Hengestisbach, Bilstein und Suuabesneita“ gaben einzig Rätsel auf, hierzu konnten bislang keine Zuordnungen gefunden werden.

Doch nun gibt es neue Überlegungen und Indizien, welche eine Zuordnung dieser geheimnisvollen Ortsbezeichnungen zulassen!

Vicus Taringeri:

Bislang vermeint man das Dorf oder Gehöft des Taringer⁴ in Zellsee zu sehen, wo bei der Zelmühle ein Turmhügel des hohen oder späten Mittelalters aufgeschüttet ist, auf dem seit Anfang des 19. Jh. die St.-Martin-Kapelle steht. Auf dem kleinen Turmhügel könnte einstmals eine sog. „Motte“ gestanden haben, eine meist hölzerne Turmbefestigung, wie sie ab dem 10. Jh. üblich wurde.⁵ Der heutige Zellsee findet in der Grenzbeschreibung übrigens keine Erwähnung, da er erst ab 1414 durch das Kloster Wessobrunn als Fischteich aufgestaut wurde.

Doch ohne diese Vermutung schmälern zu wollen, dass hier der „vicus Taringari“ sei, lässt die Grenzmarkbeschreibung durchaus eine Alternative zu. Schon der Klosterchronist Pater Coelestin Leuthner⁶ bezeichnet in seinem Werk „Historia Monasterii Wessofontani“⁷ Raisting als „das Dorf des Taringer“. Auch von Seiten Raisting und Dießener Geschichtskundiger wird der Standpunkt vertreten, der „vicus Taringeri“ sei näher bei Raisting zu lokalisieren.

Als standesgemäßer Sitz eines Adeligen wird dabei der Schloßberg zwischen Stillern und Raisting gesehen. Dort befindet sich auf einem Bergsporn über dem Michelbach ein Burgstall. Die Burganlage trug den Namen „Menburg“ und war eine Abschnittsburg mit Haupt- und Vorburg mit doppeltem Graben. Das Bestehen der Burg kann zumindest ins 11. Jh. zurück verfolgt werden. Westlich der Burg wird eine dazugehörige kleine Siedlung vermutet, bestehend aus Burghauhof, Versorgerhof, Wohnhütten und Burgmühle, was einem „vicus“ gleichkommt.

Michlenbach:

Die Grenzmark „Michlenbach“ wird bislang zwischen Stillern und Raisting im Bereich des Zusammenflusses des Michelbaches mit dem Rottbach beim „Winkelacker“ gesehen. Wenn nun aber am Schloßberg der „vicus Taringeri“ liegt, dann macht eine Grenzmark „Michlenbach“ an beinahe gleicher Stelle wenig Sinn und müßte woanders zu suchen sein.

Die Grenzmarkbeschreibung hält die Möglichkeit dazu offen, da sie schließlich keine bestimmte Stelle am Michelbach bezeichnet und nach dem Grundverständnis alter Grenzziehungen der gesamte Bachverlauf als Grenze in Frage kommt. Es mutet auch seltsam an, wenn der gleich nebenan liegende Wald nicht mehr zu Stillern gehört haben sollte. Die Bezeichnung „campus Bellesuuangensis“, also das freie Feld oder die Ebene von Stillern, läßt ein Ausgreifen der Grenzlinie zum Ober- oder Mittellauf des Baches zu. Folgt man von dort aus dem Bachverlauf, gelangt man zum Schloßberg mit dem „vicus Taringeri“. So machen die beiden Grenznennungen geographisch durchaus auch einen guten Sinn. Auch die heutige Landkreisgrenze zum Landkreis Landsberg am Lech verläuft entlang des Michelbach.

Hengestisbach:

Die nächstbeschriebene Grenzmark ist der Hengestisbach. Hier wird es erneut schwierig, weil ein Bach dieses Namens unbekannt ist. Bislang wird vermutet, dass es sich um den heutigen Rottgraben handelt. Dieser entspringt westlich von Kugelsbühl, Gemarkung Oderding, und sammelt in seinem weiteren Verlauf als Hauptbach die vom Paterzeller Höhenzug kommenden kleineren Zuflüsse ein, als da wären die beiden Schrallengraben und der Ulrichsbach bei Blaik.

In Frage käme aber auch jener aus der heiligen Ulrichsquelle in Paterzell entspringende Bach, der zum Eibenwald und durch den Brandwald fließt (alter Name: die „Brent“). Schon Dr. Johann Nepomuk Sepp, der Retter des Klosters Wessobrunn, bezeichnet den St.-Ulrichs-Quellbach in seinem Werk „Die Religionen der alten Deutschen und ihr Fortbestand...“ 1890 als Hengestisbach.^{8,9}

Dieser Bach sammelt die weiteren, vom Quellhorizont des Eibenwaldes herabfließenden Wasserläufe und fließt heute als „Mühlbach“ direkt zur Zellmühle und von dort aus in die Rott. Ob dort schon im 10. Jh. eine Mühle stand, ist fraglich. Der Topographie folgend könnte der Bach damals schon vorher in die Senke des heutigen Zellsees geflossen und sich am Nordende mit dem Rottgraben vereinigt haben. Dort erfolgte vermutlich auch der Zusammenfluss mit der von Wessobrunn herkommenden östlichen Rott¹⁰, von den Wessobrunnern „Schlittbach“ genannt. Die Stelle, an welcher der Hengestisbach mit den beiden an-

deren zusammenfloß, noch dazu an einer wichtigen Straße gelegen, bietet sich als typische Grenzmarkierung an. Der Hengestisbach dürfte der kräftigste und bedeutendste der drei Bäche und damit namensgebend gewesen sein.

„Baltheraszella“ wäre dann ein Namenszusatz, um zu bezeichnen, dass der ausschlaggebende Bach aus der heiligen Ulrichsquelle kommt. Wäre „Baltheraszella“ dagegen als eigener Grenzpunkt gemeint gewesen, hätte in der Grenzmarkbeschreibung eigentlich die Formulierung *„de Hengestisbach ad Baltheraszella, de Baltheraszella ad Bilstein“* stehen müssen.

Möglicherweise behielt der Bach damals auch ab Zellsee den Namen Hengestisbach bei und bezeichnete den weiteren Bachverlauf als Grenzlinie. Der später genannte „Rotam flumen“ ist eindeutig die westliche Rott, die durch den Ort Rott zum Lech fließt.

Der geheimnisvolle „Bilstein“:

Ein erster Hinweis auf einen außergewöhnlichen Stein in der Lichtenau kam von einer vor über 20 Jahren verstorbenen Wessobrunner Kleinbäuerin, die bis zur Anlage der Neubauernsiedlung Lichtenau ab 1939 ganz in der Nähe eine „Strahwiesn“ bewirtschaftet hatte: „Bis vor einigen Jahren noch ist in der Lichtenau, im Filz vorm Salzgraben, ein ganz besonderer Stein, ein Hexenstein (Heidenstein?), gestanden, doch der ist verschwunden....“

Auch ein anderer, inzwischen ebenfalls verstorbener Mann wußte von so einem Stein.

Die gelegentlichen Nachforschungen in den letzten Jahren ergaben nichts. Erst ein Zeitungsartikel führte 2018 zu einem Steinsammler, der bestätigte, vor über 45 Jahren einen „keltischen Opferstein“ dem damaligen Besitzer abgekauft und ihn aus der Lichtenau weggeholt zu haben. Dieser Stein sei Jahre zuvor von einem Archäologen als Kultstein bezeichnet worden, den man nicht zerstören dürfe. Der Ortsangabe zufolge und nach Besichtigung dieses äusserst ungewöhnlichen Findlings mit durchgehender Rinne mußte das der gesuchte Stein sein! Zum Stein gehörte zudem eine steinerne Bodenplatte, die direkt neben ihm tief im Boden aufgefunden worden war.

Der Stein stand ursprünglich auf Gebiet des Klosters Wessobrunn in der Lichtenau weit abseits jeder Behausung, inmitten des „Oderdinger Filzes“. Sein Standort gehört heute zum Gebiet der Stadt Weilheim und liegt nur etwa 700 m von der heutigen Gemeindegrenze zur Oderdinger Flur und damit zum Klosterdorf Polling entfernt. Dass er noch im Oderdinger Filz lag, könnte aber darauf hinweisen, dass die Grenze einstmals noch näher am Stein verlaufen sein könnte. Hinzu treten Anhaltspunkte, dass im 10. Jahrhundert auch eine Grenze zu Besitzungen der Grafen von Dießen in seiner Nähe verlaufen sein könnte.

Es handelt sich um einen „Findling“ aus der Eiszeit aus durchgehärtetem Sandstein, entstanden vor ca. 130 – 150 Millionen Jahren. Er ist auf der nördlichen Seite ca. 1,60 m, auf der kürzeren südlichen Seite ca. 1,40 m lang. Am östlichen Ende ist er ca. 31 cm, am wuchtigeren westlichen Ende ca. 81 cm breit. Von der Gesamthöhe von ca. 1,05 m sind ca. 70 cm sichtbar. Am Westende befindet sich auf etwa halber Höhe ein 10 bis 15 cm breiter markanter Absatz, auf den man knien und den Oberkörper auf der gewölbten Oberseite ablegen kann. Herausragendes Merkmal ist eine mittig durchlaufende, zwischen ca. 4 und 7 cm tiefe und ungleichmäßige Rinne, die sich zu beiden Enden hin absenkt. Auch der Absatz weist einen Durchlaß von ca. 5 cm Breite auf. Gießt man auf dem höchsten Punkt Wasser aus, rinnt dieses also auf beiden Seiten des Steines hinab. Auf beiden Endseiten des Steinblocks sind Verfärbungen zu erkennen, die vom Herabrinnen von Flüssigkeiten stammen könnten.

Nun ist es extrem schwierig, die Bedeutung und zeitliche Verwendung so eines Steines festzustellen – selbst darin geschulte Archäologen tun sich nach eigener Aussage äusserst schwer damit, festzustellen, ob ein bizarr geformter Monolith durch die Natur geformt oder menschlich bearbeitet wurde. Ohne Beifunde ist es kaum möglich, einen Monolithen als Kultstein zu definieren oder seine Verwendungszeit zu datieren. Schließlich kann eine Bildung durch Kräfte der Natur nicht ausgeschlossen werden. Kultsteine könnten auch in späterer Zeit zu einer anderen Verwendung umgearbeitet oder vom Ursprungsort versetzt worden sein.

Als entscheidend für die Bewertung müsse daher immer die gesamte Situation um das Objekt betrachtet werden, müssen etwaige andere Funde, umliegende archäologische Orte, Flurnamen im Umfeld oder alte

Erzählungen mit einbezogen werden. Und gerade in diesem Kontext hat dieser Stein durchaus etwas zu bieten!

Nachdem wir modernen Menschen kaum mehr etwas von Steinkulten und Kultsteinen wissen, sei zunächst zum besseren Verständnis ein wenig zur Megalithkultur ausgeführt:

Allgemeines zu Megalithkulturen:

Megalithen sind nicht immer nur alte Steine: es können bedeutende Objekte sein, die uns noch ein schwaches Echo aus längst vergangenen Zeiten geben und uns auf unser kulturelles Erbe unserer hier lebenden Vorvorfahren hinweisen.

Die Menschen der Steinzeit oder der Bronzezeit kannten noch keine Tempel oder Götterbilder. Die umherziehenden Wildbeuter der Mittelsteinzeit erkannten das Göttliche allein in der Natur, also in der Landschaft, in Waldhainen, Bergen, Seeufern, Höhlen, Felswänden und nicht zuletzt auch an markanten Steinen.

Als die Menschen später in festen Siedlungen sesshaft wurden – hierzulande mutmaßlich vor etwa 6.500 Jahren, (s. „Pollinger Kultur“) – da verehrten sie das Natur-Göttliche folglich auch an festen Orten.

In der Jungsteinzeit und Bronzezeit war dabei die religiöse Verehrung von Großsteinen – Megalithen – von zentraler Bedeutung für unsere Vorfahren. Sie verehrten das Göttliche in gewissen Megalithen oder stellten sie sogar ganz gezielt an bestimmten Orten auf. Von späteren namenlosen Völkern – namentlich bekannt sind als erstes die Kelten ab dem 6. Jh. v. Chr. – wurden die alten Steinkulte übernommen.

Die bekanntesten Megalithkulturen Europas finden wir in Skandinavien, in der Bretagne (und in Südengland, auch in Norddeutschland (Ostseeküste, Insel Rügen). Aber auch in Süddeutschland gab es eine Megalithkultur, wie die archäologische Fundlage und neueste Erkenntnisse in den letzten Jahren bestätigen.

Sogar in Bayern wurden Statuenmenhire mit Gesichtern gefunden, und es wurde erkannt, dass in keltischen Steinkammer-Grabanlagen der Hallstattzeit (ca. 800–450 v. Chr.) wesentlich ältere verzierte Steinplatten aus dem späten 4. und 3. Jahrtausend vor Chr. verbaut sind. Ein Recycling wertvoller Materialien gab es schon damals!

Megalithen waren Symbole des Göttlichen. Sie hatten Ewigkeits- und Sakralcharakter, standen für Unzerstörbarkeit und Unvergänglichkeit. Mit der Steinverehrung war auch der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele und ein Ahnenkult verbunden: Felsen und Steine galten als Sitz von Geistwesen und Göttern sowie als Aufenthaltsort Verstorbener. „*In den Fels gehen*“ war ein germanisches Sprichwort für Sterben. Eine Sage vom Schloßberg Schongau besagt: „*In den Rauhnächten fährt die Wilde Jagd vom Schloßberg in die Steinernen Stuben...*“ – das sind die Felswände in der hinteren Schnalz oberhalb vom „Ammerknie“, und in dem wilden Zug waren die Toten des vergangenen Jahres.

Es gibt Einzelsetzungen wie Menhire und es gibt Mehrfachsetzungen wie Steinkreise, Steingruppen, Steinreihen, Dolmen, Steintische, Steinkammern, Hünengräber, Tumuli, oder Steinpyramiden. Man unterscheidet Schalensteine, Näpfchensteine, Wannensteine, Rinnensteine/ Rillensteine, Rutschsteine, Lochsteine, Wackelsteine, Schlupfsteine, Sitzsteine u.a. Den Steinen wurden auch bestimmte Eigenschaften und Funktionen zugesprochen: so gab es Opfer- und Altarsteine, Heilsteine, Eidsteine, Fruchtbarkeitssteine (z.B. Rutschsteine, Phallussteine, Kindlisteine), Schutzsteine, Seelensteine, Thingsteine sowie Gedenk- und Grabsteine.

Viele Steine haben mythologische Bedeutung und entsprechend „sagenhafte“ Namen wie Drudensteine, Feen-, Lichtl-, Geister-, Einsiedel-, Elfen-, Teufels- und Tabusteine, Wachtsteine, Bethelsteine, Frauen-, Jungfern-, Kinder-, Braut-, Gebärd-, Phallus-, Rechts-, Asylsteine, Freisteine, Prophetiesteine, Spursteine (mit Abdrücken), Figurensteine ...

Wie uns Sagen und Erbauungsgeschichten berichten, wurde manch Kirche oder Kapelle auf oder neben einem alten Steinheiligtum errichtet. Die meisten dieser Steine wurden später aus den Kirchen entfernt – sie waren schließlich Überbleibsel des heidnischen Glaubens. Die wenigen Belassenen verdanken dies meist einer besonderen christlich-bezogenen Begebenheit.

Viele auffällige Großsteine in der Landschaft wurden im Laufe der Zeit „entsorgt“. Sie „gingen im Weg um“ und man ließ sie in Bodensenken verschwinden. Einige wurden auch umgearbeitet, z.B. zu Kriegerdenkmälern oder Grabsteinen umfunktioniert, als Fundamente oder für Mauerwerk verwendet, andere wurden gesprengt. Manchmal hat man

einfach ein eisernes Kreuz darauf gesetzt, dann galten sie als christlich und durften stehen bleiben. Nur extrem wenige der alten Kultsteine haben original überlebt, z.B. weil sie abseits und versteckt standen, so wie vielleicht der Lichtenau-Stein.

Was macht den Stein so besonders, wozu diente er?

Die Rinne deutet darauf hin, dass der Stein als sog. „Libationsstein“ gedient haben könnte, d.h. dass man den Göttern in einer feierlichen Zeremonie ein Trankopfer darüber darbrachte. Gefäße für Trankopfer sind bereits seit der Jungsteinzeit (ab 3.500 J. vor Chr.) belegt. Konkrete schriftliche Beschreibungen von Trankopfer Ritualen sind aus Ägypten bekannt, auch im 4. Buch Mose wird den Israeliten genau aufgegeben, wie sie Trankopfer abzuhalten hätten.

Ein solcher Opferritus bestand darin, wertvolle Flüssigkeiten, die den Menschen lieb und teuer waren, den Göttern zu opfern. Da der Stein selbst göttlichen Charakter hatte, goß man die Flüssigkeiten über dem Stein aus. Auch Opfergaben und Opfertiere wurden damit übergossen. Solche kostbaren Ingredienzien konnten ausgepresste Pflanzensäfte, Nussöle, Milch, Wein, Met, auch Salzwasser sein. Über den Stein sollten sie hinab zur Erde fließen. Auch die kostbarste aller Flüssigkeiten wurde den Göttern dargebracht: Blut!

Einige Opfersteine führen sogar Namen wie „Blutstein“, manche weisen eine „Blutrinne“ auf. Viele denken jetzt wohl an blutige Menschenopfer, die es nach Berichten alter Geschichtsschreiber zufolge gab, vor allem in besonderen Notlagen eines Stammes, etwa bei Mißernten, Seuchen oder Krieg.

Das Opferblut stammte hauptsächlich von Opfertieren – von Schafen („Opferlamm“), Ziegen, Hühnern, Gänsen, Hunden, Katzen, Rindern, Schweinen und selten Pferden.

Teilweise wurden die Flüssigkeiten von DruidInnen oder SeherInnen in kostbaren Schalen aufgefangen, um aus ihrem Lauf und ihrer Konsistenz daraus weiszusagen.

Opfertiere und Opfergaben wurden oftmals in Sümpfen versenkt – und direkt neben dem Stein scheint ja das wässrige Moor begonnen zu haben.

Die Bedeutung eines Bilsteines wird aus seinem Namen deutlich: Der Ausdruck „Bil -“ (Pil) bedeutete im Althochdeutschen (ab 6. Jh.) soviel wie „Wohllöbend Göttliches“.

Das indogermanische Wort „bhilena“ hatte die Bedeutung „Tollkraut“. Das germanische „bil“ bedeutete „Vision, Trugbild, Wunderkraft, magische Wirkung“.

Das Wort „wis/wisz“ bedeutet etymologisch „Wissend, Weise, Druide, SeherIn“.

Nach der Christianisierung wurde es negativ umgedeutet. So findet sich der Ausdruck „Pilwiszen“ in Schriften des 13. Jh. als Begriff für „Hexen, Zauberer, Dämonen“ wieder.

In alten Sagen kommt der „Pilwißschneider“ vor. Das ist ein Korngeist, der für das unerklärliche Umlegen und Schneiden von Getreide verantwortlich gemacht wurde.

Gab es also vielleicht schon damals das Phänomen der Kornkreise, deren Entstehen sich die Menschen nur mit einem Geist erklären konnten? Heute sind wir fortschrittlicher, wir glauben nicht mehr an Geister, aber so mancher meint, dass Ausserirdische hinter diesem Phänomen stecken!

Auch das „Bilsenkraut“ mit seiner psychoaktiven Wirkung gehört begrifflich hierher.

Es wurde verwendet, um Trancezustände für Orakelhandlungen zu erreichen, wird deshalb auch als „Hexenkraut“ bezeichnet. Regional steht das Wort „Bilbze“ für Hexe.

Sogar die „lex bajuvariorum“ (Gesetzesbuch der Baiuwaren zwischen 6. – 8. Jh.) verweist auf einen „Maleficum piliwiz“. Im Bilwiht steckt übrigens auch der „Wicht“ – daraus kommt wohl der Bösewicht, aber auch die guten Wichtelmännchen seien bedacht.

Der Standort des Steins:

Wir gehen davon aus, dass der Fundort des Steins in der Lichtenau der ursprüngliche Standort gewesen war. Er stand inmitten eines Moorgebietes, fernab jeder Behausung oder Straße. In der Vorgeschichte galten Moore – weder Land noch Wasser – als geheimnisvolle Wohnstätten der

Götter und Geistwesen sowie als Zugang zu ihnen. Heilige Handlungen wurden daher oftmals am Rande von Gewässern und Mooren abgehalten.

Der Stein befand sich an einer leicht erhöhten Bodenwelle, so dass er trockenen Fußes erreicht werden konnte. In der Nähe läuft ein kleiner Bach, der aus dem Filzgebiet austritt und den westlichen Arm des Salzgrabens bildet. Nach Angaben des Vorbesitzers ist erst wenige Jahre vor dem Kauf ein Feldweg nahebei angelegt worden.

Indiz für seine Verwendung als Kultstein ist seine Position auf einem sog. „Kraftort“, die dazugehörige Bodenplatte und die Ost-West-Ausrichtung, zur aufgehenden Sonne hin. Kulthandlungen wurden einst überwiegend bei Sonnenaufgang abgehalten. Auch der Altarraum der meisten Kirchen ist nach Osten ausgerichtet. Ein weiterer Fingerzeig: In nur 1,2 km östlich liegt ein Hügelgräberfeld vorgeschichtlicher Zeitstellung, das völlig verflacht ist. Wohnten im dortigen Bereich jene Menschen, die den Stein einst als Kultstein verwendeten?

Die Bodenplatte:

Ein weiteres Indiz für einen Kultstein und das hohe Alter seiner Verwendung stellt die Bodenplatte dar, die bei der ersten Umsetzung direkt daneben gefunden wurde.

Diese Bodenplatte mit ca. 65 cm Länge und 36 cm Breite war nach Auskunft des Vorbesitzers etwa einen halben Meter tief im Boden und dabei völlig waagrecht gelegen.

Sie war etwa in Armlänge zum Stein plaziert und somit ein idealer, trockener Standplatz für jede Person, die an dem Stein eine Handlung vornehmen wollte.

Dies läßt auf eine gezielte Deponierung der Platte schließen. Wie lange es dauerte, bis sie so tief eingewachsen war, ist schwerlich abzuschätzen. Dies ist abhängig von vielen Faktoren, z.B. dem früheren Bewuchs der Umgebung, der Neigung eines Geländes, Überschwemmungen im Laufe der Jahrhunderte oder zuletzt eine Komprimierung des umgebenden Erdreichs durch schwere landwirtschaftliche Maschinen.

Die doch beachtliche Tiefe läßt jedoch darauf schließen, dass die Platte bereits seit vielen Jahrhunderten langsam eingewachsen ist. Dies

kann vor 1000 Jahren, aber auch vor mehr als 2000 Jahren erfolgt sein. Letzteres wäre dann etwa die Zeit, als nach Eroberung unseres Landes durch die Römer (im Jahre 15 vor Chr.) die keltische Kultur und damit auch die Steinkulthandlungen langsam einem Ende zuzingen. Auch der Rillenstein war laut Angabe des Vorbesitzers ebenfalls etwa 50 cm im Boden gegründet.

Ist der Stein natürlichen Ursprungs und/oder von Menschen bearbeitet?

Um den Stein bewerten zu lassen, wurden Anfragen mit Photos an das Bayer. Landesamt für Denkmalpflege, an andere Archäologen und steinkundige Personen geschickt. Die befragten Personen verwiesen sowohl auf die Einzigartigkeit des Steines als auch die generelle Schwierigkeit, alte Kultsteine zu erkennen und zu bewerten. Solches setze eine persönliche Inaugenscheinnahme und eine gründliche Befassung mit dem Umfeld voraus, was aber bislang leider niemandem möglich war.

Nach überwiegender unverbindlicher Meinung der angefragten Personen werden Bearbeitungsspuren für wahrscheinlich gehalten und die Vermutung, dass es sich um einen Kultstein handeln könnte, als berechtigt angesehen.

Nun, es fällt schwer, sich vorzustellen, wie die Natur einen solchen seltsamen Stein geformt haben könnte? Es wäre immerhin denkbar, dass sich bei der Bildung des Steins eine sog. „Material-Schwächezone“ aus vergänglicherem Material in Form der Längsrille eingelagert und später aufgelöst hat. Auch dass der Stein aus einem Fliessgewässer geholt wurde und Strömungswasser die Rille ausgewaschen hat, ist möglich. Wie läßt sich aber der gegengerichtete Absatz und die dortige Auslaßlücke im Stein erklären? Auch eine Kombination zwischen natürlich entstandenem bizarr geformten Stein und einer Nachbearbeitung zählt zu den Möglichkeiten.

Es kam auch die Idee, er könne ein unfertiges Rohstück für einen Nutzstein sein oder er habe als Werkstein gedient, indem etwa ein durchlaufendes Seil die Rinne ausgefräst habe? Die bekannten Nutzsteine hätten allerdings eine glattere und gerade Rinne, die ungleichmäßige Furche unseres Steins paßt da nicht dazu. Auch als Schärfestein oder Reibstein ist er aufgrund seiner Beschaffenheit kaum geeignet. Aber selbst wenn:

warum transportiert man den Koloß dann mit enormen Aufwand mitten in ein unzugängliches Moorgebiet? Welchem technischen Nutzen hätte er dort dienen können?

Wie auch immer: für eine Verwendung als Kultobjekt ist es letztlich unerheblich, ob der Stein menschlich bearbeitet oder von der Natur so geformt wurde. Auch unbearbeitete und einfachere Steine dienten nachweislich als heilige Steine. Entscheidend ist allein, dass das Übernatürliche, das Göttliche in ihm erkannt und er deshalb als Objekt und Medium für heiligmäßige Handlungen verwendet wurde.

Geomantische/Radiaesthetische Überlegungen zum Standort:

Geomantie und Radiästhesie sind zwar keine anerkannten, sondern nur Pseudo-wissenschaften, da sich gewisse Kräfte nach den Regeln der Wissenschaft nicht messen und beweisen lassen. Jedoch gibt es bekanntlich viel zwischen Himmel und Erde, was wir nicht beweisen können! So finden Wünschelrutengeher Wasser und Störstellen und gibt es Leute, die abbeten können. Letztlich bleibt dies Glaubenssache eines Jeden. Deshalb soll nicht versäumt werden, auch auf die radiästhetische Beurteilung einzugehen.

Nach der Lehre der Radiästhesie umspannt ein Global-Gitternetz den Erdball, der einen Eisenkern hat und um den flüssiges Magma zirkuliert. Diese Konvektionsströme wirken dabei wie Leitungen in einem Dynamo und lassen Elektromagnetismus entstehen.

Diese rhythmisch-pulsierenden Energieströme können von sensiblen Menschen wahrgenommen werden. Jede Materie, Tiere und auch der Mensch sind in gewisser Weise elektromagnetisch angelegt, biochemische Prozesse im Körper werden elektrisch unterstützt. Fische, Vögel nutzen solche Linien zur Orientierung, bei Fledermäusen wurde jüngst sogar der wissenschaftliche Beweis dafür erbracht.

Diese Kräfte verlaufen in festen Energiebahnen etwa in der magnetischen Nord-Süd und West-Ost-Richtung. Es gibt dabei sog. positive, energetisierende und negative, beruhigende oder abziehende Kraftlinien mit unterschiedlichen Dimensionen. Dort, wo sich diese Linien kreuzen oder gar unterirdische Wasseradern verlaufen, verstärken sich diese Kräfte. Orte mit aufbauender Ausrichtung sind sog. „Kraftorte“. Beson-

ders starke Kraftorte sind weltweit charakteristisch für Kultorte, auch für Wallfahrtsorte. Es ist sicher kein Zufall, dass die Altäre unserer alten Kirchen und Kapellen häufig auf solchen Kraftorten liegen.

Durch zwei Wünschelrutengeher wurde ausgemutet, dass der Stein genau im Schnittpunkt zweier energetisierender sog. „Benker-Linien“ stand. Darunter verläuft eine dünne Wasserader, die zum Bach hinab fließt. Der Stein stand also auf einem Kraftort, ein Indiz für einen „heiligen“ Ort. Es ist sicher kein Zufall, dass er genau dort steht.

Er wurde offenbar bewußt hierher transportiert und genau auf diesen Punkt gesetzt.

Der Flurname am Standort:

Ein weiteres Indiz für die Besonderheit des Ortes ist der Flurname „Am Hahnenbühl“, in den ältesten ca. 200 Jahre alten Landkarten als „Auf den Hahnbüchl“ eingetragen.

Die Flurnamenkunde (Onomastik) gibt uns oftmals Hinweise auf uralte Siedlungs- oder gar Kultorte. Auch auffällige, bedeutungsschwere Steine waren namensgebend für die sie umgebende Flur. So mancher Orts- oder Flurname läßt sich auf einen markanten Berg, Fels oder auch Großstein zurückführen. Im nahen Peißenberg z.B. gibt es alte Flurnamen wie „Die Dreisteinwiese“ oder „Zum großen Stein“. In der Tat waren an diesen Orten einst markante Steine gestanden, die weggeschafft wurden (unter einem, der auf einem kleinen Hügel stand, sollen laut Bericht des Chronisten beim Wegschieben sogar menschliche Skelettreste hervorgekommen sein)

Unsere Ohren verbinden den Hahnenbühl mit dem Hahn – aber warum sollten gerade dort viele Hähne gewesen sein? Doch Flurnamen haben oft ihre Urbedeutung verloren, weil diese im Lauf der Jahrhunderte in Vergessenheit geraten war – und so haben spätere Generationen einen Namen phonetisch in einen anderen, ihnen bekannten Begriff umgewandelt. Auch hier hat Hahnenbühl kaum etwas mit dem Tier zu tun.

Der Name läßt sich etymologisch vielmehr auf den germanischen Wortstamm „huna“ zurückführen, was soviel wie „Riese, Hüne“ bedeutete.

Orte, welche die Leute mit den früheren vorgeschichtlichen Bewohnern in Verbindung sahen, wurden als Heiden-, Heunen-, Hünen-, Hünkel- oder Hunnen-Orte bezeichnet.

Da an solchen Orten manchmal mächtige Großsteine aus früherer Zeit standen, dachte man, nur Riesen oder Hünen wären in der Lage gewesen, solche zu errichten. So wurde „huna“ schließlich auch zu einem Sammelbegriff für die rätselhafte Urbevölkerung längst vergangener Zeiten¹¹.

Der weitere Grenzverlauf/plateam Suuabesneita:

Zwischen dem „Hengstisbach“ /Zellsee und dem „Bilstein“ müßte also eine Grenzlinie bestanden haben. Auch dafür gibt es Hinweise!

Im 10. Jahrhundert lag die weltliche Herrschaft hier bei den Grafen von Dießen. Die Chronisten des Klosters Dießen nennen uns bereits ab 877 einen Grafen Rathard (Rathold) I, der das Kloster gegründet haben soll. Für das Jahr 1039 wird schließlich ein Graf „Comes Perchtoldus de Diezan“ bezeugt, der im Besitz von ausgedehnten Waldungen südwestlich des Ammersees war – also im Gebiet der Lichtenau.

In einer Schenkungsurkunde vom 01.05.1150 hat schließlich der damalige Graf Heinrich II umfassende Areale dem Augustinerchorherrnstift Dießen übertragen, wozu auch die Lichtenau gehört habe.

In der Aufzählung der übertragenen Güter ist aufgeführt „...item den großen Wald oder Forst, stößt von Dießen bis an den Peißenberg samt Gejaid...“¹². Als Peißenberg galt im damaligen Verständnis der gesamte Bergstock einschließlich der Forster Höhe, beginnend bereits am Fuß des Bergstocks in Zellsee. Daraus ist zu folgern, dass das Gebiet der Grafen von Dießen etwa bis zum heutigen Zellsee gereicht haben muß.

Auch einer späteren Markbeschreibung des Klosters Dießen zufolge gehörte zur dortigen Mark auch die „Licht-Holz-Au“ und reichte „bis zur Straßen von Weilheim nach Wessobrunn“. Dieser Hinweis auf die Straße als Grenze ist überaus nachvollziehbar, da sich Grenzen oftmals an alten Straßentrassen ausrichteten.

Als Beleg dafür kann weiters angeführt werden, dass im Jahre 1422 eine etwa zwischen Salzgraben und Tankenrain und zwar nördlich der

heutigen Staatsstraße liegende Flur mit dem Namen „Gollner/Goldner“ durch das Kloster Dießen an die Weilheimer übergang.

Etwas später wird schließlich von Streitigkeiten zwischen dem Wessobrunner Abt mit Weilheimer Bürgern wegen des „Viehtriebs und Blumbesuchs“ (Weiderecht) in der „gelichteten Au“ berichtet. Erst 1708 kam man zu einem Vergleich und 1711 wurden die Grenzmarken endgültig festgelegt. Wäre das Gebiet der lichten Au nördlich der Straße aber ursprünglich Wessobrunner Gebiet gewesen und geregelt an die Weilheimer übertragen worden, wären diese Grenzstreitigkeiten wohl nicht aufgetaucht.

Da der Bilstein nur etwa 300 Meter von der (heutigen) Staatsstraße entfernt liegt, käme er also durchaus als Grenzorientierung zur Grafschaft Dießen in Frage.

Ein gewichtiges Argument dafür, dass der genannte Bilstein mit dem Lichtenau-Stein identisch sein könnte, stellt zudem die nahe Grenze zur Oderdinger Flur dar und damit zum Kloster Polling. Selbst heute, ca. 1060 Jahre später, verläuft die moderne Grenze zur Nachbargemeinde Polling nur ca. 700 m entfernt.

Als weiterer Grenzverlauf zum Kloster Polling bietet sich dann etwas südöstlich wiederum der Rottgraben im Bereich Kugelsbühl an. Am Oberlauf des noch jungen Baches stehen nämlich in der Tat alte Grenzsteine mit der Inschrift „CP“, also „Closter Pollling“ direkt am Bach. Dort verläuft ebenfalls die heutige Gemeindegrenze von Wessobrunn zu Polling.

Auch hier verläuft eine abgegangene Altstraße als Anhaltspunkt für eine Grenze, die zumindest im 17. Jahrhundert dort verlaufen sein muß. In etwa 200 Jahre alten Landkarten ist sie noch teilweise als Weg markiert und wird von zahlreichen Grenzsteinen gesäumt. Wie die Peißenberger Chronisten berichten, soll anno 1631 der Schwedenkönig Gustav Adolph mit seinem Heer von Schongau nach Weilheim gezogen sein. Eine Abordnung der Bürger von Unterpeißenberg soll ihm zwei Maß Wein entgegengetragen und überreicht haben, um Verschonung zu erflehen.¹³

An jenem Platze der Übergabe bei Unterfendt, soll die Gemeinde Unterpeißenberg später eine Kapelle zum Gedenken errichtet haben –

die heutige „Schwedenkapelle“ direkt an der Straße zwischen Paterzell und Peißenberg. Im übrigen liegt unweit davon ebenfalls eine heutige Gemeindegrenze zwischen Wessobrunn und Peißenberg.

Aber es gibt bei Unterfendt noch eine weitere, viel ältere Straße, die für den nächsten Grenzorientierungspunkt „plateam Suaabesneita“ hochinteressant ist: eine Straße der römischen Kaiserzeit.¹⁴ Sicher keine bedeutende „Römerstraße“, sondern eher eine „via diversoria“, eine Art untergeordnete Verbindungs- und Versorgungsstraße, möglicherweise ein Abkürzer mit Zielort Epfach/ Abodiacum (übrigens ein keltischer Name).

Diese kommt aus Richtung Huglfing-Oberhausen, zieht an den beiden Peißenberger Hügelgrabfeldern vorbei zu den Fendter Höfen und zielt auf den Hang bei Unterfendt ab. Ihr konkreter weiterer Verlauf ist unbekannt, jedoch würde es wenig Sinn machen, wenn sie dort geendet hätte. Nächster Anlaufpunkt könnte dabei die Hangkante darüber gewesen sein – das geheimnisvolle „plateam Suuabesneita“?

Für das Wort „plateam“ gibt es in der lateinischen Übersetzung eine Doppelbedeutung: Hauptbedeutung zunächst „Straße, Weg“, aber auch „Platz“. Beide verbindet, dass sowohl eine Straße als auch ein Platz möglichst gerade sein sollten. In der Grenzbeschreibung wurde das Wort bereits am Anfang verwendet und zwar in der Bedeutung „Straße“.

Das Wort „Suuabe“ lässt sich etymologisch auf ein urgermanisches Wort mit der Bedeutung „Weg, Pfad“ zurückführen. Das Wort „neita“ steht hier in der Bedeutung von „sich absenken“.¹⁵

Also eine Straße, die sich absenkt oder ein Platz, an dem sich eine Straße oder ein Weg absenkt (von der Wessobrunner/Forster Seite aus betrachtet).

Beides trifft hier zu, denn gut erkennbar führt hier sowohl ein breiter Fahrweg (sicherlich in späterer Zeit ausgebaut) als auch ein schmaler und älterer Hohlweg in Richtung Unterfendt hinab. Und auch ein Platz wäre oberhalb der Hangkante da, eine auffällig gerade Fläche, ein Plateau. Ebenda ist laut „Bayern Denkmaltatlas“ auch eine „Abschnittsbefestigung vor- und frühzeitlicher Zeitstellung“ festgestellt.¹⁶

„Suuabesneita“ müsste demnach an der Hangkante oberhalb von Unterfendt liegen.

11. Resumee:

Zusammenfassend gibt es etliche Gesichtspunkte und Indizien, dass es sich beim Lichtenauer Stein mit hoher Wahrscheinlichkeit um einen uralten Kultstein und zudem um den in der Klostermarkbeschreibung genannten „Bilstein“ handeln dürfte.

Die Vereinigung Wessofontanum hat daher beschlossen, den Stein aus der Lichtenau als vermuteten Bilstein und damit als mögliches kulturelles Erbe der Vorzeit mit Bezug auf die Klostergeschichte zu sichern und hat ihn mit Hilfe von Spendengeldern im Oktober 2020 erworben. Anfang November wurde er nach Wessobrunn geholt und im Rathausgarten aufgestellt, wo er betrachtet werden kann. Er wurde in der gleichen Ost-West-Richtung ausgerichtet so wie er am Originalplatz stand. Es wird weiterhin darauf hingewirkt, das Geheimnis dieses Steins soweit nur irgend möglich zu ergründen.

Quellenverzeichnis

- 1 Clm 22021 f.12. – CB2 p.28. – Clm 1928 p.2(M4) = Clm 1211 f.238 – Abschr. 18. Jh.: Clm 27160 f.31 Auszug – KL Wess.. 4 f.80` (aus Clm 22021);
- 2 Die Traditionen des Klosters Wessobrunn, C.H. Beck-Verlag, Die Traditionen des Klosters Wessobrunn, Quellen und Erörterung zur bayerischen Geschichte NF XXXII, München 1984 (S. 167, 168)
- 3 Die Flurnamen des südwestlichen Ammerseegebietes, München 1957
- 4 Taringer ist laut der Gründungslegende des Klosters Wessobrunn neben Wizzo der zweite Jagdbegleiter des Herzogs Tassilo. „Laut bayer. Stammtafeln soll Albeck Törringer (genannt Albicus) im 8. Jahrhundert gelebt haben und Obristjägermeister des Herzogs Tassilo III gewesen sein und Ahnherr der Grafen von Törring. Zusammen mit seiner Frau Hitta von der Alm soll er im Kloster bestattet worden sein.
- 5 Eine Motte ist eine kleine Turmhügelburg in Holzbauweise, Entstehungszeit meist ab 11. bis 13. Jh., die auf einem künstlich aufgeschütteten Erdhügel mit 20–30 Meter Durchmesser errichtet wurde, oftmals an Straßen oder Gewässern. Hier beträgt der Durchmesser des Hügels etwa 19 m, es kann also nur wohl nur ein kleinerer Holzturm drauf gestanden haben.
- 6 Pater Coelestin Leuthner, geb. 23.11.1695, gest. 09.01.1759 in Wessobrunn, Benediktinerpater, Historiker und Dichter

- 7 Historia Monasterii Wessofontani illustrans Historiam Bavaricam, 1753, Nr. 23
- 8 Prof. Dr. Johann Nepomuk Sepp *7.8.1816 in Bad Tölz +5.6.1909 in München, Theologe, Historiker, Mitglied des Bayer. Landtags, Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, Schriftsteller
- 9 „Die Religion der alten Deutschen und ihr Fortbestand in Volkssagen, Aufzügen und Festbräuchen bis zur Gegenwart (1890)“, Verlag der J. Lindauerschen Buchhandlung, München 1890 Nr. 78, Seite 206
- 10 Es gibt eine westlich und eine östlich fließende Rott, die bei Strehberg im Forst bzw. im benachbarten Rohrmoos bei Wessobrunn entspringen
- 11 s. „Flurnamenkunde“ von Joseph Schnetz, S. 92
- 12 s. Wiguläus Hundt „Stammenbaum“ von 1588, S. 25
- 13 Heimatlexikon Peißenberg, Max Biller S. 370
- 14 s. Bayer. Denkmaltas D-1-8123-0046
- 15 Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Kluge, 2002
- 16 s. Bayer. Denkmaltas D-1-8123-0104

Die Malteserkommende Vogach und ihre Inhaber – ein kurzer Abriss

Einführung

Nur wenig erinnert heute in Vogach, Teilort der Gemeinde Mittelstetten im Landkreis Fürstentfeldbruck, an seine „maltesische“ Vergangenheit und seinen letzten Komtur Maximilian Graf von Arco. Das an der Salzstraße von München nach Augsburg gelegene Vogach wurde erstmals 1183 als Besitz des Klosters Steingaden archivalisch genannt. Die dortige Präsenz der Jesuiten geht auf das Jahr 1596 zurück. Damals erwarb die Societas Jesu für 11 000 Gulden für das Jesuitenkolleg Landsberg die Hofmark Vogach, Längenmoos und Mittelstetten.¹ Nach der Aufhebung des Jesuitenordens in Bayern fiel dieser Besitz an den Malteserorden.

In zwei früheren Beiträgen für das „Heimatkundliche Jahrbuch“ haben wir uns bereits intensiver mit dem Ausgreifen des Malteserordens in das Gebiet zwischen Lech und Isar und mit einigen ihrer führenden Persönlichkeiten beschäftigt.² An dieser Stelle soll etwas ausführlicher auf die Geschichte der Kommende Vogach und deren Inhaber eingegangen werden;³ ein Unternehmen welches aufgrund der Inhaberschaft durch Friedrich Graf von Vieregg und später Maximilian Graf von Arco einen besonderen Reiz besitzt: Beide waren Schlüsselfiguren der Geschichte des Bayerischen Großpriorats und stiegen gleichzeitig zu einflussreichen Persönlichkeiten in Armee und Diplomatie der Wittelsbacher in der Napoleonischen Epoche auf.

Wie in den übrigen in den Ländern des Hauses Wittelsbach gelegenen Jesuitenbesitzungen war mit dem Breve „Dominus ac Redemptor“ von Clemens XIV. (1705–1774) am 21. Juli 1773 auch in Vogach die Zeit dieses Ordens vorbei. Ihr dort liegender Besitz wurde nach der Aufhebung des Jesuitenordens direkt der Verwaltung der kurfürstlichen Hofkammer unterstellt und sollte für die Finanzierung des höheren bayerischen Schulwesens verwendet werden. Dazu sollte es jedoch nicht kommen.

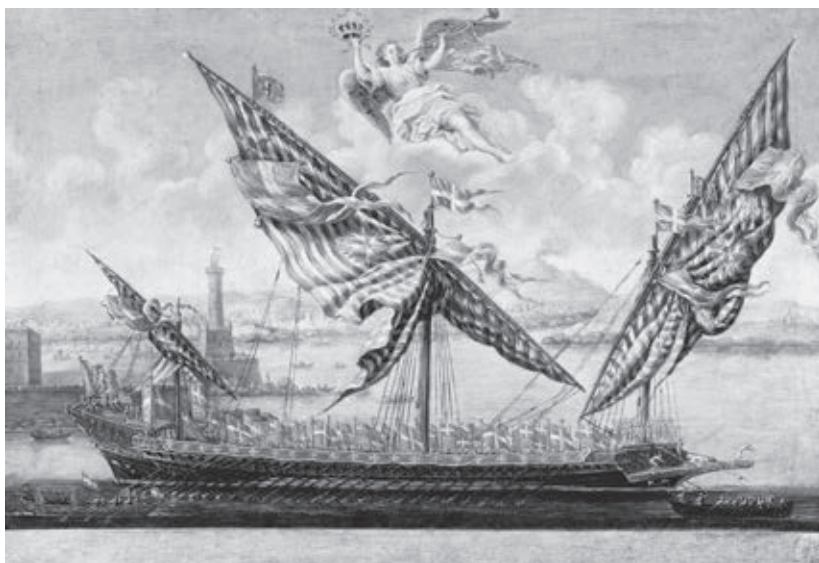
Die „commenda minore“ Vogach⁴ erscheint in den maltesischen Gründungsreskripten vom 22. Oktober 1784 noch ohne Komtursanwärter bzw. Inhaber.⁵ Eine „commenda minore“ war damals zur Versorgung eines noch seine vier Karawanen – bewaffnete Seekriegszüge auf den Ordensschiffen – abzuleisten habenden Ritternovizen vorgesehen. Mit ihrem auf jährlich 5 000 Gulden festgelegten Gesamteinkommen liegt Vogach im Durchschnitt der Einkommensverhältnisse der Kommenden des Bayerischen Großpriorats.⁶ Ebenso angepasst an die übrigen Verhältnisse war die auf 2,5 Prozent (= 125 Gulden) des Gesamteinkommens fixierte jährliche Abgaben an den Ordenshauptsitz. Wie üblich sollte nach zehn Jahren dann eine Erhöhung auf 10 Prozent erfolgen. Im Zug verschiedener personeller Umbildungen des Bayerischen Großpriorats rückte Vogach bald in den Fokus des Schatzmeisters der Englisch-Bayerischen Zunge und der Kämmerer auf Malta.

Zum Verständnis der folgenden Ereignisse ist zunächst ein Blick auf die Kommende Schierling – die nach der Landkreisreform von 1972 südlichste Gemeinde der Oberpfalz – zu werfen. 1784 erscheint Friedrich Graf von Seinsheim als erster Inhaber dieser Kommende.⁷ Im März 1786 wird auf direkte Anweisung Großmeister Emanuel Rohan de Polducs („Grazia Magistrale“) Schierling auf den Offizier und gerade auf Malta Dienst ableistenden Friedrich Graf von Vieregg (1752–1843) übertragen.⁸ In den Genuss des vollen Einkommens der Kommende kam der junge Herr von Vieregg jedoch nicht. Von den 5 000 Gulden Nominaleinkommen der Kommende flossen jährlich 250 Gulden („pension“) an den



*Wappen der Herren von Vieregg.
(Bayerische Staatsbibliothek, München.)*

„ricevitore“ Casimir Haeffelin, 210 Gulden an Matthäus Carl Anton Graf von Vieregg, 150 Gulden an den damals seine Karawanen auf Malta ableistenden Joseph Maria von Rechberg, 110 Gulden an Sebastian von Donnersberg, 200 Gulden an den maltesischen Verwaltungsbeamten Gaetano Bruno (1740–1808), 30 Gulden an den maltesischen Ordenskaplan und Juristen Antonio Micallef und 50 Gulden an den Ordenskaplan Johann Maximilian von Branca.⁹ Als gleichzeitiger Inhaber der Kommende von Landsberg konnte Graf von Vieregg diese Einnahmeverminderung kompensieren.¹⁰



*Galeere des Großmeisters Emanuel de Roban-Polduc, ca. 1780.
(Maritime Museum, Birgu, Malta.)*

Kaum ein Jahr später stellte Vieregg beim Provinzialkapitel des Priorats den Antrag, seine Inhaberschaft von Schierling mit der von Vogach zu tauschen. Diesem wurde am 15. Juni 1787 vom Ordensrat stattgegeben¹¹ und im folgenden Jahr erscheint Maximilian Graf von Arco als neuer Komtur von Schierling.¹² Der Großteil der oben aufgelisteten, auf Schierling liegenden Lasten und finanziellen Abgaben an andere Ordensmitglieder wurde aufgehoben und auf Vogach übertragen.¹³ Die diesbezügliche endgültige Bestätigung der Kanzlei des Ordens erfolgte allerdings erst im Mai 1791.¹⁴ Die volle Abgabenlast von 500 Gulden

an den Ordenshauptsitz wurde Schierling im Folgenden erlassen. In den vom Schatzmeister der Englisch-Bayerischen Zunge Haeffelin geführten Listen erscheint Schierling mit lediglich 250 an den Ordenshauptsitz abgeführten Gulden.¹⁵ Ab dem 5. Juni 1790 wurde Vogach zusätzlich mit der Pension von 50 Gulden für Diakon Giovanni („Johann“) Possielgue belastet.¹⁶

Die diesbezügliche Bestätigung der Kanzlei des Ordens erfolgte im Mai 1791.¹⁷ Es war wahrscheinlich die im Folgenden zu schildernde Mehrfachversorgung Graf von Viereggs, welche das Schatzamt auf Malta und das Provinzialkapitel des Großpriorats 1793 beschließen ließen, die jährliche Belastung Vogachs von 2,5 Prozent nicht nur auf 10 Prozent, sondern gleich auf 20 Prozent zu erhöhen. Vogach führte damit bis zum Ende der Ordensherrschaft über Malta 1 000 Gulden an das Schatzamt an der Ordenszentrale ab.¹⁸

Komtur Friedrich von Vieregg

Beschäftigen wir uns im Folgenden etwas genauer mit der Karriere des Inhabers von Vogach. Von einer permanenten Präsenz des neuen Halters in seiner Kommende ist nicht auszugehen. Friedrich Anselm Franz Maria von Vieregg wurde am 19. März 1752¹⁹ als Sohn von Matthäus Karl Reichsgraf von Vieregg (1719–1802) und seiner Gemahlin Maria Theresia *née* Gräfin von Spontin-Beaufort geboren. Friedrich von Vieregg wuchs im Schatten des Vaters am kurpfälzischen Hof von Mannheim auf; für 1767 ist sein Eintritt in die Armee dokumentiert. Nachdem Kurfürst Karl Theodor mit dem Tod Maximilian III. Joseph (1727–1777) auch die bayerischen Besitzungen der Wittelsbacher erbt, ziehen Friedrich und sein Vater mit dem kurfürstlichen Hof von Mannheim nach München. Friedrichs Ernennung zum Titulierten Geheimen Rat erfolgte im Jahr 1784. In diesem Jahre hatte Vieregg allerdings bereits München verlassen und seine Karriere im Malteserorden vorangetrieben.

Friedrich von Vieregg war im Kontext mit seines Vaters Amt als bayerischer Minister des Äußeren bereits im Jahr 1781 in engeren Kontakt mit Karl Theodors Bemühungen getreten, den im christlichen Europa ob seiner karitativen Aufgaben und militärischen Rolle als Bekämpfer der Osmanen hoch angesehenen Malteserorden auch in Bayern anzusiedeln.²⁰ Zwischen Frühjahr 1784 und Sommer 1786 dient er als Leutnant des *Turcopiliers*, also gleichsam als Geschäftsführer der Bayerischen Or-

denszunge, am Ordensstaat auf Malta. Seine Aktivitäten sind im Ordensarchiv in vielfältiger Form dokumentiert.²¹ Im Herbst 1786 erfolgt seine Rückkehr nach München. Die folgenden Jahre bezeugen einen raschen Aufstieg Viereggs im bayerischen Heer und am kurbayerischen Hof. Auf das Jahr 1788 datiert seine Erhebung zum Hofkriegsrat, wenig später erfolgt seine Ernennung zum Oberst und Wirklichen Geheimen Rat.²²

Er bewegte sich dabei im engsten Umkreis des Kurfürsten, war Kommandeur des kurfürstlichen Leibregiments und wurde im Zuge von Karl Theodors Reichsvikariat 1790 in den Reichsgrafenstand erhoben. Im gleichen Jahr wurde Vieregk Mitglied im Department der sogenannten *Controlle General*, der obersten Finanzaufsicht.²³ Von einer permanenten Anwesenheit Viereggs in Vogach bzw. einer umfassenden Einbeziehung in die Verwaltungsgeschäfte der Kommende ist daher nicht auszugehen.

Als Großmeister Ferdinand von Hompesch am 12. Juni 1798 den Ordenssitz Malta nach nur kurzem Kampf an Napoleon übergab, wurde dieses von vielen Mitgliedern des Ordens als Verrat betrachtet und am 7. November 1798 erklärte sich eine nach St. Petersburg geflohene Fraktion der Ordensritter dazu ermächtigt, einen neuen Großmeister zu wählen. Die Wahl fiel auf den neuen Protektor des Ordens, Zar Paul I. Am 24. November 1798 nahm Paul die Würde des Großmeisters an.²⁴ Alles dieses ließ die ausländischen Diplomaten nur allzu offensichtlich erkennen,



Pompeo Battoni (zugeschrieben): Kurfürst Karl Theodor von Pfalz-Bayern (ca. 1782). Geschenk an den Malteserorden anlässlich der Gründung des Bayerischen Großpriorats. (Palast der Großmeister, La Valletta, Malta.)

inwieweit Zar Paul die Belange des Ordens für seine weitgespannten politischen Ziele instrumentalisierte. Die jahrhundertealte Institution des Johanniter- bzw. Malteserordens erschien dabei als Symbol im sogenannten Kampf gegen die neuen Übel bourgeoiser Liberalisierung, Anarchie, Demokratisierung, Unterhöhlung traditioneller Werte und französischen Hegemonialstrebens. Unverkennbar war der Orden in Gefahr, zum russischen Hoforden zu degenerieren.

In diesem Kontext kam es darauf an, das zukünftige Vorgehen Kurbayerns und des Bayerischen Großpriorats mit dem österreichischen Kaiserhaus abzustimmen. Aufgrund seiner besonderen Vertrauensstellung befand Kurfürst Karl Theodor den mittlerweile zum Generalmajor beförderten Friedrich von Vieregg als geeignete Person, an den Wiener Kaiserhof zu reisen, die Lage zu sondieren und sich der kaiserlichen Unterstützung zu versichern.²⁵ Eine Spaltung des Ordens in eine Partei der Anhänger des Zaren und eine sich um Hompesch scharende Gruppierung sollte vermieden werden.²⁶



Carl Heinrich Brandt: Johann Baptist Anton von Flachslan als Turcopilier der Englisch-Bayerischen Zunge des Malteserordens (ca. 1783).

(Speyer, Historisches Museum der Pfalz.)

Inwiefern Vieregg vor seiner Mission über die wahren Zustände innerhalb des Bayerischen Großpriorats, namentlich über die engen Kontakte seines früheren „Vorgesetzten“ Johann Baptist von Flachslan zum russischen Hof, unterrichtet war, muss bezweifelt werden. Flachslan hatte – vor Bekanntwerden der Ausrufung Pauls I. als Großmeister – den Oberen des Russischen Großpriorats einen Vorschlag unterbreitet, gemäß dem Großmeister Hompesch ein von den Schutzmächten des Ordens bestimmter Statthalter beigeordnet werden sollte. Dieses Verfahren sei gemäß den Statuten des Ordens erlaubt und

würde dennoch dem Wunsch der russischen Seite entsprechen, Hompesch zu entmachten.²⁷ Flachslandens russlandfreundliche Haltung sollte ihm starke Kritik seitens der Anhänger Hompeschs und der Paul nicht als Großmeister anerkennenden Römischen Kurie einbringen.²⁸

Während Viereggs Aufenthalt in Wien im Winter 1798/99 erreichten den österreichischen und auch bayerischen Hof die Nachrichten über die bereits am 24. November 1798 vollzogene Ausrufung Zar Pauls als Großmeister; ein Geschehen, welches alle bisherigen Pläne über den Haufen warf. Gemäß Empfehlung Kaiser Franz II. reiste Vieregg daher nicht weiter nach St. Petersburg und blieb in Wien.²⁹ Für den Bayerischen Hof blieb er in den nächsten Monaten ein wichtiger Informant über das österreichische Vorgehen in Ordensangelegenheiten. In dieser Zeit hielt Vieregg ebenfalls engen brieflichen Kontakt mit der Exilregierung des Ordens in Triest.³⁰ Doch bereits Ende Februar 1799 bereiteten die Ereignisse in Bayern Viereggs Mission in Wien ein rasches Ende.³¹

Vogach in der Regierungszeit von Maximilian IV. Joseph

Mit Kurfürst Karl Theodors Tod am 12. Februar 1799 begann eine neue Ära bayerischer Politik.³² Das nun folgende Vorgehen gegen die Malteserbesitzungen in Bayern war Teil einer grundlegenden Neustrukturierung des Staates unter der Federführung des Barons (später Graf) Maximilian Joseph von Montgelas. In Montgelas' Konzept eines zentralistischen und säkularen Staats hatte die reich befründete Einrichtung eines innerhalb der Institution der Langue Anglo-Bavaro-Russe verankerten Bayerischen Großpriorats keinen Platz. Auf außenpolitischem Terrain betrieben der neue Kurfürst Maximilian IV. Joseph (1756–1825) und Montgelas eine Politik des Ausgleichs zwischen Frankreich und Österreich. Gerade gegenüber Frankreich sollte zumindest eine freundliche Neutralität gewahrt werden; eine Politik, die sogar von einigen Mitgliedern des Bayerischen Großpriorats aktiv unterstützt wurde.³³

Bereits kurz nach seiner Thronbesteigung berief Maximilian IV. Joseph eine vom Herzog Wilhelm von Birkenfeld geleitete Kommission, welche seine Pläne zur Enteignung der Ordensgüter in die Praxis umzusetzen hatte.³⁴ Gemäß den Berechnungen dieser Kommission würde durch eine Enteignung der 28 bayerischen Kommenden eine Summe von acht Millionen Gulden in die Staatskassen fließen. Bereits am 16. Februar wurden die entsprechenden Anweisungen Maximilian IV. Josephs

offiziell in die Praxis umgesetzt.³⁵ Die Verwaltung der ehemaligen Besitzungen und Eigentümer des Malteserordens – und damit auch Vieregg's Kommende Vogach – fiel in die Hände der sogenannten geistlichen Güterverwaltung.³⁶

Zar und Großmeister Pauls erzürnte Reaktion war vorauszusehen. Die Affären des Malteserordens schienen für den russischen Hof der geeignete Hebel, den widerspenstigen und verdächtigen Kurfürsten zur Raison zu bringen oder eventuell sogar vollständig die Herrschaft dieses „Chevalier des regicides français“³⁷ zu beenden. Das Verhalten Maximilian IV. Josephs gegenüber Zar Pauls „Lieblingskind“, dem Malteserorden, schien idealer Prüfstein seiner Gesinnung für oder gegen Russland und für oder gegen eine konservative, antirevolutionäre Orientierung. Zar Pauls Bedingungen für eine Normalisierung der Lage waren eindeutig: Die vollständige Zurücknahme der Enteignungen und die Wiederherstellung der Besitzungen und Ämter des Malteserordens in Bayern sowie ein Beitritt Bayerns in die antifranzösische Allianz. Der Zar verlangte ferner den Besuch einer offiziellen Delegation des Bayerischen Großpriorats, die ihn als rechtmäßigen Großmeister des Malteserordens anerkennen sollte.³⁸ Verschiedene Minister und Mitglieder der Regierung plädierten mittlerweile in München für die Aufgabe der alten Politik der Neutralität und eine offene Unterstützung der russischen und österreichischen Sache.³⁹

Am 2. Mai 1799 wurde niemand anders als der zuvor so radikal die Enteignungen betreibende Wilhelm von Birkenfeld beauftragt, die Urkunden und Dokumente der Archive des Bayerischen Großpriorats nach geeignetem Material zur Rechtfertigung einer vorübergehenden Sequestation und nun wieder anstehenden Restitution zu finden. Der Münchner Hof sollte dabei mit so wenig Kosten wie möglich belastet werden.⁴⁰

Birkenfeld und Montgelas sahen keine andere Möglichkeit der Rechtfertigung, als zu erklären, die Enteignungen seien als „pragmatische übereilte Konsequenz“ alter Pläne aus den 1780er Jahren geschehen. Mittlerweile sei die Situation natürlich eine vollständig andere. Die vom Fürsten von Birkenfeld durchgeführten Schritte vom 16. Februar 1799 seien nichts anderes gewesen, als das Einkommen und die inneren Verhältnisse einer Institution zu prüfen, über deren Einrichtung Maximilian IV. Joseph von seinem Onkel Karl Theodor niemals informiert worden war und zu deren Etablierung er – Maximilian IV. Joseph – sein Einverständnis nicht gegeben hätte. Um offiziell seine Souveränität zu wahren,

sollte die erzwungene Wiederherstellung des Bayerischen Großpriorats nicht als zurückgenommene Entscheidung, sondern als von Maximilian IV. Joseph eingeleitete Neugründung stilisiert werden.

In der am 7. August 1799 angelegten Liste der (neu-)bestätigten Inhaber der Ämter und Kommenden des Ordens in Bayern erscheinen die meisten früheren Malteserritter – unter ihnen Friedrich von Vieregg – wieder in Amt und Würden.⁴¹ Am 12. Juli hatten Flachslanden als Vertreter des Großmeisters Paul und Montgelas als Vertreter Maximilian IV. Josephs einen Vertrag unterzeichnet, in dem das Bayerische Großpriorat des Malteserordens sowie die Großballei Neuburg und ihre Besitzungen wieder vollständig gemäß der alten Organisation und den früheren Strukturen hergestellt wurden.⁴² Darüber hinaus erkannte Maximilian IV. Joseph nun Zar Paul als Großmeister des Malteserordens an. Auf der anderen Seite bestätigte der Zar Maximilian IV. Joseph als Gründer des „neuen“ Bayerischen Großpriorats. Damit sicherte sich der Landesherr das Recht, im Falle der Vakanz neue Inhaber der Kommenden zu nominieren. Insgesamt wurde dem Kurfürsten eingeräumt, bis zu 18 neue Kandidaten zu nominieren.⁴³

Die Bulle der Neugründung des Bayerischen Großpriorats als Teil der *Langue Anglo-Bavaro-Russe* wurde am 13. November 1799 von Zar Paul ratifiziert.⁴⁴ Der kaum vier Jahre alte Karl Theodor, Prinz von Bayern (1795–1875), der zweite Sohn Maximilian IV. Josephs, wurde an



Zwei Ritter des Malteserordens. Deutscher Stich, ca. 1800. (Bayerische Staatsbibliothek, München.)

Stelle von Karl August von Bretzenheim als Großprior nominiert.⁴⁵ Nach der Neuordnung des Bayerischen Großpriorats ergibt sich für Vogach im August 1799 ein erneut verändertes Bild. Der mittlerweile zum bayerischen Hofkriegsrat und kurpfalz-bayerischen Generalmajor aufgestiegene sowie in den Reichsgrafenstadt erhobene Friedrich von Vieregg wurde in Nachfolge von Maximilian von Arco neuer – und gleichermaßen alter – Inhaber der Komturei Schierling. Es kam also erneut zum Rücktausch der Kommenden. Maximilian von Arco erhielt Viereggs frühere Kommende von Vogach.⁴⁶ Diese Ordnung blieb bis zum Ende des Bayerischen Großpriorats im September 1808 weitgehend bestehen.⁴⁷

Der neue Komtur Maximilian Graf von Arco

Maximilian Graf von Arco wurde am 16. Januar 1772 in München geboren.⁴⁸ Sein Vater war Ignaz, Graf von Arco, ab 1804 Wirklicher Geheimrat in München, seine Mutter Rupertina, geb. Gräfin Trauner von Adelstetten. Zu Maximilians Brüdern zählen Clemens Wenzeslaus, Domherr zu Freising, Karl, Vizepräsident des Hofrates, Philipp, Generalkommissar in Ulm und Ludwig, kurfürstlicher Kämmerer und Mitglied des General-Landesdirektoriums.⁴⁹ Er sollte später die Kurfürstin-Witwe Maria Leopoldine heiraten. Stammsitz der Arcos ist der gleichnamige Ort in der Nähe des Gardasees. 1413 erhob Kaiser Sigismund die Familie in den Reichsgrafenstand. Unter Kurfürst Maximilian II. Emanuel dienten die ersten Arcos in bayerischen Diensten.

Der anonyme Autor des „Politische(n) Journal(s)“ fasst zusammen: „Eine besondere Lebhaftigkeit des Geistes und Munterkeit der Laune, welche ihn stets auszeichneten, erzeugten früh schon den Wunsch bey ihm, dem Vaterlande einst als Krieger zu dienen. Das Glück entsprach der jugendlichen Neigung. Früh schon (1781) erhielt er eine Lieutenantstelle bey dem Regimente Preyßing und bereits als fünfzehnjähriger Jüngling trat er, als Officier bey dem damaligen churfürstlichen Leibregimente die militärische Laufbahn wirklich an.“⁵⁰

1783 erscheint Arco bereits als Ritter- und Komturs-Anwärter („dans la minorité“) im Bayerischen Großpriorat des Malteserordens.⁵¹ Die Familie erklärte sich damit einverstanden, das bei einem offiziellen Ordenseintritt notwendige, nicht unbeträchtliche Eintrittsgeld („passaggio“), zu entrichten.⁵² Sogenannte Minorenne-Komtore waren verpflichtet, erst noch ihren Militärdienst am Hauptsitz des Ordens auf Malta ab-

zuleisten. Im „Politische(n) Journal“, den „Nouvelles litteraires“ und „Anecdotes civiles et militaires“ heißt es bezüglich Arcos Dienst auf Malta kursorisch: „Im Jahr 1790 reisete er daher nach Malta, um nach Ritterpflicht seine Caravanen zu machen. Fünf Caravanen machte er, die ihm Gelegenheit gaben, einen Theil vom südlichen Frankreich, von Spanien, von der afrikanischen Küste und von Sicilien zu sehen.“⁵³



Schützenscheibe mit dem Porträt von Maximilian von Arco, ca. 1810. (Privatbesitz)

Der sich im Staatsarchiv Landshut befindliche Briefwechsel der zeitgleich mit ihm auf Malta dienenden Friedrich von Preysing, Joseph von Lodron, Franz Xaver Graf von Portia, Johann Ludwig von Zedwitz, Cajetan von Spreti, Johann Nepomuk von Rechberg, Johann Baptist von Waldkirch und des Kaplans Joseph Betzl⁵⁴ und auch das Tagebuch Cajetan von Spretis⁵⁵ geben genauere Auskunft über die Ziele und Routen – unter anderen nach Sizilien, Sardinien, Marseille, die Balearen – der Ordensschiffe auf denen Arco segelte.

Über Arcos folgende Verwendung im Verwaltungsdienst auf Malta („Als die Caravanen geendigt waren, blieb er noch drey Jahre in Malta, wo ihm Stellen bey der innern Administration anvertraut wurden.“)⁵⁶ gibt das Ordensarchiv auf Malta einige Auskünfte. Am 12. Februar 1793 wird er zum Auditor der Englisch-Bayerischen Zunge ernannt, ein Amt welches er bereits am 22. Juni wieder an Friedrich von Preysing abgibt.⁵⁷ Gemäß des „Politische(n) Journal(s)“ wird er im gleichen Jahr zum Beisitzer im Kriminalgericht des Ordens („Udienzia“)⁵⁸ ernannt; eine Angabe, welche sich in den Ordensarchiven bisher nicht nachweisen ließ. Im November 1794 erfolgte seine Bestätigung als Professritter.⁵⁹

Zu diesem Zeitpunkt befand sich Arco bereits – nach einem längeren *Giro* zu den bekanntesten Städten und Sehenswürdigkeit Italiens – auf dem Weg zurück nach Bayern.⁶⁰ Nach seiner Rückkehr „setzte er seine Dienste als Officier fort, ward Hauptmann bey dem Leibregiment,

und führte seine Campagnie mit jener Thätigkeit und Ordnungsliebe, welche ihn bey jedem Geschäfte beseelten“.⁶¹ Zusätzlich hatte sich Arco der Verwaltung seiner Kommende Schierling zu widmen. Seine Rolle als Malteserritter, als enger Vertrauter von *Turcopilier* Flachslanden und als bayerischer Offizier rückten Graf Arco im Folgenden nicht nur in das unmittelbare Umfeld der Entscheidungsträger im Orden, sondern auch des kurfürstlichen Hofes. Mit der französischen Eroberung Maltas im Juni 1798 begann sowohl für den Malteserorden als auch für Bayern eine neue, mit den politischen Entwicklungen in Russland und Frankreich engstens verknüpfte Epoche. Im Juli 1798 wurde Maximilian von Arco von Kurfürst Karl Theodor nach Triest entsandt, um mit dem mittlerweile dort im Exil residierenden und von seinem Amt nicht zurückzutreten beabsichtigenden Großmeister Ferdinand von Hompesch – einem Bruder des bayerischen Finanzministers Franz Karl Joseph Anton von Hompesch – Sondierungsgespräche über die Lage des Ordens und des Bayerischen Priorats zu führen.⁶² Die bedeutenden Entscheidungen wurden indes nicht in Triest oder München, sondern wie bereits oben geschildert, in St. Petersburg gefällt.

Im Winter 1799/1800 besucht Graf Arco als Teil einer von *Bali* Flachslanden geführten Delegation zur Neustrukturierung der Englisch-Bayerisch-Russischen Zunge und zur Huldigung des neuen Großmeisters St. Petersburg. Auf der Sitzung des Ordensrats vom 21. (9. gemäß russischem Kalender) Januar 1800 wurde der Zarensohn, Großherzog Konstantin, zum neuen *Turcopilier* ernannt, Bali Nicholas Soltykov erhielt das Amt eines Stellvertreters des Großmeisters. Großmeister Paul I. ernannte Graf Arco als *Chargé d'affaires* des Ordens in München.⁶³ Gleichzeitig erhielt Arco das bisherige Amt des für den Zaren missliebigen Parteigängers des Papstes, Casimir Haeffelin, und wurde Schatzmeister des Bayerischen Großpriorats.⁶⁴

Die besondere Situation des Ordens in Russland verlieh Graf Arcos Position nach seiner Rückkehr aus St. Petersburg eine herausgehobene und durchaus einflussreiche Note. Als *Chargé d'affaires* bzw. Geschäftsträger des Ordens und damit auch seines Großmeisters, Zar Paul I., wurde Arco zu einem wichtigen Scharnier bayerischer Außenpolitik. Als Inhaber dieses und des Amtes eines Schatzmeisters des Bayerischen Großpriorats besaß er besondere Vertrauensstellungen und muss politisch zum Umkreis der pro-russischen Partei am Münchner Hof gerech-

net werden. Gleichzeitig wird er von Kurfürst Maximilian IV. Joseph zum Oberst „à la suite“ ernannt.⁶⁵

Das Ende der Malteserkommende Vogach

Mit der Ermordung Zar Pauls I. im März 1801 verlor der Orden seinen mächtigen Protektor und sah sich erneut mit massiven Aufhebungsversuchen durch verschiedene europäische Fürsten konfrontiert. Nach der Enteignung des Ordens in Württemberg,⁶⁶ Baden, Westfalen und anderen Teilen des Reichs kam 1808 auch in Bayern das Ende. Mit dem Dekret vom 8. September wurden alle Besitzungen des Ordens in Bayern eingezogen.⁶⁷ Damit verlor Graf von Arco auch seine Kommende Vogach⁶⁸ und wurde mit einer Pension abgefunden:⁶⁹ „Sämmtliche Bepfründete des Ordens und selbst jene, die erst den Anspruch auf der-einstige Einrückung in die Commenden erworben hatten, wurden durch Pensionen entschädigt, vorbehaltlich allmählicher Vorrückung in die sich erledigenden bessern Commenden, vielmehr Pension, nach der durch die Statuten festgesetzten Ordnung. Späterhin wurde jedoch mit den noch nicht eingerückten Ritttern ein Abkommen dahin getroffen, daß selbe nach Maßgabe der sich erledigenden Commenden, sogleich Pensionen von 1 500 fl. erhielten, diese aber nicht mehr erhöht wurden.“⁷⁰ Der eingezogene Besitz wurde zunächst von der „Kgl. Baierischen Generaladministration der ehemaligen Johanniter-Ordensgüter“ verwaltet.⁷¹ Ein Großteil dieser Güter floss jedoch nicht direkt in den Staatsschatz, sondern wurde für die Ausstattung der bayerischen Bischofssitze verwendet.⁷²



*Porträt von Großmeister
Ferdinand von Hompesch (ca. 1798).
(Palast der Großmeister, Valletta, Malta.)*

Quellen und Anmerkungen

- 1 Vgl. zusammenfassend Karl Heinrich von Lang: Geschichte der Jesuiten in Baiern. Nürnberg 1819, S. 115, vgl. auch S. 119, 205.
- 2 Vgl. Thomas Freller: Die Malteserkommende Kaltenberg und ihr Komtur Casimir Haeffelin. In: Lech-Isar-Land. Heimatkundliches Jahrbuch. 2019, S. 205-236; Zwischen Malta und Bayern. Die Karriere des kurbayerischen Offiziers und Malteserkomturs Sebastian von Donnersberg. In: Lech-Isar-Land. Heimatkundliches Jahrbuch. 2020, S. 173-200.
- 3 Vorliegender Beitrag basiert neben gedruckten Quellen auf den Archivalien des in der National Library of Malta integrierten Malteserordensarchivs (im Folgenden zitiert als AOM), der Archives of the Grand Magistry, Palazzo di Malta, Rom (AGM), des Bayerischen Hauptstaatsarchivs, München (BayHStA) und des Landesarchivs Baden-Württemberg, Abteilung Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA).
- 4 Zur Formierung von drei Malteserkommenden aus den Gütern des Jesuiten-Kollegiums Landsberg – darunter Vogach – vgl. Jacob Norbert Friedl: Geschichtliche Darstellung der königlichen, baierischen Stadt Landsberg. Landsberg 1819, S. 66f.
- 5 AOM. MS. 861 („Indice delle Ricette“), fol. 411ff.
- 6 AOM. MS. 163, fol. 74-r.
- 7 Ibid., fol. 72-73r; AOM. MS. 2195, fol. 128, 133ff.
- 8 AOM. MS. 2195, fol. 128.
- 9 „Dignità e Commende della Venda. Lingua d’Inghilterra, e Baviera, e Priorato di Polonia, e Lituania“, AOM. MS. 2195, fol. 128–129.
- 10 AOM. MS. 163, fol. 72-73r.
- 11 „Nota, che il sudetto Vendo. Balí permuto la riferita Commenda con quella di Vogach per Decreto del Sacro Consiglio die 15 Giugno 1787“, AOM. MS. 2195, fol. 129. Zum Einkommen von Vogach vgl. AOM. MS. 2195, fol. 133f.
- 12 Vgl. Albrecht Christoph Kayser: Neuestes Gemälde von Malta. 3 Bde. Ronneburg-Leipzig 1799–1800, hier Bd. 1, 67.
- 13 AOM. MS. 2195, fol. 129.
- 14 „Cab. p. il Nob. Massimiliano Conte d’Arco (...) 16 Maggio 1791“, AOM. MS. 2195, f. 129.
- 15 Aufgelister in AOM. MS. 861, fol. 413.
- 16 Ibid., fol. 134.
- 17 Ibid., fol. 129.
- 18 Zu den Abrechnungen von Vogach vgl. AOM. MS. 2195, fol. 133–134; AOM. MS. 861, fol. 406: „Indice delle ricetti, con lettera de’ 24 settembre 1791 s’ introita le permissioni renunciale sulla com.da di Vogach.“; ibid. fol. 407: „Ottobre 1792, per pensioni rinunciat. su la Comda. di Vogach. 219.“; ibid. fol. 411: „Con lettera de’ 19. Settembre 1796 s’ introita de’ carichi a tutto Aprile sono delle segn. Commende. Vogach 500 fl.“; ibid. fol. 412: „Nella sudta. lettera vi era una nota delle doppie risposioni alt. Aprile 1798 pagate per le infrascritte commende Vogach 1 000 fl.“

- 19 Vgl. die der Inschrift auf Viereggs Grabstein auf dem alten Friedhof der Kirche von St. Peter und Paul von Tutzing widersprechenden Angaben in Caroline Gigl: Die Zentralbehörden Kurfürst Karl Theodors in München 1778–1799. München 1999, S. 101.
- 20 Zur Beteiligung Minister Viereggs an der Errichtung des Bayerischen Großpriorats vgl. Ludwig Steinberger: Die Gründung der baierischen Zunge des Malteserordens. Berlin 1911, S. 116, 121, 123, 125f., 129 f., 137 f., 146, 151, 155, 159, 163, 176, 185, 188, 191, 199.
- 21 Vgl. AOM. MS. 163, fol. 99; AOM. MS. 861, fol. 401; AOM. MS. 274, AOM. MS. 463, fol. 73; AOM. MS. 162, fol. 103–104.
- 22 Vgl. auch Gigl, Die Zentralbehörden, S. 101.
- 23 Ibid. S. 477.
- 24 Zur Proklamation Zar Pauls zum Großmeister am 7. November 1798 durch die Mitglieder des Russischen Großpriorats und andere nach St. Petersburg emigrierte Ordensritter vgl. Joseph de Maisonnewe: *Annales Historiques de l'Ordre Souverain de St. Jean de Jerusalem depuis l'année 1725 jusqu'au moment présent*. St. Petersburg 1799, S. 197–200. Der Text der Proklamation ist abgedruckt bei Michel de Pierredon: *Histoire politique de l'Ordre souverain de Saint Jean de Jérusalem (Ordre de Malte) de 1789 à 1955*. 2 Bde., Paris 1956–1963, hier Bd. 1, S. 366–370.
- 25 BayHStA., Kasten Schwarz 398/28; hier zitiert bei Adolf Müller: *Bayerische Politik und bayerische Diplomaten zur Zeit Carl Theodors und Max Josephs*. München 1954, S. 58–59.
- 26 Ibid. hier zitiert bei Müller, *Bayerische Politik*, S. 58f.
- 27 Vgl. das Schreiben Flachsländens an Giulio Litta vom 22. November 1798, BayHStA., Kasten schwarz 398/15, hier zitiert bei Müller, *Bayerische Politik*, S. 59. Vgl. das Echo dieses Plans in den Dokumenten des AGM., „Spoglio della Corrispondenza attiva e passiva di S. A. Ema. Il Gran Maestro d'Hompesch“, classe VIII, Nr. 353; vgl. auch ibid. classe VII, Nr. 778.
- 28 Vgl. die anonymen Anmerkungen in AGM., classe VI, Nr. 280, 10. Dezember 1798.
- 29 Vgl. Müller, *Bayerische Politik*, S. 59.
- 30 Vgl. AGM., „Spoglio della Corrispondenza“, classe VI, Nr. 224, 8. Februar 1799; ibid. classe VI, Nr. 244, 5. Januar 1799; ibid., classe VI, Nr. 245, 2. Februar 1799.
- 31 Zur Abberufung Viereggs vgl. das Schreiben Matthäus von Viereggs an Kurfürst Max IV. Josef vom 21. Februar 1799, BayHStA., Kasten schwarz 398/37.
- 32 Zu einer Einführung in die politische und gesellschaftliche Situation in Bayern um 1800 vgl.: *Krone und Verfassung. König Max I. Joseph und der neue Staat. Beiträge zur Bayerischen Geschichte und Kunst 1799–1825*. München 1992.
- 33 Vgl. Müller, *Bayerische Politik*, S. 95–98.
- 34 Richard Du Moulin-Eckart: *Bayern unter dem Ministerium Montgelas 1799–1817*. 2 Bde. München 1877, hier Bd. 1, S. 97. Zur Sicht des Ordens auf die Ereignisse in Bayern vgl. AGM., „Spoglio della Corrispondenza“, classe IV, Nr. 772, der auf den 5. April 1799 datierte Bericht scheint von der Hand Graf Goldsteins zu stammen.

- 35 Zur Enteignung der Besitzungen der Englisch-Bayerischen Zunge in Bayern im Februar und März 1799 vgl.: Verordnungen vom 26. März 1799, Reisach Pfalz-Neuburg. In: Provinzialblätter München. Nr. 1, S. 174; vgl. auch (mit einigen falschen Daten und Details) Hans von Aretin: Die Bayerische Zunge des Souverainen Ordens vom Johannes zu Jerusalem (Malteser Orden) 1782–1808. In: Rivista del Sovrano Militare Ordine di Malta. II, 16 (Juli 1938), S. 32–41, hier S. 40–41.
- 36 Zum Echo dieser Ereignisse am Ordenssitz in Triest vgl. AGM., „Spoglio della Corrispondenza“, classe, „Langue Anglo-Bavaro-Russe“; ibid. classe II, Nr. 69; ibid. classe VI, Nr. 211, 22. Oktober 1798; ibid. classe IV, Nr. 772, 5. April 1799.
- 37 Du Moulin-Eckart, Bayern unter dem Ministerium Montgelas, Bd. 1, S. 101.
- 38 Maximilian von Montgelas: Denkwürdigkeiten des Bayerischen Staatsministers Maximilian Grafen von Montgelas (1799–1817). Aus dem Französischen übersetzt von Max Freiherr von Freyberg-Eisenberg. Hrsg. von Ludwig, Graf von Montgelas. Stuttgart 1887, S. 38.
- 39 Du Moulin-Eckart, Bayern unter dem Ministerium Montgelas, Bd. 1, S. 103–107.
- 40 Müller, Bayerische Politik, S. 78–81.
- 41 Vgl. Ludwig Albert von Gumpenberg: Das bayerische Gross-Priorat des Johanniter-Ordens. In: Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. IV (1843), S. 68–91, hier S. 90–91.
- 42 Montgelas, Denkwürdigkeiten, S. 39–42.
- 43 Vgl. AOM. MS. 2196, fol. 1–15r („Convention entre l’Empereur de toutes les Russies comme Maître de l’Ordre de Malthe et l’Electeur Bavaro-Palatin“); ibid., fol. 72r–75v; vgl. auch NLM. Libr. MS. 418, ii, fol. 141.
- 44 Die Gründungsbulle vom 12. Juli 1799 und das Dekret vom 4. Januar 1800 sind abgedruckt in: Churbaierisches Intelligenzblatt. München 1802, und separat als: Verhandlungen zwischen Kurbaiern und Kaiser Paul wegen Errichtung einer Johanniter-Ordens-Zunge. München 1802.
- 45 Vgl. Gumpenberg, Das bayerische Gross-Priorat, S. 90f.
- 46 Vgl. Ibid. S. 91.
- 47 Zur finanziellen Abwicklung von Schierling vgl. BayHStA., MF 55928, „Landsberg und Schierling, ehem. Johanniterordens-Commende, Johanniterordens-Bailli und ehem. Commenthur Generalmajor Friedrich Joseph Graf von Vieregg. 1809–1847“; ibid. MF 55935; „Pensionierung des unteren Dienstpersonals der aufgelösten Johanniterordenscommende Schierling. 1815“; vgl. auch ibid., MF 55948.
- 48 Politisches Journal. Oktober 1809, S. 1020.
- 49 Zum Echo dieser Beziehung zwischen Maximilian und seinen Brüdern, speziell Carl Philipp Graf von Arco, Revisionsratsdirektor und ab 1804 Generalkommissar und Landesdirektionspräsident der bayerischen Provinz Schwaben in Ulm vgl. die zeitgenössische Korrespondenz der Therese Huber: Briefe. Hrsg. v. Magdalene Heuser. Bd. 2, Tübingen 2003, S. 258, 260f., 266, 427, 751f., 756, 850.
- 50 Politisches Journal. Oktober 1809, S. 1020; vgl. auch Anecdotes civiles et militaires. Nr. XLIX, S. 203f.

- 51 Augsburgische Ordinarii Postzeitung von Staats-, gelehrten, historischen und öconomischen Neuigkeiten. 23 (27. Januar 1783), o. Seitenzählung; vgl. auch Friedrich Nicolai: Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahr 1781. Berlin-Stettin 1785, Bd. 6, S. 95.
- 52 Zur Erwähnung Arcos in den Listen der Ritter und zukünftigen Komture vgl. auch das Kurfürstliche Reskript (Kopie) an die Malteserordenskommission nebst beiliegenden Verzeichnissen vom 22. Juli 1782 (München), GLA., Oberndorff 649.
- 53 Politisches Journal. Oktober 1809, S. 1021.
- 54 Staatsarchiv Landshut, Schlossarchiv Kapfing 1753, enthält sieben Briefe aus Malta aus den Jahren 1791 und 1792 von Friedrich von Preysing, Franz Xaver von Portia, Joseph von Lodron, Johann Ludwig von Zedwitz, Maximilian von Arco und Joseph Betzl. Vgl. auch BayHStA, Gesandtschaft Päpstlicher Stuhl 1198, Schriftwechsel mit Emanuel Graf von Törring auf Malta (1792); BayHStA, Gesandtschaft Päpstlicher Stuhl 1152, Schriftwechsel mit Guido Graf von Taufkirchen auf Malta (1780–1792).
- 55 Hier zitiert nach der maschinenschriftlichen Abschrift des Originals „Beschreibung von 3 Caravanen während dem Aufenthalt des Malteser-Ritters Grafen Cajetan Sprety in Malta im Jahr 1789 und 1790“. Der Autor dieses Beitrags bedankt sich an dieser Stelle bei Heinrich Graf von Sprety, der ihm dieses Dokument zur Verfügung stellte.
- 56 Politisches Journal. Oktober 1809, S. 1021; vgl. auch Anecdotes civiles et militaires. Nr. XLIX, S. 205f.
- 57 Vgl. AOM. MS. 6430, fol. 7.
- 58 Vgl. BayHStA, Gesandtschaft Päpstlicher Stuhl 1195, Schriftwechsel mit dem Bailli de Loras in Malta. (1791–1793).
- 59 Zur Bestätigung Maximilian von Arcos als Professritter vgl. AOM. MS. 617, fol. 47.
- 60 Anecdotes civiles et militaires. Nr. XLIX, S. 206f.
- 61 Politisches Journal. Oktober 1809, S. 1022.
- 62 Vgl. Anecdotes civiles et militaires. Nr. XLIX, S. 206; Politisches Journal. Oktober 1809, S. 1022.
- 63 Vgl. den unmittelbaren Zeitzeugen Jean-François Georgel, Voyage à Saint-Pétersbourg en 1799–1800. Paris 1818, S. 197 ff.
- 64 Die zeitgenössische Liste der Würden und Ämter der Ordensritter mit Graf Arco als Schatzmeister des Bayerischen Großpriorats ist abgedruckt in: Almanach de l'Ordre Souverain de Saint-Jean de Jérusalem. St. Petersburg 1800. Zu den Beschlüssen vom 20. [9.] Januar 1800 vgl. speziell AGM., „Russie“, A I, f. 53.
- 65 Vgl. Churfürstlich-Pfalzbaierischer Hof- und Staatskalender auf das Jahr 1802. München 1802, S. 57.
- 66 Im Kontext der Verhandlungen zur von Napoleon erzwungenen Aufhebung des Ordens in Württemberg und Baden reiste Arco nach Stuttgart. Vgl. auch Königlich Baierische Staats-Zeitung. Nr. XCI, Donnerstag, 17. April 1806, S. 373.
- 67 Königlich-Baierisches Regierungsblatt. LIV. Stück, 21. September 1808, Spalte 2157ff. Zu den weiteren Hintergründen des Endes des Bayerischen Großpriorats vgl. Thomas Freller: The Anglo-Bavarian Langue of the Order of Malta. Malta 2001, Kapitel IX.

- 68 Zur finanziellen Abwicklung von Vogach vgl. BayHStA, München, MF 55928, „Vogach und Sulzbach, ehem. Johanniterordens-Commenden. 1809–1823“; vgl. auch *ibid.*, A XV 21.
- 69 Vgl. Allgemeiner Anzeiger für das Königreich Bayern. Bd. 1/3, München 1835, S. 332.
- 70 Hier zitiert aus Königlich-Baierisches Regierungsblatt. LIV. Stück, 21. September 1808, Spalte 2157ff.
- 71 Zur allgemeinen Enteignung und Abwicklung der Besitzungen der Malteser und den entsprechenden Vermögenstransferierungen vgl. BayHStA, München, MF 55901, „Centraladministration des aufgelösten Johanniterordens. Personal, Besoldungen, Qualifikationen, Gratifikationen, Pensionen, Auflösung der Centralverwaltung. Extradition der Ordenscassa. 1809–1815“; *ibid.* MF 55902, „Johanniterorden: Auflösung, Besitzergreifung der Güter, Pensionierung der Ritter, Verwendung der Einkünfte. 1808“; *ibid.*, MF 55903, „Das ehem. Großpriorat des Johanniterordens: Etats, Vermögensverwaltung, dann Cassa- und Rechnungswesen. 1799–1824“; *ibid.*, MF 55909, „Johanniterordens-Ritter und Commandeurs: Pensionsnormen, Vorrücken in höhere Pensionen, Taxen von jenen Pensionen. 1808–1846“.
- 72 Vgl. Königlich-Baierisches Regierungsblat. 1808, LIV. Stück, Sp. 2157; Gumpenberg, Das bayerische Gross-Priorat, S. 84.

Ein apollinischer St. Florian?

Zu einem Altarentwurf von Thomas Schaidhauf für die Kirche St. Alban in Diessen

Im heutigen Diessener Ortsteil St. Alban befindet sich direkt am Seeufer eine Kirche, die ebenjenem Heiligen geweiht ist, der auch dem Ort seinen Namen lieh. Das Gebäude der Kirche stammt aus dem späten 15. Jahrhundert, wurde aber zwischen 1736 und 1739 vom Diessener Propst Herkulan Karg umgestaltet.¹

Ob bei dieser Barockisierung, die den Innenraum durch den Einzug eines flachen Tonnengewölbes und einer Stuckierung durch Wes-sobrunner Künstler umgestaltete, auch der Haupt- und die Nebentä- re erneuert wurden, ist nicht überliefert. Gut 30 Jahre später jedoch erhielt die Kirche drei neue Altäre, die man anscheinend beim Raisting- er Bildhauer und Stuckateur Thomas Schaidhauf in Auftrag gab.²



Offensichtlich wurde in diesem Zuge auch das Patrozinium der beiden Seitenaltäre geändert. Während Franz Sales Gailler in seiner Beschreibung des Landkapitels von 1756 noch erwähnt, die Seitenaltäre seien der Kreuzigung Christi und dem Heiligen Kreuz (sowie weiterer Heiliger) geweiht³, so erscheinen auf den Altären aus dem Jahr 1770 nun andere Heilige: Der linke Seitenaltar zeigt den damals äußerst populären und im Jahre 1729 heiliggesprochenen Johannes von Nepomuk und den rechten Altar schmückt eine Statue des Heiligen Florian.

Das hervorstechende Merkmal dieser beiden Seitenaltäre aus den Jahren um 1770 ist, dass der obere Abschluss der Altararchitektur jeweils zum Teil von einem stuckierten Vorhang gebildet wird, der von mehreren Engelchen gehalten und nach oben gezogen wird. Erst durch diese Bemühungen der Putten – so der Eindruck – wird der Altaraufbau sichtbar, vor dem auf Sockeln die Figuren der beiden Heiligen stehen.⁴

Eine nahezu identische Altararchitektur, wie sie die beiden Diesener Altäre aufweisen, mit der charakteristischen Vorhangdraperie, den



Engelchen und einer Floriansstatue, zeigt auch eine Zeichnung aus der graphischen Sammlung des Stadtmuseums Weilheim⁵. Es ist daher anzunehmen, dass es sich hierbei um eine Entwurfszeichnung von Thomas Schaidhauf für den Floriansaltar in St. Alban handelt. Da von diesem Künstler jedoch bis jetzt keine Zeichnungen bekannt sind, kann seine Urheberschaft auf dem Weg des Stilvergleichs nicht geklärt werden. Sicher jedoch ist, dass es sich bei der Weilheimer Bleistiftzeichnung nicht um eine Nachzeichnung des beste-

henden Florianaltars handeln kann, da einige Unterschiede auffallen. Zum einen ist die Altararchitektur der Zeichnung seitenverkehrt und entspricht damit derjenigen des Nepomukaltars in St. Alban und auch die Details der Engelchen und der Vorhangdraperie stimmen mit diesem Altar überein. Zum anderen aber besteht zwischen der Gestaltung der Floriansfigur auf dem Altar in St. Alban und jener auf der Zeichnung des Stadtmuseums ein gravierender Unterschied. Die Statue des Heiligen, wie sie der heutige Altar in St. Alban zeigt, folgt der klassischen Floriansikonographie: Der stehende Heilige, in die Uniform eines römischen Soldaten gekleidet, ist



dem Betrachter zugewandt dargestellt. Er hält in seiner linken Hand eine Fahne, während er mit der rechten Hand gemäß seiner Funktion als Patron gegen Brände und Feuersbrünste, Wasser aus einem Holzbotich schüttet.⁶ Die meisten Floriansdarstellungen folgen diesem Typus. Andere Darstellungen, wie etwa sein Martyrium oder seine Aufnahme in den Himmel sind dagegen selten.⁷ Ganz und gar ungewöhnlich für eine Darstellung des heiligen Florian jedoch ist jene Darstellung, die die Zeichnung im Weilheimer Stadtmuseum zeigt. Hier sieht man den Heiligen in weiter Schrittstellung von rechts nach links schreiten. Der Oberkörper ist dem Betrachter zugewandt, während der Kopf des Heiligen in Schrittrichtung blickt. In der rechten, nach vorne gestreckten Hand hält er einen Dolch, während seine linke Hand nach hinten schwingt. Er

trägt einen Helm mit Federbusch und ein Zipfel des Mantels, den er über der Rüstung trägt, flattert hinter dem Rücken der Figur im Wind, um die Dynamik der voranschreitenden Bewegung noch stärker zu betonen.

Dass es sich bei der Figur dieses voranstürmenden Kriegers tatsächlich um den heiligen Florian handelt, zeigen die beiden Putti, die auf dem Sockel zu seinen Füßen sitzen und die Attribute Wassertrog und Fahne halten.⁸ Eine Anknüpfung an die Florianslegende ist auch bei dieser Darstellung möglich. Der Legende nach lebte Florian als pensionierter römischer Soldat im heutigen österreichischen St. Pölten, als ihm zu Ohren kam, dass es in der Provinzhauptstadt Lauriacum zur Verhaftung von 40 Christen gekommen war. Florian, der selbst dem christlichen Glauben anhing, eilte nun dorthin, um seinen Glaubensgenossen beizustehen, was zu seiner Verhaftung und seinem Martyrium führte. Es ist wohl der Aspekt dieses „zu Hilfe eilen“, der die Darstellung des Weilheimer Florians als voranstürmenden Krieger bestimmt.



Inhaltlich ähnelt die Darstellung der Zeichnung aus dem Stadtmuseum damit am ehesten einer Radierung des österreichischen Malers Anton Maulbertsch aus den Jahren um 1765.⁹ Der Heilige ist hier frontal in einem starken Kontrapost dargestellt. Er hält in seiner nach unten gestreckten linken Hand einen Dolch und in der rechten die Fahne und eine Märtyrerpalme. Links zu seinen Füßen sitzen zwei Putti mit dem Attribut des Wasserkübels. Unter dem Dolch des Heiligen windet sich ein gefesselter Dämon, der wohl den Unglauben symbolisieren soll.

Auch hier wird Florian nicht in erster Linie in seiner Funktion als Patron gegen Brände dargestellt, sondern es steht ebenfalls – analog zur Schaidhauf-Zeichnung des Stadtmuseums – seine „christliche Mission“ im Vordergrund.¹⁰ Interessanterweise hat sich im Stadtmuseum Weilheim auch eine Nachzeichnung dieser Maulbertsch-Radierung erhalten, die aber kaum von derselben Hand wie der Altarentwurf stammen kann.¹¹

Doch auch wenn Schaidhauf die Radierung Maulbertschs gekannt haben mag und unter Umständen hier eine thematische Anleihe genommen hat, als direktes Vorbild für die Figur des voranstürmenden Florian, wird sie ihm nicht gedient haben.

Eine ähnlich dynamisch nach vorne drängende Figur wie auf der Zeichnung im Stadtmuseum, findet sich jedoch in einem ganz anderen Zusammenhang in der Kunstgeschichte wieder: In dem berühmten Bilderzyklus, den Peter Paul Rubens im Auftrag von Maria de Medici malte und der auf dem Wege der druckgraphischen Reproduktion Verbreitung fand, zeigt eines der Bilder den Rat der olympischen Götter. Im rechten



Vordergrund dieses Bildes ist dabei der Gott Apoll zu sehen, der in weit ausgreifendem Schritt, seinen Bogen in der linken Hand nach vorne gestreckt, die Personifikationen von Zwietracht, Hass, Neid und Wut in die Flucht schlägt. Die Komposition der Apollonfigur, insbesondere was die Schrittstellung, die Drehung des Oberkörpers und die Haltung der Arme und des Kopfes angeht, ähnelt stark dem Erscheinungsbild des Heiligen Florian auf der Zeichnung aus dem Stadtmuseum und könnte Thomas Schaidhauf als Vorbild gedient haben. Die Entschiedenheit, mit welcher der antike Sonnengott die Laster bekämpft, ähnelt also jener, mit der der heilige Florian dem schändlichen Handeln des römischen Statthalters entgegentritt und sich in sein Martyrium begibt.

Offensichtlich stieß diese ungewöhnliche Darstellung des Heiligen aber nicht auf das Wohlwollen der Auftraggeber und man entschied sich für eine Darstellung Florians in der gewohnten Art und Weise, wie sie der Altar in St. Alban auch heute noch zeigt.¹²

Anmerkungen und Quellen:

- 1 Karl Gättinger/Grietje Suhr, Landsberg am Lech, Stadt und Landkreis (Denkmäler in Bayern I.14), Bd.1, Regensburg 2014, S.123
- 2 Rechnungen für diese Altäre scheinen nicht vorhanden zu sein, doch schon Meichingers „Geographisches statistisch-topographisches Lexikon von Bayern“ aus dem Jahre 1797 erwähnt diese Zuschreibung. Johann Wolfgang Meichinger, Geographisches statistisch-topographisches Lexikon von Bayern, Bd.III, Ulm 1797, Sp.232. Vgl. zu Schaidhauf in St. Alban u.a. auch: Wilhelm Theodor Auer, Die Nebenkirchen und Kapellen der Pfarrei Diessen am Ammersee, Diessen 2006 (unv.Nachdruck der Ausgabe aus dem Jahre 1966), S.40; Hans Döpl, Thomas Schaidhauf. Stuccator und Bildhauer (1735–1807), in: Lech-Isar-Land 1975, S.157; Hugo Schnell/Uta Schedler, Lexikon der Wessobrunner Künstler und Kunsthandwerker, München Zürich 1988, S.195; Horst Dallmayr, Kirchenführer St.Alban a.Ammersee, St.Otilien 2014, S.7.
- 3 Franz Sales Gailler, Vindelicia Sacra. Heiliges Vindelizien. Landkapitel Weilheim, übersetzt von Georg Spannagel, Weilheim 2007, S. 129.
- 4 Das Motiv der Vorhänge haltenden und mit Stoffdraperien spielenden Engelchen und Putten war in der Altarplastik schon seit Langem sehr beliebt. Auch die bayerischen Bildhauer des Rokoko nutzten dieses Motiv ausgiebig. So finden wir es auch bei jenen Künstlern, die oft als Lehrmeister Schaidhaufs angenommen werden, nämlich bei den Mitgliedern der Familie Feichtmayr (vgl. Hochaltar in Zwiefalten von Johann Michael Feichtmayr) und beim Weilheimer Bildhauer Franz Xaver Schmädl (vgl. Hochaltar in Schongau oder die Figuren des Hl. Nepomuk und des hl. Petrus Forerius in Dietramszell).
- 5 Stadtmuseum Weilheim Inv. Nr. Gr 293 (alt: DI29c). Die Zeichnung kam 1929 als Geschenk des Weilheimer Lederhändlers Franz Fischer ins Stadtmuseum.
- 6 Oft wird zu Füßen des Heiligen noch ein brennendes Haus dargestellt, das von dem ausgegossenen Wasser gelöscht wird. Dieses Haus fehlt beim Altar von St. Alban jedoch.
- 7 Zur Floriansikonographie u.a. Florian Trenner, Der heilige Florian, Regensburg 1981.
- 8 In den ausgeführten Altären befinden sich keine Putti mit Attributen zu Füßen der Heiligen auf den Sockeln der Statuen. Jeweils zwei Putti sind zwar auf den Voluten der unteren Altararchitektur angebracht, sie halten jedoch keine Attribute und dienen damit nicht zu einer näheren Beschreibung der dargestellten Heiligen.
- 9 Zu dieser Radierung und der Ölskizze Maulbertschs, die wohl als Vorlage diente, vgl. v.a. Bruno Bushart, Fragen an Maulbertschs Hl. Florian, in: Beiträge zur Geschichte der Ölskizze vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, hg. von Rüdiger Klessmann und Reinhold Wex, Braunschweig 1984, S.114–121; Eduard Hindelang (Hrsg.), Franz Anton Maulbertsch und sein schwäbischer Umkreis, Sigmaringen 1996, S.354/356.
- 10 Hindelang, Maulbertsch, S.356. Bushart, Fragen, S.114.

- 11 Sie ist wohl von späterer Hand mit der Bezeichnung „Sebastian Jaud“ versehen worden. Eine Zuschreibung, die durchaus glaubhaft wirkt, da das Stadtmuseum eine ganze Reihe von Zeichnungen aus dem Nachlass der Familie Jaud besitzt. Stadtmuseum Weilheim Inv.-Nr. Gr 145 (alt: DII274).
- 12 Ein Grund dafür, den Entwurf aus dem Stadtmuseum abzulehnen, könnte auch die Tatsache gewesen sein, dass eine derart weitausgreifende Floriansfigur, die dazu noch von zwei auf dem Sockel sitzenden Putti flankiert wird, an der vorgesehenen Stelle nicht genügend Platz gehabt hätte.

Requiem in d-Moll

für eine mittlere Singstimme und Orgel

„Deutenhauser Requiem“

von

Gotthard Leuchtenmüller



hroa Jost, als Organisten u. Sänger zugedacht.
W. Leuchtenmüller 2002

Am 24. Juni 2002, dem Fest des hl. Johannes Baptist, schloss der Weilheimer Lehrer und Organist Gotthard Leuchtenmüller (1922–2014) – auf Bitten von Klaus Gast – seine Komposition dieses vorliegenden Requiems ab. Am 2. Juli des selben Jahres widmete er es – mit obigem Vermerk auf der Handschrift – seinem Deutenhauser Kirchenmusikerkollegen, mit dem er es anschließend gemeinsam in der Kirche St. Johann Deutenhausen uraufführte. Es wurde nun im Frühjahr 2021 leicht bearbeitet, offensichtliche Schreibfehler berichtigt und die Handschrift in

gedruckte Noten übertragen. Mit einer speziell dafür im Mai 2021 gefertigten Zeichnung des Weilheimer Künstlers und Kulturpreisträgers Jos Huber – Christus den Auferstandenen und die Deutenhauser Kirche St. Johannes darstellend – als Titelbild, erscheint es nun 20 Jahre nach seinem Entstehen im Jahrbuch Lech-Isar-Land 2022. Herzlichen Dank den Künstlern für dieses Gesamtkunstwerk! Möge es oft zum Trost und als Ausdruck unseres Auferstehungsglaubens erklingen.

Deutenhausen,
den 24. Juni 2021,

Deutenhauser Requiem

Gotthard Leuchtenmüller (1922-2014)

"Herrn Klaus Grot, als Organist und Sänger gewidmet"

Introitus und Kyrie

Tenor

Re-qui-em ae-ter-nam do-na e-is Do-mi-ne et lux per-

Orgel

6

T. pe-tu-a lu-ce-at e-is. Te-de-cet

O.

11

T. hym-nus, De-us in Si-on et ti-bi red-de-tur vo-tum in Je-

O.

16

T. 

ru- sa- lem. Ex- au- di o- ra- ti- o- nem me- ana,

16

O. 

21

T. 

ad te om- nis ca- ro ve- ni- et. Ky- ri- e e-

21

O. 

26

T. 

lei- son, Ky- ri- e e le- i- son. Christe e- le- i- son

26

O. 

Deutenhauser Requiem

3

T. ³¹
8 Ky- ri- e e- le- i- son.

O. ³¹

The image shows a musical score for a vocal piece. It features two staves: a Treble staff (T.) and an Organ staff (O.). The Treble staff has a key signature of one flat (B-flat) and a common time signature (C). It begins with a repeat sign and a first ending bracket labeled '31' above the staff. The melody consists of a series of eighth and quarter notes, ending with a half note. The lyrics 'Ky- ri- e e- le- i- son.' are written below the Treble staff. The Organ staff also has a key signature of one flat and a common time signature. It begins with a repeat sign and a first ending bracket labeled '31' above the staff. The accompaniment consists of chords and single notes, ending with a half note. The Organ staff is labeled 'O.' to the left.

Graduale

Tenor

Ab-sol-ve, Do-mine, a-ni-mas om-ni-um fi-de-li-um

Orgel

5

T.

de-func-to-rum ab om-ni vin-cu-lo de-lic-

10

T.

to-rum. Et gra-ci-a tu-a il-lis suc-cur-en-te.

T. 15

me-re-an-tur e-va-de-re ju-di-ci-um ul-ti-

o-nis. Et lu-cis ae-ter-ne be-a-ti-tu-di-ne

per-fru-i.

T. 25

Offertorium

Tenor

Do- mine Je- su Chri- ste, Rex glo- riae, li- bera a- ni- mas

Orgel

T.

om- ni- um fi- de- li- um de- func- to- rum de poe- nis in- fer- ni et

T.

de pro- fun- do la- cu: li- bera e- as de o- re- le-

T. 15

o-nis, ne ab-sorbeat e-as tarta-rus ne ca-dant in ob-scurum

T. 20

sed signifer sanc-tus Mich-a-el re-praesen-ted e-as in

T. 25

lu-cem sanc-tam. Qu-am o-lim Ab-rahæ

Offertorium

3

30
T. 

35
T. 

40
T. 

45

T.

e- as, Do- mi- ne, de mor- te trans- i- re ad vi- tam. Quam

50

T.

e- I- im A- brahae pro- mi- si- sti et se- mi- ni e-

55

T.

jus.

Sanctus

Tenor

Orgel

Sanctus, Sanctus, Sanctus Dominus Deus Sa-ba-oth. Pleni sunt coeli et ter- ra

7

T.

gloria tu- a. Ho- sanna in ex- cel- sis. Be- nedictus qui

O.

12

T.

ve- nit in nomi- ne Do- mi- ni. Ho- sanna in ex- cel- sis.

O.

breit

breit

The musical score is written for Tenor and Organ. The Tenor part is in a single melodic line, while the Organ part provides harmonic support with chords and moving lines in both hands. The lyrics are in Latin, and the tempo/style is marked 'breit' (broad). The score is divided into two systems, with measures 7-11 and 12-16. The key signature has two flats (B-flat and E-flat), and the time signature is 8/8.

Agnus Dei

Tenor

Agnus De- i, qui tollis peca- ta mundi, do- na e- is re- qui- em.

Orgel

T.

Agnus De- i, qui tollis peca- ta mundi, do- na e- is re- qui-

T.

em sem- pi- ter- nam.

Lux aeterna

Tenor

Lux ae- ter- na lu- ce- at e-----is Do-

Orgel

6 T. mi- ne. Cum Sanctis tu- is in ae- ter- num

6 O.

11 T. qui- a pi- us es. Re- qui- em ae- ter- nam

11 O.

16
T. 
do- na e- is Do- mi- ne et Lux per- pe- tu- a lu- ce- at

21
T. 
e- is. Cum Sanctis tu- is in ae- ter- nam

26
T. 
qui- a pi- us es.

„S‘Klofensta“

Ein neues Lied aus dem Lech-Isar-Land



S'Klofensta

Text: Rudi Standl

Musik: Klaus und Georgia Gast

Erzählend:

Nei-lich hab i vol-la Freid, fest-gstellt bei Ge-le-gen-heit,

5 drängend:

dass i di-rekt vo meim Klo, an Zug-spitz-gip-fel o-schaun ko. D'Ent-

9 leidenschaftlich:

fer-nung macht fufzg Ki-lo-meter, do sichst'n guat bei schena Wet-ter. A-

13 spitzig!

grat beim Föhn kost ois da-lurn: Spitz-en, Gra-te und Kon-turn.

2. Doch dass ma hoid a umkehrt sicht, des is da Nachteil bei der G'schicht.
 Hättst an Bsuaach, recht feine Damen, de miassatn si pfeilgrad schamen!
 Drum hab i jetzad seit drei Dag, vor meinem Fensterl an Verschlag,
 dass de wo si auf d'Zugspitz traun, ned direkt in mei Klo nei schau'n.

Wenn man mit offenen Augen durch die Lande geht, hat man in unserer schönen Heimatregion die Zugspitze immer vor Augen.

Dies regte Dr. Rudi Standl, von den Seeshaupter Sängern, zu dem originellen Gedicht an, das Klaus und Georgia Gast zu dem vorstehenden Lied für den Deutenhauser Viergsang inspirierte.

Gerne darf das Lied, von allen Sängern und Sängerinnen denen es gefällt, für nicht kommerzielle Zwecke verwendet werden.

Die Situation der kleinen Kommunalarchive in Bayern am Beispiel der Stadtarchive Fürstenfeldbruck und Starnberg

Archive in ihrer Gesamtheit sind das Gedächtnis der Menschheit. Im Informationszeitalter, welches aufgrund der elektronischen Möglichkeiten der permanenten Beschleunigung unterliegt, stellen sie einen unverzichtbaren Informationsspeicher historischer Quellen bereit. Archive bilden die Grundlagen der historischen Forschung, außerdem sind die Archivalien aus juristischen Gründen für die Verwaltung unerlässlich. Das Bundesarchiv, die Staatsarchive der Länder, die Wirtschaftsarchive der großen Unternehmen, die Kirchenarchive sowie die Universitätsarchive sind zentrale Bestandteile der Archivlandschaft in Deutschland. Stadtarchive sind die ältesten Archive in Deutschland, sie bilden eine wichtige Sparte im deutschen Archivwesen, denn sie spiegeln das Leben in den Städten aller Größenordnungen wider. Laut Bayerischem Archivgesetz besteht für die bayerischen Kommunen die Pflicht, ein Archiv zu unterhalten. Bayern hatte im Jahr 2001 412 Kommunalarchive.¹ In Bayern gibt es heute mit München, Nürnberg und Augsburg drei große Kommunalarchive und etwa 15 bis 20 Stadtarchive mittlerer Größe wie beispielsweise Kempten, Ingolstadt, Regensburg, Würzburg, Fürth, Bamberg, Bayreuth, Aschaffenburg, Landshut und Straubing. Die anderen bayerischen Kommunalarchive – und damit die meisten – sind kleine Archive, die meistens Ein-Frau- oder Ein-Mann-Archive sind, auch wenn manche „kleine“ bayerische Stadtarchive existieren, in denen vier Personen beschäftigt sind wie beispielsweise Freising. Seit dem Jahr 1965 organisieren sich die bayerischen Kommunalarchive in der „Arbeitsgemeinschaft bayerischer Kommunalarchive“. Kommunalarchive, unabhängig von der Größe, befinden sich inmitten eines komplexen Geflechts und teilweise Spannungsverhältnisses von Verwaltung, Politik, Forschung und Öffentlichkeit. Dies soll anhand zweier kleiner Kommunalarchive in Bayern, dem Stadtarchiv Fürstenfeldbruck und dem Stadtarchiv Starnberg, dargelegt und analysiert werden.

Es ist wahrscheinlich, dass die Situation des Stadtarchivs Fürstenfeldbruck mit Ausnahme der Öffentlichkeitsarbeit typisch für die Situation der kleineren Kommunalarchive in Bayern ist. Die Stadt Fürstenfeldbruck liegt ca. 25 Kilometer westlich von München und hatte im Jahr 2020 rund 38 000 Einwohner. Der Autor des ersten Teils des Textes ist mit einer kurzen Unterbrechung seit dem Jahr 2008 der Leiter des Stadtarchivs Fürstenfeldbruck, um die Ichform zu vermeiden, kommt der derzeitige Stadtarchivar deswegen in der dritten Person vor.

Die Situation der kleinen Kommunalarchive in Bayern am Beispiel Fürstenfeldbruck

Vorgeschichte und Gründung

In den 1960er und 1970er Jahren gab es immer wieder Überlegungen, ein hauptamtlich geführtes Stadtarchiv in Fürstenfeldbruck zu errichten. Am 10. Mai 1977 erläuterte schließlich der Stadtrat und Kulturreferent Dr. Lorenz Lampl (CSU) im Hauptausschuss der Stadt Fürstenfeldbruck die Notwendigkeit der Einrichtung eines Archivs für die Stadt Fürstenfeldbruck. Er schlug vor, das Archiv in den unteren Räumen des Alten Rathauses unterzubringen. Der Ausschuss sprach sich für die Einstellung des von Stadtrat Lampl vorgeschlagenen Bewerbers Stefan Thiery aus, der Arbeitsvertrag sollte zunächst befristet für ein Jahr geschlossen werden, die Arbeitszeit sollte 20 Stunden wöchentlich betragen.² Am 23. Mai 1977 legte der Archivar Stefan Thiery eine Konzeption für ein künftiges Stadtarchiv Fürstenfeldbruck vor. Er schrieb, dass ein fachgerecht aufgebautes und geführtes Archiv ebenso wie die Stadtbücherei zum kulturellen Grundbestand einer Kommune in der Größe Fürstenfeldbrucks gehören würde. „Das Stadtarchiv hat die Funktion, die administrative und gesellschaftliche Geschichte der Stadt zu dokumentieren“.³ Thiery führte weiter aus: „Praktisch dient das Archiv dem Stadtrat wie auch der Verwaltung, wenn es sich im Lauf der Geschäfte als notwendig erweist, auf ältere Dokumente zurückzugreifen oder frühere Vorgänge heranzuziehen; es verwahrt die Rechtstitel der Stadt und fungiert quasi als ihr Gedächtnis, dem historisch oder zeitgeschichtlich interessierten Bürger, dem die Archivalien zu Forschungen oder Information vielfältiger Art vorgelegt werden können“.⁴ Er wies auf vier Hauptgruppen an Material hin: Archivgut im

strengen Sinn – damit meinte er klassisches Archivgut wie Akten oder Fotos –, zeitgeschichtliche Sammlung, Nachlässe und Literatur über die Stadt. Als weitere Aufgaben nannte er Öffentlichkeitsarbeit, Benutzerberatung und Beantwortung schriftlicher Anfragen. Er empfahl, nicht zuletzt aufgrund der Gemeindeordnung: „Der Stadtrat sollte sich also dazu entscheiden, das künftige Stadtarchiv zu einer dauernden, fachlich geführten Einrichtung als Teil der Stadtverwaltung zu machen“.⁵ Hierzu kam es in nächster Zeit aus ungeklärten Gründen nicht. Erst am 26. März 1979, also zwei Jahre später, befasste sich der Hauptausschuss erneut mit der Errichtung eines Archivs. „Die Verwaltung gab dem Ausschuß zur Kenntnis, daß vom Arbeitsamt die Personalkosten für eine Arbeitskraft, welche zur Errichtung eines Archivs eingesetzt wird, voraussichtlich bezuschußt würden. Die Förderungsdauer würde aller Wahrscheinlichkeit nach 1 Jahr betragen und ein Zuschuß zu den Personalkosten von voraussichtlich 100 % gegeben“.⁶ Die Ausschussmitglieder beschlossen einstimmig, die Arbeitsbeschaffungsmaßnahme (ABM) zu beantragen, diese wurde bewilligt, danach wurde eine ABM-Kraft in ein unbefristetes Arbeitsverhältnis übernommen. Seit dem Jahr 1980 hat die Stadt Fürstenfeldbruck somit ein Archiv mit einem festangestellten und auf Dauer beschäftigten Archivar. Zunächst war das Archiv im Obergeschoss des Rathauses in beengten Verhältnissen untergebracht.

Aufgaben des Stadtarchivs

Das Stadtarchiv wählt aus den Unterlagen der Stadtverwaltung von Anfang an diejenigen Quellen aus, die archivwürdig waren bzw. sind, d. h. Unterlagen, die für die historische Forschung und aus juristischen Gründen dauerhaft aufbewahrt werden müssen oder sollten. Die Stadt Fürstenfeldbruck hat eine funktionierende Zentralregistrierung, deren Unterlagen das Archiv bewertet. Anschließend erschließt das Stadtarchiv diese Unterlagen mithilfe der Archivierungssoftware „FAUST“. Zu den weiteren zentralen Aufgaben des Stadtarchivs Fürstenfeldbruck gehören die Benutzerbetreuung sowie die Beantwortung von Anfragen. Das Stadtarchiv betreibt seit einiger Zeit eine umfangreiche Öffentlichkeitsarbeit mit Vorträgen, Aufsätzen, einer Ausstellung und monatlichen Artikeln zu historischen Themen im Publikationsorgan der Stadt Fürstenfeldbruck, dem RathausReport. Die Aufgabe des

Stadtarchiv Fürstenfeldbruck in der Demokratie lässt sich folgendermaßen umreißen: „Es ist Nachweis der Leistungen, aber auch der Fehlleistungen kommunaler Politik und ihres verwaltungsmäßigen Vollzugs ... Die Archive können entscheidend dazu beitragen, die geschichtliche und heimatliche Eigenart zu bewahren und davon Kenntnis zu geben“.⁷

Archivbestände

Eine wesentliche Grundlage des Stadtarchivs Fürstenfeldbruck baut auf dem „Inventar des Archivs der Stadtgemeinde Fürstenfeldbruck“ auf, welches im Jahr 1951 von dem Archivpfleger Josef Loher bearbeitet wurde. Loher bearbeitete die noch vorhandenen älteren Unterlagen der Stadtverwaltung und unterteilte sie in die Bestände Urkunden, Bände, Rechnungen, Akten sowie Karten und Pläne. Der Aufbewahrungsort des „Archivs“ war der Tresorraum der Stadtkämmerei im neuen Rathaus, eine dauerhafte Betreuung war damit, wie oben geschildert, aber noch nicht verbunden. Im Vorwort des Inventars handelt Loher die Geschichte des Ortes auf zwei Seiten ab. In der Auflistung der Urkunden wurden Grundstückskäufe, Grundstückstauschaktivitäten und Grundverkäufe erfasst. Unter „Bänden“ verstand Loher alle gebundenen Akten, beispielsweise Register, Steuer-Kataster, Gesetzes-sammlungen, Fremdenlisten, Verhandlungen der Feldgeschworenen, Briefprotokolle, Handwerks-Rechnungen, Beschlussbücher des Magistrats sowie der Gemeindebevollmächtigten, aber auch die Häuserchronik. Unter der Rubrik „Rechnungen“ subsummierte Loher Gemeindecapitalrechnungen, Rechnung der Gemeindekasse und der Armenkasse, der Ortsfürsorge, des Armenfonds und der Schulkasse sowie weitere Rechnungen, beispielsweise über den Umbau des Krankenhauses oder der Kinderbewahranstalt. Bei den Akten, die Loher nach dem bayerischen Einheitsaktenplan sortierte und zusammenfasste, waren Sachverhalte unterschiedlichsten Inhalts zu finden, beispielsweise ein Freibrief des französischen Generals Turrene, Kriegsrechnungen, Einquartierungskosten, die Gründung des kgl. Bayerischen Invalidenhauses durch König Max I., die Verlegung des Amtssitzes der Verwaltung von Dachau nach Fürstenfeldbruck, das Verzeichnis der Bürger vom Markt Bruck, die Gründung des Bürgervereins Bruck, ortspolizeiliche Vorschriften, Ortswehren, die Einführung einer Zeichnungsschule und die Errichtung weiterer Schulen, die Errichtung einer Volksbücherei, die Leon-

hardifahrt, verschiedene Stiftungen, den Ausbruch der Cholera, das Baden an der Amper, die Erbauung eines Schlachthauses, die Obermühlbrücke, den Straßenbau, die Viehseuchen, die Errichtung einer Schranne, die Einführung von Spanferkel-Märkten, die Erbauung der Eisenbahn München-Bruck und den Neubau eines Postdienstgebäudes usw.⁸ Diese Unterlagen beinhalteten im Wesentlichen den Zeitraum zwischen 1810 und 1950. Dieser Altbestand des Stadtarchivs war eine Synthese aus sowohl in Inhalt wie Provenienz als auch Laufzeit teilweise stark divergierenden Beständen.⁹ Dieser „Loher-Bestand“ bildete viele Jahre das Rückgrat des heutigen Stadtarchivs. In den Jahren 2004 bis 2007 wurde er sodann unter Berücksichtigung der nach 1951 dem Archiv angereichten Unterlagen von dem neuen Stadtarchivar Michael Volpert neu bearbeitet. Der bayerische Einheitsaktenplan enthält eine Gliederung der entstehenden Akten in den Behörden und enthält Vorschläge zur dauerhaften Archivierung. In Anlehnung an den bayerischen Einheitsaktenplan erarbeitete Volpert eine eigene Systematik, die den Bedürfnissen der Überlieferung angepasst war. Die Hauptgruppen bestanden dabei aus folgenden Unterlagen: 1) Verfassung/allgemeine Verwaltung, 2) Rechtsprechung, Personenstandswesen, öffentliche Sicherheit und Ordnung, 3) Schulwesen, 4) Kultur, kirchliche Angelegenheiten, 5) Wohlfahrtswesen, Jugendhilfe, Sozialversicherung, 6) Gesundheitswesen, Veterinärwesen, 7) Bau-, Wohnungs- und Siedlungswesen, Wasserbau, Wasserrecht, 8) Land- und Forstwirtschaft, Jagd und Fischerei, 9) Gewerbe und Industrie, Geldwesen, Handel und Verkehr, Energiewirtschaft, und 10) Finanz- und Steuerverwaltung. Unterlagen, die nicht der städtischen Überlieferung entstammten, wie beispielsweise die Hofmarksprotokolle, wurden in eigene, nach den jeweiligen Provenienzen gebildeten Beständen zugeordnet. Volpert verzeichnete diese Unterlagen mit dem Archivierungsprogramm „FAUST“ und legte im Jahr 2007 ein ausführliches Findbuch vor. Seit dem Jahr 2008 bewertete und übernahm der neue Archivleiter aus der Zentralregistratur der Stadt weitere Unterlagen aus den Jahren 1945 bis 2014 ins Archiv und erstellte ein Findbuch, der Umfang dieser übernommenen und verzeichneten Unterlagen betrug ca. 200 laufende Meter. Beispielsweise wurden auch Protokolle der Ausschusssitzungen, Wahlunterlagen und Zeitungen übernommen. Die Ordnung und Verzeichnung erfolgte ebenfalls in Anlehnung an den Einheitsaktenplan und mit der gleichen Archivsoftware. Zudem wurden weitere Unterlagen bewertet und über-

nommen, beispielsweise Personenstandsunterlagen. Das Stadtarchiv Fürstenfeldbruck übernahm in den letzten 12 Jahren auch Unterlagen von Privatpersonen oder Institutionen, beispielsweise Ordner des Fliegerhorstes oder den Nachlass eines Stadtrates.

Archivleitung

Die erste hauptamtliche Archivarin von Fürstenfeldbruck ab dem Jahr 1980 war Monika Sadler, eine ausgebildete Archivarin. Zu ihren wichtigsten Aufgaben gehörten die Beantwortung von Anfragen und die Benutzungsbetreuung. Im Jahr 1985 erarbeitete Sadler einen Text für die Broschüre „50 Jahre Fliegerhorst Fürstenfeldbruck“. Im Jahr 1988 standen fast alle Arbeiten des Stadtarchivs im Zusammenhang mit der Ausstellung „725 Jahre Kloster Fürstenfeld“. Im Jahr 2000 brachte Sadler zusammen mit der Leiterin des Stadtmuseums, Angelika Mundorff, einen Ausstellungsband mit dem Titel „Fürstenfeldbruck. Leben um 1900“ heraus. In den 1990er Jahren stand die Ordnung und Strukturierung der Archivalien im Mittelpunkt der Aufgaben der Leiterin des Stadtarchivs. Die Amtszeit von Monika Sadler dauerte von 1980 bis 2004. Ab dem Jahr 2004 bis zum Jahr 2007 war der Historiker Michael Volpert der Leiter des Stadtarchivs von Fürstenfeldbruck. Seine zentralen Aufgaben bestanden in der Erarbeitung einer neuen Archivtektonik sowie in der Ordnung und Verzeichnung durch die Archivsoftware „FAUST“. In den Jahren 2005 und 2006 wurde eine Vortragsreihe zur Stadtgeschichte – 700 Jahre Markt, 70 Jahre Stadt – organisiert. Daneben wurde ein Projekt zu Fürstenfeldbruck in der NS-Zeit mit dem Institut für Bayerische Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität in München ins Leben gerufen, das mit der Publikation der Ergebnisse im Jahr 2009 zum Abschluss kam. Volpert veröffentlichte im Jahr 2005 einen Aufsatz in den Brucker Blättern mit dem Titel „Liegt die Wahrheit im Archiv?“.

Seit dem Jahr 2008 ist der Archivar sowie Historiker Dr. Gerhard Neumeier mit einer kurzen Unterbrechung im Jahr 2009 der Leiter des Stadtarchivs. Sein Schwerpunkt liegt in der Öffentlichkeitsarbeit, hierzu gehören Artikel im RathausReport, Vorträge u.a. beim Historischen Verein, der Volkshochschule, der Kolpingsfamilie und weiteren Organisationen, Aufsätze beispielsweise in der Zeitschrift „Amperland“, in

der Zeitschrift „Brucker Blätter“ und in der „Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte“. Auch die Kernaufgaben wie Bewertung und Übernahme, Ordnung und Verzeichnung sowie Benutzerbetreuung und die Beantwortung von Anfragen werden weitergeführt. Im Jahr 2021 veröffentlichte der Stadtarchivar eine wissenschaftliche Stadtgeschichte mit dem Titel: „Fürstenfeldbruck 1945 bis 1990. Von der Kleinstadt zum Mittelzentrum“. Im Stadtarchiv Fürstenfeldbruck sind seit ungefähr dem Jahr 2000 Honorarkräfte und Praktikanten beschäftigt, die vorwiegend mit der Erstellung der Zeitungschronik beschäftigt sind.

Archivträger

Die Große Kreisstadt Fürstenfeldbruck ist der Träger des Stadtarchivs. Das Archiv ist organisatorisch dem Amt 1, Allgemeine Verwaltung, zugeordnet. Das Stadtarchiv ist Teil des Sachgebietes 15, in dem auch das Museum und die Stadtbibliothek angesiedelt sind. Das Stadtarchiv ist weiterhin einem der beiden Kulturreferenten der Stadt zugeordnet. Der Archivar nimmt Querschnittsaufgaben wahr und arbeitet somit mit allen Sachgebieten bzw. Ämtern der Stadtverwaltung zusammen, vor allem mit der Zentralregistratur, diese Zusammenarbeit verläuft reibungslos. Das Stadtarchiv setzt die Beschlüsse des Stadtrates bzw. des Kultur- und Werkausschusses um.

Der Stadtrat von Fürstenfeldbruck setzt sich seit dem Jahr 2008 so zusammen, dass keine Partei die absolute Mehrheit der Mandate innehat. In der Archivpraxis ist der Oberbürgermeister bei allen zentralen Aufgaben der Ansprechpartner des Stadtarchivs. Die drei Oberbürgermeister der Stadt Fürstenfeldbruck, Sepp Kellerer (CSU), Klaus Pleil (BBV) und Erich Raff (CSU) nahmen das Archiv in unterschiedlichem Ausmaß in Anspruch. Der Oberbürgermeister bis zum Jahr 2014 benötigte das Archiv vor allem für Reden mit historischem Bezug. Der Oberbürgermeister von 2014 bis 2015 genehmigte dem Stadtarchivar das Verfassen der Stadtgeschichte von Fürstenfeldbruck 1945 bis 1990. Der für das Stadtarchiv zuständige Ausschuss ist der Kultur- und Werkausschuss, der den Belangen des Archivs sehr positiv gegenübersteht. Ein Teil des Stadtrates interessiert sich für die Arbeit des Archivs, dies sind Stadträte aus allen politischen Fraktionen, die ein geschichtliches Interesse haben. Bei einer Archivführung des Stadtarchivs für die Stadt-

räte im Jahr 2019 nahmen 10 von 40 Stadträten teil. Das Archiv wird grundsätzlich auch von den einzelnen Sachgebieten der Stadtverwaltung genutzt, die Zusammenarbeit ist unterschiedlich. Andererseits ist auch das Stadtarchiv auf die Kooperation aller städtischen Stellen angewiesen. Bei Teilen der Stadtverwaltung ist ein gewisses Unverständnis gegenüber den Aufgaben des Archivs feststellbar, frei nach dem Motto: Wofür brauchen wir die alten Unterlagen? Der Archivar der Stadt Fürstenfeldbruck hat auch bereits mehrmals die Frage gehört, was er denn eigentlich den ganzen Tag mache. Der Archivar hat nach Auffassung von Teilen des Stadtrats und von Teilen der Stadtverwaltung genügend Zeit für Aufgaben, die nicht unbedingt zu den Kernaufgaben eines Archivs gehören. Dazu gehörten beispielsweise die Mitarbeit in der Arbeitsgruppe Dokumentenmanagementsystem (DMS), die Mitarbeit in der Arbeitsgruppe Straßenumbenennungen, die Mitarbeit in der Arbeitsgruppe Gründung Fliegerhorstmuseum und die Mitarbeit in der Arbeitsgruppe Konversion Fliegerhorst. Dem Stadtarchivar wurde von der Stadtverwaltung auch schon aufgetragen, bei der Kostenermittlung für das eventuell zu gründende Fliegerhorstmuseum mitzuwirken. In früheren Zeiten hatte das Archiv kein eigenes Budget. Im Gegensatz dazu herrscht teilweise die Auffassung, dass der Archivar nur Geld kosten würde, außerdem wäre er hochbezahlt. Bezüglich der Öffentlichkeitsarbeit des Archivs findet der derzeitige Stadtarchivar nicht immer den Beifall von Teilen der Funktionseliten, denn der Archivar hält „unangenehme“ Vorträge zu „unangenehmen“ Themen wie beispielsweise über die Entnazifizierung oder über die Sozialstruktur der NSDAP-Mitglieder. Zudem wurde dem Stadtarchivar schon von zwei Oberbürgermeistern vorgeschrieben, über welche Themen er im RathausReport zu schreiben hat und vor allem über welche nicht, hierzu gehörten der Nationalsozialismus. Veröffentlichungen und Vorträge zur NS-Zeit werden von Teilen des Stadtrats und von Teilen der Bevölkerung bis heute nicht gerne gesehen. Ein Stadtarchiv hat jedoch die Aufgabe, geschichtliches Wissen für die Gesellschaft bereit zu halten, auch und gerade über die NS-Zeit. Hierfür sind entsprechende Räumlichkeiten für das Archiv unumgänglich. Aufgrund der beengten Verhältnisse im Rathaus zog das Archiv im Jahr 1989 um. Das Magazin war nun in den Räumlichkeiten der Polizeischule untergebracht und das Büro befand sich schräg oberhalb des Klosterüberls, sodass der Archivar zur Aushebung und Reponierung der Unterlagen über den Hof

gehen musste. Seit dem Jahr 2013 befindet sich das Stadtarchiv im 2. Stock des ehemaligen Graf-Rasso-Gymnasiums, es handelt sich also um eine Adaption, die fast allen Anforderungen an ein Archiv entspricht. Das Bayerische Ministerium für Kultus unterstützte den Umbau finanziell. Bis zum Jahr 2019 war das Stadtarchiv Fürstenfeldbruck Mitglied in der Arbeitsgemeinschaft Kommunalarchive Oberland, die zweimal jährlich in Weilheim tagte und Erfahrungen austauschte. Einige Male war das Stadtarchiv Fürstenfeldbruck auf externe Unterstützung angewiesen, beispielsweise begutachteten der Leiter des Stadtarchivs München und der Leiter des Staatsarchivs München potentielle neue Archivegebäude. Ein Mitglied der Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns unterstützte das Stadtarchiv Fürstenfeldbruck bezüglich des sinnvollen Einsatzes der Digitalisierung.

Kernaufgaben

Die Königsdisziplin auch des Stadtarchivs Fürstenfeldbruck ist die Bewertung und Übernahme von Unterlagen aus der Zentralregistratur sowie den Büros der einzelnen Sachgebiete. Die Entscheidung, welche Unterlagen ins Archiv übernommen und welche vernichtet werden können, trifft in den meisten Fällen das Stadtarchiv selbständig, in Zweifelsfällen berät er sich mit den Fachleuten der aktenproduzierenden Stelle. Das Stadtarchiv Fürstenfeldbruck nimmt grundsätzlich Einzelfallprüfungen vor, eine qualifizierte Aktenautopsie ist unerlässlich, dies wird in den Kommunalarchiven unterschiedlich gehandhabt. Diese Einzelfallprüfungen sind sehr zeitaufwändig. Bei der Ordnung und Verzeichnung der Unterlagen verfährt das Stadtarchiv nach dem Prinzip „quick and dirty“, anders sind die Aktenmengen nicht zu bewältigen. Die Betreuung der Benutzerinnen und Benutzer umfasst jährlich 300 bis 400 Personen, das bedeutet einen nicht unerheblichen Zeitaufwand. Die wichtigsten und häufigsten Gruppen sind der Historische Verein und die Schulen. Es kommt sehr auf den Einzelfall und auf das Thema an, wie zeitaufwändig die Benutzerbetreuung ist. Die Beantwortung von Anfragen bezieht sich oft auf Erbenermittlungen, die meistens ohne größeren Aufwand erfolgen kann. Bei allen Individualanfragen bestehen große Erwartungshaltungen seitens der Anfragenden, die Anfrage soll im Normalfall sofort, vollständig und kostenlos beantwortet werden.

Aktuell spielt die Öffentlichkeitsarbeit und die historische Bildungsarbeit eine große Rolle. Der Stadtarchivar veröffentlichte einen Bild- und Textband zum 75-jährigen Jubiläum der Stadterhebung, gab ein Buch zur Geschichte des Fliegerhorstes mit heraus und veröffentlicht und veröffentlichte im Jahr 2021 die Stadtgeschichte von Fürstenfeldbruck 1945 bis 1990. Der Leiter des Stadtarchivs publizierte seit dem Jahr 2008 knapp 20 Aufsätze und hielt etwa 40 Vorträge in Fürstenfeldbruck. Wichtig sind die monatlichen Artikel im Rathaus-Report der Stadt Fürstenfeldbruck. Die Stellung des Stadtarchivs in der Stadtgesellschaft von Fürstenfeldbruck ist als gut zu bezeichnen, die Bevölkerung hat größtenteils Vertrauen in das Stadtarchiv und der Archivar ist im Bewusstsein der Bevölkerung verankert. Das Stadtarchiv kooperiert mit Schulen und dem Historischen Verein Fürstenfeldbruck. Nicht alle Bevölkerungsgruppen sind mit dem Stadtarchivar immer einer Meinung. Vor allem die Rolle des Stadtarchivs bei der Diskussion um mögliche Straßenumbenennungen wurde von den Anwohnern der in Frage kommenden Straßen kritisch gesehen. Hierzu hielt der Stadtarchivar im Rahmen von Bürgerversammlungen Vorträge zu den Namensinhabern der einzelnen Straßen und begründete seine Auffassung, warum die Straßen, beispielsweise die Wernher-von-Braun Straße oder die Hindenburgstraße, umbenannt werden sollten. Der Leiter des Stadtarchivs wurde in allen Versammlungen von den Anwohnern verbal angegriffen. Das Stadtarchiv pflegt den Kontakt zur regionalen und überregionalen Presse. Die Journalisten von beiden Tageszeitungen, Münchner Merkur und Süddeutsche Zeitung, sind oftmals selbst Benutzer des Stadtarchivs und weisen in fast jedem Artikel in den Lokalausgaben der beiden Zeitungen, in denen es um das Stadtarchiv geht, auf das Stadtarchiv hin. Die Lokalausgabe der Süddeutschen Zeitung für den Landkreis Fürstenfeldbruck bespricht regelmäßig die Aufsätze des Archivars.

Vernachlässigung archivarischer Kernaufgaben

Wie in den meisten kommunalen Archiven nimmt die Öffentlichkeitsarbeit im Vergleich mit den anderen Kernaufgaben sehr viel Zeit in Anspruch, dies ist im Fall von Fürstenfeldbruck sowohl vom Archivträger als auch vom Stadtarchiv so gewollt. Entsprechend bleibt jedoch oftmals wenig Zeit für Bewertung, Übernahme und Erschlie-

ßung, auch aufgrund zusätzlicher Aufgaben wie der Teilnahme an den oben genannten Arbeitskreisen.

Archiv als Dienstleistungseinrichtung

Im heutigen digitalen Zeitalter wächst die Erwartungshaltung an die Archive, alle Unterlagen vollständig digital und im Volltext recherchierbar zugänglich zu machen.

Entsprechend soll die Benutzerbetreuung dadurch erfolgen, dass innerhalb kürzester Zeit alles digitalisiert zur Verfügung gestellt wird. Am besten sollte alles eingescannt werden und sein. Hierfür erfolgt jedoch keine Mittelbereitstellung, nicht für Geld und nicht für Personal, frei nach dem Motto: Der Archivar hat doch Zeit. Ganz allgemein hat dies zur gravierenden Folge, dass kein Geld für Digitalisierungen in vielen kleinen Archiven ausgegeben wird.

Interne wie externe Benutzer und Anfragende erwarten also eine „Knopfdruckbearbeitung“, die im Archiv nicht möglich ist, allein aufgrund der Tatsache, dass historische Informationen oftmals über verschiedene Bestände und Akten verteilt sind, die nicht digitalisiert sind. Eine Digitalisierung historischer Unterlagen ist zudem zeit- und kostenintensiv. Aufgrund der Handschriften ist auch keine Volltexterfassung möglich. Allein aufgrund der Mengen ist eine flächendeckende Digitalisierung in so gut wie keinem Archiv möglich.

Das Archiv als Teil der Spaß- und Erlebnisgesellschaft

Jedes Jubiläum soll begangen werden, z. B. 100 Jahre Schlachthof, 10 Jahre Veranstaltungsforum oder 50 Jahre Städtepartnerschaft. Am besten sollte zu jedem Jubiläum eine Ausstellung gezeigt werden und/oder eine Broschüre erarbeitet werden. Wichtige Jubiläen wurden dagegen nicht begangen, beispielsweise der 200. Geburtstag von Ferdinand von Miller. Große Ausstellungen sollen innerhalb kürzester Zeit und möglichst ohne finanzielle Mittel realisiert werden, und am besten die Stadt immer nur im allerbesten Licht erscheinen lassen. Dies ist jedoch nicht möglich, da Geschichte immer komplex ist und die unendliche Farbe der Geschichte grau ist. Die Archivarinnen und Archivare sollen auf jeden Zug aufspringen, vor allem bei der Digitalisierung: Last

but not least: „Archive sollen vor allem Spaß machen“. In die Spaßgesellschaft sollen auch die Archive einbezogen werden, das ist von der Natur der Sache schwer möglich, denn im Stadtarchiv befinden sich vorwiegend Unterlagen, die Verwaltungshandeln sowie das Leben in einer Stadt abbilden und dies ist nun mal nicht immer lustig.

Archivausbildung und das Verhältnis zwischen ArchivarInnen und HistorikerInnen

Der derzeitige Stadtarchivar von Fürstenfeldbruck ist sowohl Archivar als auch Historiker. Er wurde an der Fortbildungsakademie der Wirtschaft (FAW) in Köln zum Wirtschaftsarchivar ausgebildet, ökonomische Prozesse und die Öffentlichkeitsarbeit waren zentrale Ausbildungsinhalte. Die grundsätzlichen Mängel bei der Ausbildung der Archivare an den Archivalschulen in München, Marburg und Potsdam müssen angesprochen werden. In München und Marburg orientierte sich diese Ausbildung zu großen Teilen bis in die jüngste Vergangenheit in großen Teilen am Mittelalter, dies ist für die Führung eines modernen Archivs nur bedingt tauglich. Für den Fall, dass die Archivare gleichzeitig Historiker sind, müssen ebenfalls die Mängel in der Lehre des Faches Geschichte der letzten Jahrzehnte angerissen werden. Das Geschichtsstudium wird in den letzten 20 bis 30 Jahren vor allem von der Kulturgeschichte dominiert, empirische Fragestellungen und Methoden kommen dabei oftmals zu kurz. Empirie war und ist jedoch beispielsweise für die moderne Stadtgeschichte sowie für eine innovative sowie moderne Wirtschafts- und Sozialgeschichte unverzichtbar. Oftmals haben Archivare kaum Zeit für wissenschaftliche Veröffentlichungen. Diesbezüglich stellt das Stadtarchiv Fürstenfeldbruck eine Ausnahme dar, vor allem im Vergleich mit anderen kleinen bayerischen Kommunalarchiven. Die Erforschung der Stadtgeschichte von Fürstenfeldbruck ist dem Archivträger und dem Stadtarchiv wichtig. Der Leiter des Stadtarchivs von Fürstenfeldbruck ließ sich beim Verfassen der Stadtgeschichte und der Aufsätze ausschließlich von wissenschaftlichen Kriterien leiten, die Tagespolitik versuchte nicht, Einfluss auszuüben und hatte keinerlei Einfluss. Hierzu passt folgendes Zitat: „Die Konfrontation des wißbegierigen und reflektionswilligen Bürgers mit der eigenen Vergangenheit, der Menschlichkeit und Unmenschlichkeit in der Geschichte der Ortsgemeinschaft, mit der Unmittelbarkeit des histo-

rischen Dokuments, kann in großem Umfang nur das Archiv leisten“.¹⁰ Erschwerend kommt hinzu, dass es Archivare von kleinen Kommunen oft schwerer als die Leiter von Staatsarchiven, von großen Stadtarchiven oder Geschichtsprofessoren haben, ihre wissenschaftlichen Arbeiten in hochkarätigen Fachzeitschriften unterzubringen. Den überregionalen historischen Fachzeitschriften sind die Beiträge aus dem kommunalen Bereich meistens zu lokal, die lokalen und regionalen Zeitschriften wollen häufig keine wissenschaftlichen Beiträge. Beides führt dazu, dass gute Arbeiten von Archivaren kaum in die Forschungsdiskussion gelangen. Viele Archivarinnen und Archivare haben auch gar keine Publikationsmöglichkeiten, da es in ihrem Archivsprengel keine einzige wissenschaftliche Fachzeitschrift gibt. Selbstkritisch muss jedoch erwähnt werden, dass die Archivarinnen und Archivare, sowohl in kleineren als auch in den großen Archiven, in den letzten Jahrzehnten kaum mit innovativen Methoden hervorgetreten sind. Die deutschen Archiv- und die deutschen Historikertage finden zudem gleichzeitig statt. Dies führte und führt zu einem mangelhaften Austausch zwischen Archivaren und Historikern.

Qualifikation und die Mentalität der Archivare

Die Kommunalarchivstellen, vor allem in kleineren Archiven, werden von den Stadtverwaltungen oft mit Leuten besetzt, die mit Posten versorgt werden müssen, dies hat sich in jüngster Zeit etwas verbessert. Oftmals handelt es sich bei den Kommunalarchiven um Personen, die lange am Ort wohnen und in der lokalen Gesellschaft gut vernetzt sind, gelernte Archivare sind sie teilweise nicht. Die mangelnden Qualifikationen dieser zu Kommunalarchivaren ernannten Personen können zur Folge haben, dass die Archive ein Mauerblümchendasein führen. Archivare ohne grundlegende Geschichtskenntnisse sind fehl am Platz, dies betrifft leider gerade häufig kleinere Archive. Diese Archivare können aufgrund mangelnder Kenntnisse auch keine qualifizierte Öffentlichkeitsarbeit leisten. Last but not least verstecken sich Archivare in kleineren und leider in Ausnahmefällen auch in mittelgroßen Kommunalarchiven in Bayern immer noch zu häufig hinter Scheinargumenten hinsichtlich der Benutzer, z. B. Datenschutz, Schutzfristen, andere Termine, Struktur der Bestände, mangelnde personelle Kapazitäten und neuerdings besonders beliebt covid-19.

Die Situation der kleinen Kommunalarchive in Bayern am Beispiel Starnberg

Archivträger

Träger des Stadtarchivs Starnberg ist die Stadt Starnberg, die mit ihren knapp 23.000 Einwohnern (Stand 2020) südlich von München liegt. Starnberg ist eine sehr junge Stadt, ihr wurde erst im Jahr 1912 dieser Titel verliehen. Dies deutet bereits auf die Entwicklung der heutigen Kreisstadt hin, die bis zur Fertigstellung der Eisenbahnstrecke München-Starnberg im Jahr 1854 ein idyllisches, aber ärmliches und kleines Fischerdorf war. Mit dem Anschluss an München wurde jedoch eine Entwicklung eingeleitet, die dem Ort einerseits Größe und Bedeutung bescherte, andererseits aber auch zu noch heute bestehenden Problemen führte. So ist der Stadt anzusehen, dass sie anders als andere Städte gleicher Größe nicht über einen längeren Zeitraum organisch gewachsen ist, eine Altstadt daher beispielsweise nicht vorhanden ist. Auch die Abtrennung von See und Stadt durch die Eisenbahngleise ist ein schmerzhaftes Relikt dieser Zeit.

Trotz ihrer noch jungen Geschichte hat sich die Stadt Starnberg in den 1980er Jahren entschlossen, ein Stadtarchiv einzurichten, das mehr als nur ein notwendiges Anhängsel sein sollte. Heute ist das Stadtarchiv zusammen mit dem Kulturverlag als eigenes Sachgebiet dem Amt 4 Standortförderung, Tourismus, Kultur und Öffentlichkeitsarbeit unterstellt, in dem seit Januar 2021 auch das Museum und die Bücherei untergebracht sind. Das Archiv dient der Verwaltung als erster Ansprechpartner in allen geschichtsspezifischen Fragen und wird als zuverlässiger Partner wahrgenommen. Es wird auch immer wieder in Aufgaben eingebunden, die nicht originäre Archivarbeiten sind. Bei der Findung neuer Straßennamen, der geplanten Renovierung des Prinz-Carl-Mausoleums, der Namensgebung des jetzigen Bucentaurparks, den Überlegungen zu einem neuen document management system (DMS), der Planung zum Tag des offenen Denkmals, aber auch bei der Einrichtung der neuen Homepage wurde das Archiv hinzugezogen. Diese Arbeiten halten zwar von der eigentlichen Archivarbeit ab, erhöhen aber die Sichtbarkeit und Reputation des Stadtarchivs innerhalb der Verwaltung. Besonders eng arbeitet das Stadtarchiv mit dem Museum Starnberger See zusammen, welches ebenfalls eine kommunale Institution ist.

Das Verhältnis zum Stadtrat Starnberg ist gut, sofern dessen Mitglieder Notiz vom Stadtarchiv nehmen. Dies ist natürlich in unterschiedlichem Maße der Fall. Insgesamt nimmt das Stadtarchiv im politischen Betrieb der Stadt Starnberg nur eine sehr kleine Rolle ein. Dies ist zwar schade, aber durchaus nachvollziehbar. Infolgedessen ist es umso wichtiger, sich immer wieder u.a. durch Öffentlichkeitsarbeit in Erinnerung zu rufen.

Da es in Starnberg keine Registratur im klassischen Sinne gibt, ist eine rege Kommunikation mit den KollegInnen essentiell. Zu diesem Zweck wird mindestens einmal im Jahr eine Rundmail verfasst, die auf die Anbietungspflicht von Verwaltungsschriftgut an das Archiv verweist. Häufig wird im Zuge dieser „Erinnerungs-Mail“ neues Material dem Archiv angeboten. Das Stadtarchiv ist aber aufgrund der fehlenden Registratur und des deshalb schwierigen Überblicks über möglicherweise archivreife Aktenbestände auf die Hilfe der SachbearbeiterInnen angewiesen.

Personal, Räumlichkeiten und Ausstattung

Zu Beginn hatte das Stadtarchiv Starnberg nur einen einzigen Mitarbeiter, der gleichzeitig das Museum führte. Das Archiv war samt kleinem Magazin im Keller des Rathauses untergebracht. Erst 2006 wurde dem Stadtarchiv eine zweite Stelle genehmigt; außerdem wurde das Museum einer eigenen Leiterin unterstellt. Der eingestellte Diplom-Archivar begann daraufhin mit den ersten systematischen Bewertungen und Verzeichnungen des Archivbestandes. 2010 erfolgte außerdem der Umzug vom Rathaus in die heutigen Räume des Stadtarchivs im Glasbau oberhalb der Stadtbücherei (Vogelanger 3c). Neben vielen Vorteilen (großzügige Raumaufteilung, Benutzbereich, kleines Magazin im Keller) brachte der Umzug aber auch ein paar Nachteile mit sich. Auch wenn das Stadtarchiv keine 100 Meter vom Rathaus entfernt ist, so ist es doch nicht mehr im Rathaus und damit auch nicht mehr im „inneren“ Kreis der Verwaltung. Das führt beispielsweise dazu, dass neue MitarbeiterInnen zwar im Rathaus herumgeführt und vorgestellt werden, das Stadtarchiv aber vergessen wird. Eine oben bereits beschriebene Mitarbeit im Rathaus und ständiges Sich-in-Erinnerung-Rufen ist daher unerlässlich. Ein weiterer Nachteil ist, dass die Räumlichkeiten nur ange-

mietet sind und der Mietvertrag befristet ist. Dementsprechend können Umbauten wie beispielsweise eine Rollregalanlage im Keller nicht ohne weiteres vorgenommen werden, ganz abgesehen vom Damoklesschwert eines Umzugs im Falle einer Nicht-Verlängerung des Mietverhältnisses.

Um den Einzug in die neuen Räumlichkeiten herum konnte außerdem mit dem ehemaligen Hilfskrankenhaus Söcking eine Räumlichkeit zur Verwahrung des Archivguts in Beschlag genommen werden. Auf gut 600 qm (einschließlich Gänge und Sanitärräume) können seitdem die Schätze des Archivs gelagert werden. Eine neue Rollregalanlage beherbergt seit 2017 die städtischen Unterlagen. Die Räume eignen sich für die Archiv-Nutzung insofern fast ideal, als dass das Klima annähernd stabil und papierfreundlich ist (ca. 18 Grad Celsius und 45% Luftfeuchtigkeit). Trotz der erwähnten räumlichen Dimensionen ist das Magazin bereits weitestgehend voll; eine neue Rollregalanlage könnte Abhilfe schaffen, ist aber mit den derzeit zur Verfügung stehenden finanziellen Mitteln nicht zu stemmen.

Seit Januar 2019 existiert das Stadtarchiv Starnberg in seiner derzeitigen Form. Zusammen mit dem Kulturverlag bildet es ein eigenes Sachgebiet, in dem mittlerweile drei Personen beschäftigt sind. Neben dem Archivleiter, der Historiker ist, gibt es einen weiteren Mitarbeiter in Vollzeit (ebenfalls Historiker, derzeit aber in einem berufsbegleitenden Studium zum Archivar) und einen Mitarbeiter in Teilzeit (Fachangestellter für Medien- und Informationsdienste) auf einer Inklusionsstelle. Keiner der Mitarbeiter ist älter als 35 Jahre, alle gehören also einer Generation an, die mit digitalen Medien und Internet groß geworden ist.

Das Stadtgebiet verfügt über ein eigenes Budget, das gemessen an den städtischen Finanzen gut ausgestattet ist. So war es 2019 beispielsweise möglich, einen professionellen Buchscanner zur Digitalisierung ausgewählter Bestände zu erwerben. Auch für Ankäufe von Nachlässen oder Sammlungen steht jährlich eine gewisse Summe zur Verfügung.

Archivbestände

Zur übersichtlicheren Darstellung wurde die Beständegliederung in Abteilungen unterteilt.

Diese sind:

- (Abt. 1) Bestände aus vorstädtischer und landgemeindlicher Zeit bis 1912
- (Abt. 2) Bestände aus der städtischen Zeit ab 1912
- (Abt. 3) Bestände der eingemeindeten Ortschaften
- (Abt. 4) Nichtlandgemeindliche / Nichtstädtische Bestände
- (Abt. 5) Sammlungsgut
- (Abt. 6) Nachlässe und Vorlässe (Abt. 8) Archivische Hilfsmittel
- (Abt. 9) Deposita
- (Abt. 10) Urkunden / Selekte / Zimelien
- (Abt. 11) Protokollbände und Generalia
- (Abt. 12) Bilder und Fotos

Die jeweiligen Abteilungen sind weiter untergliedert (die gesamte Beständegliederung kann unter folgendem Link www.starnberg.de/kultur-freizeit/stadtarchiv-starnberg/stadtarchiv-starnberg/ eingesehen werden). Die Akten der Stadtverwaltung werden nach Aktenbildner sortiert. Aufgrund mehrerer Umstrukturierungen und Umbenennungen von Ämtern wird eine genaue Zuordnung jedoch immer schwieriger. Erschwerend kommt hinzu, dass ein Großteil der Verwaltung nicht nach dem Bayerischen Einheitsaktenplan ablegt.

Die wichtigsten Bestände des Stadtarchivs Starnberg sind gemäß seinem Auftrag die Unterlagen aus vor- bzw. städtischer Zeit sowie die Unterlagen der eingemeindeten Orte. Wie bereits erwähnt ist Starnberg eine sehr junge Stadt, was sich auch in den Beständen niederschlägt. Für die Zeit von 1810 (erste überlieferte Akte) bis zur Stadterhebung 1912 sind nur 181 Akten der Gemeindeverwaltung überliefert. Das älteste Gemeinderatsprotokoll stammt sogar erst aus dem Jahr 1855. Erst ab 1912 verdichtet sich die Überlieferung, für die Zeit von 1933–1945 sind sogar anders als in anderen Kommunalarchiven durchgehend Akten überliefert. Eine eventuelle Vernichtung von Akten aus der NS-Zeit kann dennoch nicht ausgeschlossen werden.

Für die eingemeindeten Orte hingegen gilt das nicht. Im Zuge der Gemeindegebietsreform wurden sieben Orte in die Stadt Starnberg überführt. Für diese sieben einst eigenständigen Gemeinden liegen nur 735 Akten vor. Bekannt ist, dass im Zuge der erzwungenen Eingemeindung aus Protest Akten vernichtet worden sind. Auch deshalb ist die Überlieferung mehr als dürftig.

Weitere wichtige Bestände sind u.a. die Vor- und Nachlässe, die Zeitungssammlung mit der ältesten Starnberger Zeitung „Land- und Seebote“ sowie Unterlagen von nichtstädtischen Einrichtungen. Besonders wertvoll ist aber die Fotosammlung, wobei hier insbesondere die Bestände zur Fotografenfamilie Wörsching und zum ehemaligen Kreisheimatpfleger Gerhard Schober zu nennen sind. Während der Bestand Wörsching in erster Linie die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts abdeckt, stammen die Schober-Bilder v.a. aus der zweiten Hälfte. Beide werden häufig angefragt und dienen auch dem Stadtarchiv als wichtige Grundlage für die Darstellung nach außen, da es die ausschließlichen Rechte an beiden Foto-Sammlungen besitzt.

Insgesamt lässt sich aber auch festhalten, dass das bisher noch unverzeichnete Material im Außenmagazin Söcking ungefähr den gleichen Umfang hat wie das bisher verzeichnete. Vieles davon ist bisher nicht nur unverzeichnet, sondern auch nicht gesichtet, geschweige denn erfasst.

Aufgaben

Die Aufgaben eines kommunalen Archivs in Bayern werden durch das Bayerische Archivgesetz definiert. In Artikel 2, Absatz 3 heißt es dort: „Archivierung umfaßt die Aufgabe, das Archivgut zu erfassen, zu übernehmen, auf Dauer zu verwahren und zu sichern, zu erhalten, zu erschließen, nutzbar zu machen und auszuwerten“ (Art. 2 Abs. 3 BayArchivG). Bereits die erste Aufgabe stellt das Stadtarchiv vor Probleme. Aufgrund der nicht existenten Zentralregistratur fehlt ein Überblick über archivreifes Material. Das Stadtarchiv ist auf den guten Willen der MitarbeiterInnen der Verwaltung zur Zusammenarbeit angewiesen. Konkret sieht eine Übernahme meist so aus, dass ein Sachbearbeiter Unterlagen anbietet, sobald seine Stauräume übertoll sind. Die zu übergebenden Akten können dabei noch innerhalb, aber auch weit über den Aufbewahrungsfristen liegen.

Seit knapp zwei Jahren müssen die SachbearbeiterInnen bei der Anbietung von Akten Abgabelisten ausfüllen, auf denen die Einheitsaktenplannummern (wenn bekannt), die Aktentitel, die abgebende Stelle sowie das Ende der Aufbewahrungsfristen der Akten angegeben werden müssen. In einem zusätzlichen Feld ist Platz für Kommentare.

Hier kann zum Beispiel notiert werden, ob die Akten aus Sicht des Sachbearbeiters/der Sachbearbeiterin aufbewahrungswürdig sind. Aufgeklebt auf die Kartons mit den Akten dienen die Listen v.a. der besseren Auffindbarkeit, da die Kartons oft jahrelang ungeöffnet im Magazin liegen. Eine Bewertung der Akten findet meist erst bei der konkreten Arbeit mit ihnen statt. Eine Orientierungshilfe stellt dabei der von der Arbeitsgemeinschaft Kommunalarchive in Bayern bearbeitete Einheitsaktenplan dar, der Bewertungsempfehlungen gibt. Dennoch ist auch im Stadtarchiv Starnberg eine genaue Einzelfallprüfung unerlässlich.

Das Gleiche trifft auch auf die Verzeichnung sowie deren Vorarbeiten zu. Sollte es sich um einen zusammenhängenden Bestand handeln, wird zuerst eine Sortierung der Unterlagen durchgeführt, ansonsten werden die Akten nach Eingang behandelt. Jedes zukünftige Archivale wird von Elementen befreit, die eine dauerhafte Aufbewahrung behindern würden. Plastikhüllen, Büroklammern und die leider in der Verwaltung äußerst beliebten Tackerklammern werden entfernt. Die darauffolgende Erschließung wird mithilfe der Archiv- Software FAUST durchgeführt. Die Erschließungstiefe hängt von den jeweiligen Unterlagen ab, da aus Zeitgründen nicht alles bis ins kleinste Detail seziert werden kann. Stadtratsprotokolle werden beispielsweise nicht in gleicher Weise wie die Reden der ehemaligen Bürgermeister bzw. Bürgermeisterin verschlagwortet. Nach der Erschließung erfolgt die obligatorische Umbettung in säurefreie Mappen und Kartons.

Anschließend sind die Archivalien bestellbar, sofern der Nutzung keine Schutzfristen entgegenstehen. Um die Recherche zu erleichtern, stehen die Findbücher des Stadtarchivs Starnberg online (siehe Link oben). Gleichzeitig bietet die Seite des Stadtarchivs einen Leitfaden zur Benutzung des Archivs, für Ahnenforscher sind außerdem die alphabetischen Sterberegister als PDF-Dateien dort hinterlegt. Dieses digitale Angebot wird immer stärker genutzt. Dennoch überwiegen die klassischen Anfragen per Telefon, bei denen die Archivare die Recherchearbeit übernehmen. Für die Benutzer stehen in den Räumlichkeiten des Stadtarchivs Arbeitsplätze zur Verfügung. Viele Anfragen können aber auch ohne persönlichen Kontakt beantwortet werden, beispielsweise durch die Zusendung von Sterbebuch-Kopien. Das Stadtarchiv hat sich zum Ziel gesetzt, Anfragen möglichst zeitnah und umfassend

zu beantworten. BenutzerInnen werden nicht als BittstellerInnen, sondern als KundInnen gesehen. Aufgrund der fehlenden Gebührensatzung können zwar kaum Einnahmen generiert werden, doch der Servicegedanke spielt für die Außenwahrnehmung eine bedeutende Rolle. Dazu gehört auch, Anfragen, die fälschlicherweise an das Stadtarchiv Starnberg gestellt werden, an die richtigen Institutionen zu verweisen. Letztlich deutet vieles darauf hin, dass die Zufriedenheit der Benutzer mit dem Service des Stadtarchivs nicht so sehr mit der Quantität der Ergebnisse zusammenhängt, sondern v.a. damit, dass Anfragen (auch mit negativem Ergebnis) innerhalb weniger Tage beantwortet werden.

Einen besonderen Fall stellt die Benutzung der Fotobestände Wörsching und Schober dar. Diese wurden bzw. werden aufgrund der erhöhten Nachfrage digitalisiert und stehen BenutzerInnen in digitaler Form an einem PC an den Arbeitsplätzen zur Verfügung. Auch sogenannte Schimmelakten werden auf Bestellung digitalisiert und können anschließend im Lesesaal eingesehen werden. Eine Digitalisierung aller Akten wird zwar von Benutzerseite oft gewünscht, ist aber im Hinblick auf den personellen und/oder finanziellen Aufwand utopisch. Dennoch sollen zukünftig besonders häufig angefragte Archivalien am hauseigenen Buchscanner digitalisiert werden, um die Akten bestmöglich zu schützen.

Die Auswertung der Archivalien erfolgt v.a. im Rahmen des stadteigenen Kulturverlages (siehe nächstes Kapitel). Das Stadtarchiv selbst nutzt seine Schätze v.a. für kleinere Projekte. So werden beispielsweise in unregelmäßigen Abständen auf der Homepage der Stadt unter der Rubrik Schätze aus dem Archiv (www.starnberg.de/kultur-freizeit/stadtarchiv-starnberg/schaetze-aus-dem-archiv/) Archivalien und deren Geschichte beleuchtet. Zur besseren Verbreitung wird auch im Instagram-Account der Stadt Starnberg auf neue Texte hingewiesen; die Resonanz auf die historischen Bilder kann es durchaus mit dem restlichen städtischen Content aufnehmen.

2020 hat das Stadtarchiv Starnberg außerdem zum ersten Mal seit längerer Zeit wieder am bundesweiten Tag der Archive teilgenommen und eine Ausstellung zum Fotobestand Wörsching in seinen Räumlichkeiten präsentiert. Obwohl der Tag bereits in die Corona-Zeit fiel, besuchten über 100 BürgerInnen die Ausstellung oder nahmen an Füh-

rungen durch das Archiv teil. Corona und dadurch bedingte Schließungen haben eine erhoffte deutliche Steigerung in Sachen Bekanntheit und Archivnutzung infolge des erfolgreichen Tags der Archive jedoch leider zunichtegemacht. Für 2021 ist außerdem eine Führung durch das Außenmagazin Söcking geplant, des Weiteren sollen bereits lose bestehende Kooperationen mit Schulen gefördert werden. Insgesamt versucht sich das Stadtarchiv Starnberg stärker in das Bewusstsein der Bevölkerung zu bringen. Durch zahlreiche Zeitungsartikel und einige Veranstaltungen 2019 und teilweise 2020 ist dies in Teilen schon gelungen, dennoch ist das Stadtarchiv im Vergleich zu anderen Starnberger Kultureinrichtungen wie dem Museum oder der Bücherei noch weitestgehend unbekannt. Möglicherweise existiert im Hinblick auf die Archivnutzung auch eine gewisse Hemmschwelle, da Nutzungsweise und -möglichkeiten noch nicht ausreichend vertraut sind.

Das Stadtarchiv Starnberg ist zur besseren Vernetzung und zum kollegialen Austausch außerdem Mitglied in der Arbeitsgemeinschaft Kommunalarchive Oberland und am Stammtisch der Landkreis-Archivare Starnberg vertreten. Neben der Diskussion gemeinsamer Probleme dienen beide Plattformen auch der Weiterbildung. So werden immer wieder ExpertInnen von größeren Kommunalarchiven oder der staatlichen Archive eingeladen, um zu bestimmten Themenkomplexen Vorträge zu halten.

Die wichtigste Aufgabe eines Kommunalarchivs ist die Archivierung der gemeindlichen Akten. Im Hinblick auf die immer stärker werdende digitale Aktenführung steht das Stadtarchiv Starnberg wie viele andere Archive vor großen Problemen. Die Stadt Starnberg verfügt zwar über ein DMS; eine hybride Aktenführung ist aber an der Tagesordnung. Dies führt dazu, dass dem Archiv zwar analoge Akten übergeben werden, wichtiger Schriftverkehr aber beispielsweise nicht vorliegt, da dieser in Form von E-Mails separat abgelegt ist. Doch selbst wenn eine Akte als reine E-Akte geführt werden würde, könnte das Stadtarchiv Starnberg diese noch nicht übernehmen. Eine entsprechende Software existiert zwar bereits auf dem Markt, doch angesichts des Preises möchte wahrscheinlich kein kleines Kommunalarchiv als Versuchskaninchen herhalten. Anders als in Baden-Württemberg ist diese Entwicklung in Bayern leider ein wenig verschlafen worden.

Kulturverlag Stadt Starnberg

Seit 2007 gibt die Stadt Starnberg im Eigenverlag die Reihe Starnberger Stadtgeschichte heraus. Für die Herausgabe der Reihe sowie weiterer Publikationen wurde der Kulturverlag Stadt Starnberg geschaffen. Bis Januar 2019 war der Kulturverlag zwar mit dem Stadtarchiv Starnberg durch eine enge Zusammenarbeit verbunden, jedoch wurden beide Institutionen unter verschiedenen Dächern geführt. Seit 2019 bilden Stadtarchiv und Kulturverlag ein einziges Sachgebiet; die Mitarbeiter des Archivs sind gleichzeitig die des Verlags. Neben eines Bedeutungsgewinns in der städtischen Hierarchie vereinfacht diese Konstellation v.a. die Auswertung der Archivalien, was laut dem Bayerischen Archivgesetz eine der Aufgaben von Kommunalarchiven ist. Dabei sind es meist nicht die Mitarbeiter des Stadtarchivs, die die Auswertung vornehmen. Für die Buchprojekte werden externe Experten hinzugezogen, die in enger Zusammenarbeit und unter der Führung des Stadtarchivs die jeweiligen Themen bearbeiten. Eine eigene Auswertung der Quellen wäre zwar gerade im Hinblick auf die Qualifikation des derzeitigen Personals (zwei Historiker) möglich, würde aber die Mitarbeiter so stark einspannen, dass die übrigen Aufgaben zu stark vernachlässigt würden.

Insgesamt sind mittlerweile elf Bände der Starnberger Stadtgeschichte erschienen. Die Themen reichen von Starnberger Flurnamen, Künstlern, Vereinen bis hin zur Aufarbeitung der jüngeren politischen Geschichte Starnbergs. Neben der Starnberger Stadtgeschichte und anderen Büchern vertreibt der Kulturverlag seit 2019 außerdem jährlich einen historischen Kalender sowie zwei Postkarten mit historischen Motiven, was wiederum den Bekanntheitsgrad des Stadtarchivs durch Einblicke in dessen Fotobestand steigern soll.

Fazit und Ausblick

Zusammenfassend lässt sich die Situation des Stadtarchivs Starnberg derzeit als gut bis sehr gut bewerten. Mit drei Mitarbeitern ist es im Vergleich zu ähnlichen Archiven bestens aufgestellt, auch wenn gleichzeitig die Arbeiten im Kulturverlag Stadt Starnberg zu erledigen sind. Das Team des Archivs ist verhältnismäßig jung und vielleicht auch daher der digitalen Welt gegenüber sehr aufgeschlossen. Das Stadtar-

chiv hat neben seinen Räumlichkeiten in Starnberg ein großes Außenmagazin in Söcking, welches reichlich Platz bietet. Auch in diesem Punkt unterscheidet sich Starnberg von vielen weiteren Kommunen. Finanziell wurden dem Stadtarchiv bisher große Spielräume gewährt; die Anschaffung eines eigenen professionellen Buchscanners zeugt auch von einer gewissen Wertschätzung gegenüber den Aufgaben des Archivs. Im Hinblick auf die klammen Finanzen der Stadt Starnberg wird sich der Stellenwert des Stadtarchivs u.a. im Stadtrat aber erst noch beweisen müssen.

Die Bestände des Stadtarchivs werden erst seit der Einstellung eines zweiten Archivmitarbeiters 2006 systematisch erfasst und verzeichnet. Dementsprechend liegt noch sehr viel unverzeichnetes Material in den Magazinen. Die Verzeichnung der Unterlagen wird mit Hilfe der Archivsoftware FAUST vorgenommen und entspricht den gängigen Standards. Eine Benutzung der Archivalien ist im Lesesaal in Starnberg möglich, teilweise sind Bestände (Wörsching, Schober) digital an einem Benutzer-PC einsehbar.

Das Stadtarchiv Starnberg hat sich eine verstärkte Öffnung nach außen auf die Fahnen geschrieben. Zu diesem Zweck werden beispielsweise Archivalien auf der Homepage der Stadt vorgestellt oder in Zusammenarbeit mit dem Kulturverlag Historische Kalender herausgegeben. Auch die Veröffentlichung der Findbücher und der Sterberegister auf der Homepage sollen dem Bürger den Schritt ins Archiv erleichtern. Zur Presse pflegt das Archiv gute Kontakte, was sich bereits in einigen Artikeln und zahlreichen Erwähnungen niedergeschlagen hat.

Eine der größten zukünftigen Baustellen des Stadtarchivs Starnberg wird die Übernahme und Sicherung digitaler Akten darstellen. Bisher fühlen sich die meisten kleinen bayerischen Archive im Hinblick auf diese Thematik im Stich gelassen. Große Hoffnungen ruhen daher auf dem Bayerischen Archivtag 2021 zum Thema digitale Archivierung.

Quellen

- 1 Michael Diefenbacher, Kommunale Archive, in: Historisches Lexikon Bayerns.
- 2 Stadtarchiv Fürstenfeldbruck (StA FFB), Hauptausschussprotokolle B 2-3/1.6, Sitzung vom 20. Mai 1977.
- 3 StA FFB, Ordner „Bestände und Bestandsgeschichte“. 4 StA FFB, Ordner „Bestände und Bestandsgeschichte“. 5 StA FFB, Ordner „Bestände und Bestandsgeschichte“.
- 6 StA FFB, Hauptausschussprotokolle B 2-3/1.8, Sitzung vom 26. März 1979.
- 7 Leo Peters, Kommunales Archivwesen, in: Kulturarbeit in der kommunalen Praxis, Köln 1991, S. 121.
- 8 StA FFB, Ordner „Bestände und Bestandsgeschichte“.
- 9 StA FFB, Michael Volpert, Vorwort des Repertoriums für die Akten der Kommunalverwaltung Fürstenfeldbrucks vor 1950, „Altbestand“, Fürstenfeldbruck 2007.
- 10 Peters, Kommunales Archivwesen, S. 120.

Zum Gedenken an Ludwig Stippel

Am 28. September 2020 ist der ehemalige Schatzmeister des Heimatverbandes Lech-Isar-Land, Herr Ludwig Stippel, nach längerer Krankheit im 86. Lebensjahr verstorben.

Ludwig Stippel wurde am 20. November 1934 als zweites Kind des Bergmannes Ludwig Stippel und seiner Ehefrau Franziska (geborene Schelle) in der Gemeinde Karlshuld im Kreis Neuburg-Schrobenhausen geboren. Aufgewachsen ist er nach dem Umzug der Familie nach Peißenberg in dem selbst erbauten und 1935



fertiggestellten Haus an der Bergstraße und in Peißenberg ging er auch in die Volksschule. Anschließend besuchte er in Weilheim das Gymnasium und begann nach dem Abitur eine Ausbildung zum Bergmann im Bergwerk in Peißenberg. Später absolvierte er an einer Fachhochschule für Bergbau die Ausbildung zum Steiger (entspricht im Bergbau dem Dipl. Ing.) und war anschließend als Vermessungsingenieur in der Marktscheiderei Abteilung (Vermessungsabteilung) des Bergwerks tätig.

Nach dem die Bayerische Berg-, Hütten- und Salzwerte AG (BHS) 1971 den Bergbau in Peißenberg eingestellt hatte, wechselte er als Vermessungsingenieur zum staatlichen Straßenbauamt in Weilheim, dem er bis zu seinem Ruhestand 1994 angehörte. Dem Bergbau blieb er trotz seiner neuen beruflichen Tätigkeit ein Leben lang verbunden. Bereits 1959 wurde er Mitglied im Ring Deutscher Bergingenieure (RDB) und war 20 Jahre lang Vorsitzender sowie vier Jahre Geschäftsführer des RDB, außerdem war er seit 1991 Mitglied im Knappenverein Peißenberg. Zusammen mit dem Kreisarchivpfleger Max Biller (gest. 2018) verfasste er auch einen Führer durch den Bergbau und das Bergbaumuseum in Peißenberg, der 2006 im EOS-Verlag St. Ottilien unter dem Titel „Bergbau und Bergbau-Museum am Hohen-Peißenberg“ erschien. Darüber hinaus arbeitete er auch am „Hohenpeißenberger Heimatlexikon“ mit.

Aus Interesse an der Heimatgeschichte und insbesondere der Technikgeschichte trat er 1973 dem Heimatverband Lech-Isar-Land bei. 1991 wurde er Schatzmeister des Heimatverbandes und übte dieses Amt mit Umsicht und großer Sorgfalt bis 2009 aus. Im Laufe der Zeit kamen ungewollt immer mehr und zeitaufwendige zusätzliche Aufgaben hinzu. Ludwig Stippel war nicht nur unser Schatzmeister, sondern quasi in einer Person auch der Geschäftsführer des Heimatverbandes sowie Lektor und Vertriebsleiter des heimatkundlichen Jahrbuches, dem er sich mit spürbarer Leidenschaft widmete. Besonders kraft- und zeitraubend war für ihn vor allem die Zeit von 2005 bis 2009, als er nach dem plötzlichen Tod des Vorsitzenden sich auch noch um Angelegenheiten der Vereinsverwaltung kümmern und die Aufgaben eines Schriftleiters wahrnehmen musste. Dass der Heimatverband diese schwierige Zeit unbeschadet überstanden hat, ist letztlich seinem unermüdlichen Engagement zu verdanken. Für seine besonderen Verdienste wurde er bei der Mitgliederversammlung im Juni 2009 zum Ehrenmitglied des Heimatverbandes Lech-Isar-Land ernannt.

Im Sommer 1964 schlossen Ludwig Stippel und seine Frau Ursula (geborene Rieger) die Ehe und bezogen ihr neu gebautes Haus an der Westendstraße in Weilheim, 1965 kam ihre Tochter Barbara und 1967 ihr Sohn Reinhard zur Welt. Vier Tage vor dem Heiligen Abend verstarb 2011 seine Frau nach langer schwerer Krankheit. Es blieb nicht der einzige schwere Schicksalsschlag, den er verkraften musste, 2016 starb seine Tochter Barbara und 2018 seine in Peißenberg lebende Schwester Maria-Magdalena.

Unvergesslich in Erinnerung bleiben wird uns Ludwig Stippel durch seine außerordentlichen Leistungen für den Heimatverband, aber auch durch seine liebenswürdige und hilfsbereite Art, die ihn ganz besonders auszeichnete.

Unserem Ehrenmitglied und langjährigem Bergmann
Ludwig Stippel

ein „Letztes Glückauf“

Bernhard Wöll

Herzlichen Glückwunsch zum Kulturpreis 2020

Zwei Beteiligte unseres Jahrbuches 2021 wurden mit einem Kulturpreis ausgezeichnet. Einmal unser Ehrenmitglied Jos Huber, dessen wunderbaren Zeichnungen und Gemälde schon oft unsere Jahrbücher – nicht zuletzt auch dieses aktuelle – bereichern, er erhielt den Kulturpreis der Stadt Weilheim 2020 zuerkannt. Zum zweiten Friedrich Denk und die Herausgeber der „Weilheimer Hefte zur Literatur“, jener seit 40 Jahren erscheinender Reihe, die jungen Menschen zeitgenössische deutschsprachige Literatur näher bringt. Die Herausgeber dieser Literatur-Hefte erhielten den Kulturpreis des Landkreises Weilheim-Schongau 2020 verliehen. In seinem Aufsatz „Wer liest, der wächst...“ im Jahrbuch 2021 plädiert Friedrich Denk nochmals für die wichtige Kultur des Lesens. Wir gratulieren ganz herzlich zu den verdienten Auszeichnungen.

Klaus Gast

Wechsel im Amt des Kreisheimatpflegers für Denkmalschutz und Boden-Denkmäler im Landkreis Weilheim-Schongau

Nach 19 Jahren Tätigkeit als ehrenamtlicher Kreisheimatpfleger für den Bereich Denkmalspflege, Archäologie und Boden-Denkmäler bat der Schongauer Helmut Schmidbauer um Entbindung von diesen anspruchsvollen und arbeitsreichen Aufgaben.

Deshalb wurde die Stelle im Frühjahr 2021 ausgeschrieben und nun ein würdiger Nachfolger bestellt.

Der Schongauer Jürgen Erhard ist ab 1. Mai 2021 einer der zwei ehrenamtlichen Kreisheimatpfleger des Landkreises Weilheim-Schongau. Seine Aufgabenbereiche sind, wie bei seinem Vorgänger, die Beratung und Unterstützung bei Bau- und Bodendenkmälern, sowie Friedhöfen und öffentlichen Gedenkstätten. Der Bereich Kunst, Kultur, Musik, Brauchtum

und Geschichte bleibt auch weiterhin bei dem 2006 bestellten Kreisheimatpfleger Klaus Gast in Weilheim.

Der 1984 geborene Vermittlungswissenschaftler Jürgen Erhard wuchs in Schwabsoien auf und besuchte in Schongau die Hauptschule. Nach einer Ausbildung zum Zerspanungsmechaniker holte er an der Berufsoberschule Kaufbeuren seine Hochschulreife nach und studierte im Anschluss an der Universität Augsburg Lehramt für Mittelschulen und im Masterstudiengang Fachdidaktische Vermittlungswissenschaften für Geschichtsdidaktik und Politische Bildung. Daneben war er Mitarbeiter am Lehrstuhl für Didaktik der Geschichte und nahm an Fortbildungen und Projekten zu Museumspädagogik teil. Nach Beendigung des Masterstudiengangs promovierte Erhard an der Universität Augsburg. Sein Forschungsschwerpunkt lag dabei im Bereich der Konstruktion von Geschichte in Spielzeugwelten. Als Mitglied der Blaskapelle und der Singgemeinschaft Schwabsoien, durch die Mitgestaltung des Kaufbeurer Tänzelfests, die Zusammenarbeit mit der Stadtkapelle und Musikschule Schongau sowie mit den Sängerinnen und Sängern des Mozarteums Salzburg setze und setzt er sich in seiner Freizeit mit regionalem und überregionalem Brauchtum und Traditionen, aber auch mit deren stetiger Veränderung und Erneuerung auseinander.

Dem scheidenden Kreisheimatpfleger Helmut Schmidbauer danken wir herzlich, er war, ist und bleibt ja seit vielen Jahren auch Autor vieler Beiträge im Jahrbuch Lech-Isar-Land.

Dem neuen Heimatpfleger wünschen wir einen guten Einstand und viel Freude am neuen anspruchsvollen Amt.

Klaus Gast

Herzlichen Dank an Prof. Dr. Thomas Raff für
das Korrekturlesen auch dieses Jahrbuches.

Er hat zum wiederholten Male den Entwurf des Jahrbuches durchgelesen
und konnte uns vor vielen Schreib- oder Satzzeichenfehlern bewahren.

Vergelt's Gott dafür!

Klaus Gast

Buchbesprechungen

Katharina Hindelang: Bäuerliche Hauskultur – Steingaden und Umgebung

Eine Liebeserklärung an die Region, in der die Autorin ihre Kindheit und Jugend erleben durfte. Die sich flächenmäßig weit ausdehnende Gemeinde Steingaden mit ihren Ortsteilen, der schönen – landwirtschaftlich geprägten – Naturlandschaft mit Wäldern, Weiden und grandioser Bergkulisse, und natürlich



nicht zuletzt mit der Wallfahrtskirche Wies haben es ihr von Kindheit an angetan, und in ihrem reich bebilderten Buch nimmt sie die Leser mit, in diese wunderschöne Kulturlandschaft im südwestlichen Teil des Pfaffenwinkels und Lech-Isar-Lands. Die Autorin will mit diesem Buch auch anderen die Schönheiten eines individuellen Landstrichs und seiner Bauwerke im wahrsten Sinne des Wortes vor Augen führen und die Augen für viele Details und manchmal verborgene Kostbarkeiten öffnen. Es geht nicht um eine Verklärung der Vergangenheit oder um das manchmal angestimmte „Jammern, dass früher alles besser war und die Gegenwart so schlecht sei“, sondern es geht darum, sich der vorhandenen Schätze bewusst zu werden, z. B. schöne Bauteile an Häusern, vom liebevoll gezierten Dachbalken bis zur harmonisch gestalteten Haustüre. Reizende Motive aus einer Landschaft und von Bauernhäusern, die nicht „von der Stange“ geliefert wurden und gesichtslos überall und nirgends sein können, sondern um das, was Heimat ausmacht, das Ästhetische, das Liebevolle und das Individuelle. Vinzenz Dufter vom Bay. Landesverein für Heimatpflege e. V. schreibt in seinem Vorwort dazu: „Das Buch bietet die hervorragende Möglichkeit, das Verständnis und die Wertschätzung der Leser für die Schönheit des bäuerlichen Kulturguts zu wecken und zu stärken.“ In seinem Vorwort zum Buch

schrieb Helmut Schmidbauer als für das Bauliche zuständiger Kreisheimatpfleger (von 2002 bis 5/2021):

„Was die Autorin im Detail sorgsam und mit sicherem Auge ... zeigt, ist Heimat und im besten Sinne Baukultur als heimisches Lebensqualität“. dem ist nichts hinzuzufügen.

Das Buch mit 128 Seiten und vielen farbigen großformatigen Farbbildern ist 2020 im Bauer-Verlag erschienen und ist im Buchhandel für 22 Euro zu beziehen (ISBN 978-3-95551-120-3).

Klaus Gast

**Ernst Meßmer:
Graf Rath – Nachruf auf
einen Mann, dem seine
Identität genommen wurde**

Im Jahrbuch Lech-Isar-Land 2012 S. 145–176 veröffentlichte der Autor Dr. Ernst Meßmer eine Gründungsgeschichte der Wallfahrtskirche Grafrath aus dem beginnenden 16. Jahrhundert. Schon in diesem Aufsatz über den Text des Dießener Chorherren Mecklenloher verwies der Autor auf die vielen schön formulierten aber historisch nicht fundierten Aussagen über den frühmittelalterlichen Helden und Heiligen Grafen Rasso/Rath, den Namenspatron der Gemeinde Grafrath. Mangels schriftlicher

Quellen wurde die historische Person immer mehr von Legenden und falschen Zuschreibungen umrankt und je nach Bedarf der (vom jeweiligen Auftraggeber gewollten) Geschichte angepasst. So blieb von der historischen Person, deren Gebeine unstrittig in der Wallfahrtskirche in



Grafrath deponiert und bis heute verehrt werden, nicht mehr viel übrig. Die Legenden und die phantastischen Geschichten um den heldenhaften Hünen haben die Geschichte zugedeckt. Weil in früheren Jahrhunderten die Person und ihre Lebensgeschichte ausgeschmückt worden ist, um ihn authentisch erscheinen zu lassen, hat die neuere Zeit, mit einer manchmal zu sehr auf schriftliche Quellen fixierten Geschichtsschreibung, gleich seine ganze Existenz bezweifelt. Es wurde, wie es so schön bildlich heißt: „Das Kind mit dem Bade ausgeschüttet“. Die Übertreibungen von früher, die den Mann zum 2,50 Meter großen Ritterhelden und Herzog hochstilisiert hat, führte dazu, dass heute wieder übertrieben wird, wenn gleich die ganze Person selbst als Legende abgetan wird. Dass aber die historische Person Graf Rath in Vergessenheit gerät, will der Ortshistoriker Ernst Meßmer mit seinem neuen Buch verhindern. Meßmer beklagt die „schwindende Verehrung des Mannes in der Kirche und fehlende Wertschätzung in der politischen Gemeinde“. Dieser Entwicklung will er mit dem Buch entgegentreten, indem er die verwobene Dichtung und Wahrheit wieder „auseinanderdröselt“ und die historischen Wurzeln auszugraben versucht. Nicht nur die historische Persönlichkeit allein ist dabei interessant, sondern letztlich befasst sich das Buch auch mit der ältesten Geschichte Dießens und Andechs. Ein interessantes Werk, das aus einer legendären Geschichte den historischen Kern heraus schält, eine Technik, die bei vielen unserer überlieferten Sagen und Legenden anzuwenden wäre.

Das Buch mit 270 Seiten und etlichen farbigen Abbildungen ist unter der ISBN-Nummer 978-95551-123-4 im Bauer-Verlag erschienen und kann für 12 Euro bestellt oder im Edeka-Supermarkt am Grafrather Bahnhof gekauft werden.

Klaus Gast

**Arbeitskreis Geschichte
Riegsee:
Geschichte der Gemeinde
Riegsee (Band 2) –
„Leben in unseren Dörfern
im Königreich Bayern“.**

Schon mehrfach durften wir auf einen der Bände des Geschichtsarbeitskreises Riegsee hinweisen. Als vierter Teil dieser akribisch aufgearbeiteten Ortsgeschichte erscheint nun der Band 2 (die Bände 3, 5 und 8 sind schon erschienen). Diesmal hat sich der engagierte Arbeitskreis um den seit Jahren so agilen Dorfhistoriker Karl Wolf mit dem „Leben in unseren Dörfern im Königreich Bayern“ beschäftigt. The-

ma sind die Neuordnung der ländlichen Gemeinden und der staatlichen Ordnung durch das Gemeinde-Edikt von 1808 und der Verfassung von 1818, nach den Umwälzungen der Säkularisation und der Neugründung des Königreichs.

Berufsbilder, Sozialfürsorge, gemeindliche Daseinsvorsorge, aber auch die Zeit in der Vereine, Genossenschaften und dergleichen gegründet wurden und natürlich die Veränderung der Dorfgesellschaft im Wandel der Zeit werden beleuchtet. Es waren rund hundert Jahre voller großer Umwälzungen, eingeleitet von den verbrecherischen europaweiten Expansionskriegen Napoleons, letztlich untergegangen in dem noch verbrecherischen Expansionskrieg des deutschen Kaisers, der deutschen Fürsten und Militärs und ihrer Verbündeten, dem Ersten Weltkrieg.

Wie jeder der bisher erschienenen Bände, ist auch dieser 240 Seiten starke Chronikteil wieder bei Gattner in Murnau, beim Kramerladen in Riegsee oder bei der Gemeindeverwaltung sowie direkt beim Arbeitskreis Geschichte zu erwerben (ISBN 978-3-929879-47-6).



Klaus Gast

**Gerhard Neumeier:
Fürstenfeldbruck 1945 bis
1990 – Von der Kleinstadt
zum Mittelzentrum.**

Das Buch ist 2021 erschienen und schildert alle bedeutenden Ereignisse, Strukturen und Prozesse in Fürstenfeldbruck in den Jahren von 1945 bis 1990, insbesondere das Ausmaß des Bevölkerungsanstiegs und dessen wesentliche Ursachen. Viele Flüchtlinge erreichen den Ort, deren Herkunftsgebiete und soziale Situation analysiert werden. Die vom Autor erforschte Sozialstruktur ergibt eine Dominanz der einfachen und mittleren Angestellten. Ein

ausführliches Kapitel wird den Schulen gewidmet, mit dem Schwerpunkt der Gründung und Entwicklung des ersten Gymnasiums. Die wirtschaftliche Entwicklung weist überwiegend eine kleingewerbliche Struktur auf. Von besonderer Bedeutung ist auch die Geschichte des Fliegerhorstes in Fürstenfeldbruck und das dort stattgefundenende Ende des Olympiaattentats 1972. Die Bedeutung des Vereinslebens wird durch die Hervorhebung der wichtigsten Vereine gewürdigt. In Fürstenfeldbruck zeigen sich beinahe alle wichtigen Entwicklungen der deutschen Geschichte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, von der Situation nach dem Zweiten Weltkrieg, den Jahren des Wirtschaftsaufschwungs, den urbanen Auswirkungen durch die Nähe zur Landeshauptstadt München und dem Wandlungsprozess zur Dienstleistungsgesellschaft sowie der lokalen politischen Entwicklung. Der Autor Dr. Gerhard Neumeier studierte Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München, arbeitete in zwei Universitätsarchiven und ist derzeit Leiter des Stadtarchivs Fürstenfeldbruck. Das Buch mit 568 Seiten ist im Buchhandel und direkt über den Verlag Schnell & Steiner zum Preis von € 39,95 erhältlich (ISBN 978-3-7954-3602-5).



Bernhard Wöll

**Hans Schütz:
Der gute Mensch von
Auschwitz?**

Was für ein Titel, den der Autor, Hans Schütz aus dem oberbayerischen Peiting, für das gerade einmal 94 Seiten umfassende Buch, besser wohl Büchlein, gewählt hat!

Ein einprägsamer Titel, der mit dem Gestaltungsmittel des Gegensatzes arbeitet. Hier das prinzipiell Gute im Menschen und dort das abgrundtief Böse, gesetzt durch das Wort Auschwitz! Versehen mit dem bedeutsamen Fragezeichen am Ende, das beim aufmerksamen Leser bzw. Leserin ein „Wie kann das denn sein?“ hervorrufen muss.



Schütz dokumentiert in zeitlich wechselnden Bezügen seine Begegnungen mit Dr. Hans Münch, einem niedergelassenen Landarzt im nahegelegenen Roßhaupten, unweit von Steingaden, am südwestlichen Rand des Landkreises Weilheim-Schongau. Um ganz präzise zu sein, er beschreibt die Unbeschwertheit vieler Griechenlandurlaube mit Dr. Münchs jüngstem Sohn, seinem Schulfreund „Gigo“. Dessen Vater, ein angesehener Arzt, nennt in Mittelgriechenland ein Landhaus sein Eigen, in phantastischer Lage am einsamen Strand am Golf von Volos.

Was Schütz zu diesem Zeitpunkt nicht weiß, als er im Sommer 1971 erstmals eingeladen wird, ist die Tatsache, dass sein damals 60-jähriger Gastgeber der letzte noch lebende ehemalige NS-Lagerarzt von Auschwitz und des KZ Dachau ist und ein Bewunderer von Josef Mengele!

Erst am 28. September 1998 gelangt ihm durch den mehrseitigen Abdruck eines Interviews im Spiegel, über einen gewissen Dr. Hans Münch, dessen Vergangenheit als NS-Mediziner zur Kenntnis.

Die Verstörtheit, was den Buchtitel betrifft, gipfelt schließlich in der Tatsache, dass selbst jüdische Zeitzeugen Dr. Hans Münch im sogenannten „Krakauer Auschwitz-Prozess“, im November 1947, in Polen, als NS-Lagerarzt mit den Worten freisprachen: „Er wurde geschätzt als Retter vieler Auschwitz-Häftlinge, der sich dadurch selbst in Lebensgefahr gebracht hatte.“¹

Am 25.01.2005, also ein halbes Jahrhundert später, beschreibt der Journalist Bruno Schirra neuerlich ein Treffen eines Auschwitz-Juden mit Dr. Münch. Inzwischen hat Hans Münch als der „gute Mensch von Auschwitz“ zahlreiche Diskussions- und Gedenkveranstaltungen in der ganzen Bundesrepublik absolviert. In dem Artikel „Erkennen Sie mich noch, Herr Doktor?“ findet sich dann dessen weitreichende Feststellung: „Ich wollte über den „guten Menschen von Auschwitz“ schreiben, „Der tatsächlich den einen oder anderen seiner Häftlinge, wie den Arzt Geza Mansfeld, gut behandelt hat. Ihre Opfer, das habe ich später gelernt, konnten nicht schlecht über Sie aussagen. Ihre Opfer waren tot.“²

Was macht diese biographische Dokumentation so lesenswert?

Sechs Mal war Hans Schütz Dr. Münchs Gast, wenngleich nicht in einem täglichen und intensiven Kontakt. Aber doch reichte das aus, ihn als, „sehr ruhigen, sanften und hilfsbereiten Menschen“ kennenzulernen, so Hans Schütz.

Eindrucksvoll, überzeugend und stets nachvollziehbar beschreibt Schütz in vielen Episoden den permanenten Zwiespalt, dem er sich ausgesetzt sieht, bis zum Tod Hans Münchs 2001 und darüber hinaus. Ein schwer auszuhaltendes Dilemma, das man persönlich nur bewältigen kann, wenn man darüber schreibt, wie in diesem Buch.

Im Zuge der zahlreichen eigenen Recherchen wird Schütz auch auf Imre Gönczy aus Haifa aufmerksam, damals „Emmerich“ genannt, im KZ Auschwitz, und der Bursche von Dr. Münch. Beide begegneten sich nochmals, 1999, in Münchs Haus, auf dessen Einladung! Zum Schluss stellt Imre dem überraschten Münch in seinem Haus dann folgende Frage: „Nur eines würd‘ ich gern wissen. Herr Doktor Münch. Würden Sie heute mit all Ihrem Wissen, wenn Sie zurückversetzt würden nach Auschwitz. Würden Sie es nochmals tun. Was Sie mir und all den anderen angetan haben?“ Münch hört die Frage, die keine für ihn ist. „Ja natürlich. Warum nicht?“

Fazit:

Der Text ist verständlich, klar und prägnant verfasst. Evaluierendes Lesen, bei dem Textaussagen kritisch hinterfragt werden, ob das Beschriebene zu der eigentlichen Themenstellung passt, ist stets möglich. Dazu gehören insbesondere im letzten Teil des Buches Schütz' zunehmende innere Zweifel an der „Legende vom guten Menschen in Auschwitz“. Zu eindeutig sind auch für ihn die Belege dafür, dass Dr. Münch ohne jede Relativierung als Kriegsverbrecher bezeichnet werden muss.

Ergänzend weise ich auf das ZEIT Magazin Nr. 29/2021 hin, in dem zwei Journalistinnen langjährige Ermittler des LKA Düsseldorf fragen, „Wie ist es, Jahrzehnte nach dem Krieg bei mutmaßlichen KZ-Wachmännern oder Mördern zu klingeln?“³

Details:

Das Buch (Klappenbroschur) mit 94 Seiten und einem exklusiven Vorwort von Prof. Dr. Gerhard Kral ist im Vergangenheits Verlag erschienen (ISBN 978-3-86408-263-4) und kostet 12 Euro.

Quellenangaben:

- 1 Seite „Hans Münch (Mediziner)“. In: Wikipedia – Die freie Enzyklopädie. Bearbeitungsstand: 7. Mai 2021, 05:01 UTC.
URL: [https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Hans_M%C3%BCnch_\(Mediziner\)&oldid=211685134](https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Hans_M%C3%BCnch_(Mediziner)&oldid=211685134) (Abgerufen: 10. Juli 2021, 12:45 UTC)
- 2 Bruno Schirr: Erkennen Sie mich noch, Herr Doktor? In: Die Welt v. 25.01.2005
- 3 Anna Kemper und Fiona Weber-Steinhaus: Hat ein Täter mal vor Ihnen seine Schuld bekannt? Nur einer In: ZEIT MAGAZIN NR. 29/2021

Hans Schütz wurde am 12.11.1951 in Lechbruck im Allgäu geboren und lebt im oberbayerischen Peiting, wo er auch bis 2016 als Mittelschullehrer und Umweltfachberater arbeitete. Schütz ist Mitherausgeber der seit vier Jahrzehnten existierenden alternativen Monatszeitschrift „OHA, Zeitung aus dem Pfaffenwinkel“. Er engagiert sich in verschiedenen Umweltorganisationen und ist seit mehr als 18 Jahren Kreisrat.

Im Jahr 2010 wurde Schütz für sein langjähriges ehrenamtliches Engagement im Umweltbereich mit der Bezirksmedaille des Bezirks Oberbayern geehrt und erhielt im Dezember 2016 den Umweltpreis des Landkreises Weilheim-Schongau vor allem auch für seine literarischen Werke. Weit über die Heimatregion hinaus ist Schütz mittlerweile durch seine zahlreichen Lesungen und Kleinkunstauftritte bekannt.
www.hansschuetz.de

Alfred Honisch